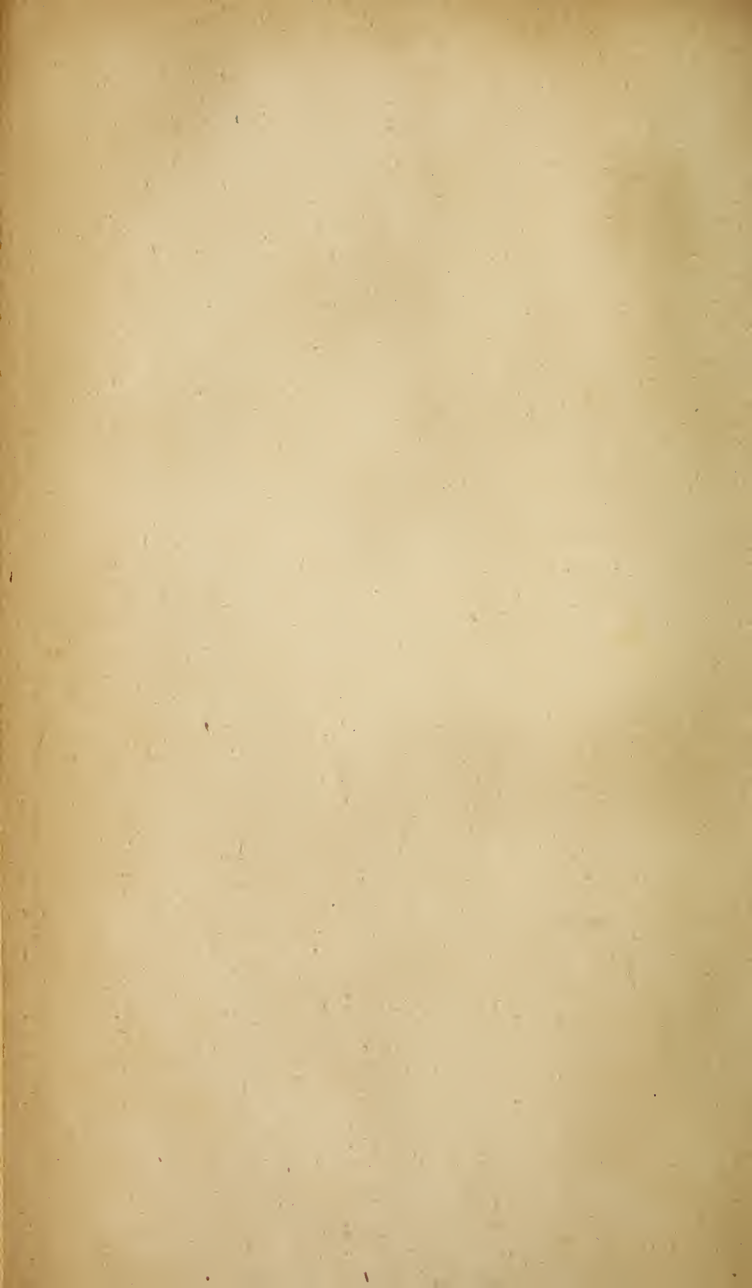








Die Bücher der Rose
Neunter Band
Die Droste

„Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden, aber nach fünfzig Jahren möchte ich gelesen werden." Dieser Wunsch des westfälischen Edelfräuleins, das seit 1848 auf dem Meersburger Friedhof über dem Bodensee schlummert, hat sich seltsam erfüllt. Denn nach diesen fünfzig Jahren erblühte uns eine Kunst, die der Drosteschen durchaus wesensverwandt ist und dieser naturgemäß eine vermehrte Beachtung zuwenden ließ. Und dazu kommt, daß „die Droste", nicht etwa theoretisch, sondern als „Fall", die Frauenfrage unserer Zeit eigentümlich beleuchtet. . . Wie denn Annette von Droste-Hülshoff nicht nur die größte der deutschen Dichterinnen zu nennen, sondern von diesen als ganz einzigartige Erscheinung zu trennen ist. — Die Gedichte Annettens gelten für schwer zugänglich, sie bleiben es nicht für den, der die Briefe gelesen hat, die nicht nur als absichtlose Selbstzeugnisse eines guten und bedeutenden Menschen wertvoll, sondern auch durch das, was sie uns aus dem Leben einer kaum vergangenen Epoche vergegenwärtigen, interessant sind. Von den Erzählungen hat „Die Judenbuche" Ewigkeitswert. Und endlich: vor so manchem Großen besitzt die Droste den fraulich schönen Vorzug, daß ihr gegenüber kennen und lieben dasselbe ist.

Dreiundsechzigstes bis siebzigstes Tausend: 1918
Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Annette Freiin von Droste-Hülshoff

Briefe Gedichte Erzählungen

Auswahl und Einführungen
von Hans Amelungk



Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München 1918

Entzünden möcht ich alle Kerzen
und rufen jedem müden Sein:
Auf ist mein Paradies im Herzen
zieht alle, alle nun hinein!

Den Schattenriß hat Frau Dora Brandenburg-Polster-München,
den Rosenschmuck Frau Käte Desper-Waentig-München gezeichnet.



Annette Freiin von Droste-Hülshoff ist am 10. Januar 1797 auf Hülshoff, einer alten Wasserburg in Westfalen, als ein äußerst schwächliches Kind über einen Monat zu früh geboren und auf die Namen Anna Elisabeth getauft worden.

Ihr gütiger Vater, der Freiherr Klemens August, entstammte dem Geschlecht derer von Deckenbrock, das, im dreizehnten Jahrhundert mit dem Drosten-Amte (Drost = Truchseß, Amtshauptmann) des Münsterschen Domkapitels belehnt, den Namen von Droste angenommen und im fünfzehnten die zwei Stunden von Münster gelegene „Burg auf dem Hülshove" erworben hatte. Bei Annettens Geburt siebenunddreißigjährig, war er ein gebildeter Landedelmann, den „das gedruckte Blutvergießen" mehr interessierte als das wirkliche und der Park, Blumen und Vögel höher schätzte, als Äcker und Schweine. Er war sehr musikalisch, hatte mancherlei Sammlerneigungen und eine starke Vorliebe für „die Dinge jenseits der Wirklichkeit", Gesichte und Träume, denen er große Bedeutung beilegte.

Seine kluge und energische Gattin, Therese Luise, geb. Freiin von Haxthausen, aus dem Hause Abbenburg im Paderborner Lande, zählte fünfundzwanzig Jahre, als sie Annettens Mutter wurde. Sie hielt das Ihrige in guter Zucht und war in ihren Kreisen auf Schulung des Geistes, Festigung des Charakters und Verfeinerung der Lebensformen bedacht.

In einer braven armen Frau ward eine Amme für das überzarte kleine Edelfräulein gefunden, die diesem zu leben ermöglichte. Annette ist dieser Bäuerin bis zum Tode in dienstbereiter Fürsorge zugetan geblieben.

Mit einer um zwei Jahre älteren Schwester, die Marianne hieß und Jenny genannt wurde, und zwei jüngeren Brüdern, Werner und Ferdinand, aufwachsend, verlebte Annette ihre Kindheit und Jugend auf Hülshoff. Den ersten Unterricht gab ihr die Mutter, später nahm sie an dem humanistischen des Hauslehrers ihrer Brüder teil. Zeichnen, Klavierspielen, Handarbeiten wurden nicht vernachlässigt. Eine öffentliche Schule hat sie nie besucht.

Ein leicht erregtes Kind von Phantasie und lebhaftestem Empfinden, lernte sie die einfache, mehr ernste als lachende Natur, die sie umgab, in allen und gerade in den kleinen und kleinsten ihrer Erscheinungen tief verstehen. Wachend und schlafend sah und hörte sie mehr als andere und versuchte früh, was sie innerlich erlebte, darzustellen. Ihre ersten Verse schrieb sie mit sechs Jahren.

Die weltentlegene westfälische Heimat, die sich trefflich ergänzenden Eltern, das in wohlbehüteten Grenzen geistig rege, still tätige Leben auf Hülshoff hat Annette in dem Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande" geschildert, das den Schluß dieses Buches bildet.

Die Eltern, beide aus gut katholischen und gut westfälischen Adelsgeschlechtern hervorgegangen, standen in gesellschaftlichem Verkehr mit den aristokratischen Kreisen der nahen [bis 1803 als geistliches Fürstentum selbständigen] Landeshauptstadt, die gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der tiefreligiösen Fürstin Gallitzin und dem zum Katholizismus übergetretenen Grafen Friedrich Leopold von Stolberg (dem Jugendfreunde Goethes) einen bedeutenden Mittelpunkt erhalten hatten. Besonders wertvoll aber wurden für die heranwachsende Annette die zahlreichen Besuche auf den Gütern der Großeltern von Haxthausen im Paderborner Lande und an der Weser, wobei ihre poetischen Versuche durch die fromme Großmutter auf religiöse Dinge geleitet wurden. Bei einem dieser Besuche lernte Wilhelm Grimm, welcher der Familie von Haxthausen freundschaftlich nahestand, 1813 auf Bökendorf Annette kennen, die nun gemeinsam mit ihrer Schwester Jenny im Münsterlande Material für sein Märchenbuch zu sammeln begann. Auch zu Ludwig Uhlands Volksliedersammlung steuerte sie einiges bei.

Die erste, eigentlich „literarische" Beziehung gewann Annette gleichfalls schon als ganz junges Mädchen, und zwar zu dem einstigen Göttinger „Hainbund"-Dichter, Anton Matthias S p r i c k m a n n,

der damals als Regierungsrat und Vorsitzender der Freimaurerloge in Münster lebte, freilich schon 1814, fünfundsechzigjährig, nach Breslau übersiedelte, von wo er erst 1829 in seine Vaterstadt Münster zurückkehrte. Er ist der erste gewesen, der die werdende Dichterin sachlich zu fördern suchte, die nun anfing, ihre dichterische Begabung als ihren Beruf zu erkennen, zugleich auch die Schranken, welche Herkunft und Erziehung seiner Erfüllung setzten.

Nun beginnt eine Reihe fast hilflos schwerer Jahre, eine Sturm- und Drangperiode, eine Kette von Kampf und Entsagen. Menschlich Schwerstes kommt hinzu. Zum ersten, nicht zum letzten Male versagt sich die schon nahe Erfüllung ihres natürlichsten Frauenberufes. „Ich denke Tag und Nacht an ihn, ich habe ihn so lieb, daß ich keinen Namen dafür habe, er steht mir so mild und traurig vor Augen, daß ich fast die ganze Nacht weine und ihm immer in Gedanken vielerlei erkläre, was ihm jetzt dunkel scheinen muß, ach Gott, wenn ich ihm nur schreiben dürfte, dann wüßte ich wohl noch allerhand, was ich ihm allein sagen könnte ..." In Glaubensnöten entsteht die erste Hälfte der religiösen Gedichte „Das geistliche Jahr". Ihre ohnehin zarte Gesundheit ist erschüttert. Ein am Rhein, in geistig angeregten Verwandtenhäusern [in Bonn lebte ihr Onkel Moritz von Haxthausen und ihr Vetter Professor Klemens von Droste-Hülshoff, in Köln ihr Onkel Regierungsrat Werner von Haxthausen] verlebter Winter bringt zeitweilige Wiederherstellung und vermittelt menschlich wertvolle neue Beziehungen. Erfrischt kehrt Annette nach Hülshoff zurück. Da stirbt (1826) unerwartet der geliebte Vater, ihm folgt (1829) der Bruder Ferdinand, dem ihre besondere Liebe gehörte. Nun bricht Annettens Gesundheit völlig zusammen, um sich nie wieder ganz zu erholen.

Nach dem Tode des Vaters übernahm der älteste Sohn Werner die Herrschaft Hülshoff. Die Mutter bezog mit ihren beiden Töchtern Jenny und Annette das kleine, zwischen Hülshoff und Münster etwas abseits gelegene Gut Rüschhaus. „Mitten in einem großen verwitterten Park lag das Rüschhaus. Eine mittelalterliche Zugbrücke führte über breite Gräben, in deren feuchtem Grunde himmelblaue Blumen wuchsen. Gras und Unkraut bedeckte die Wege, wilde Rosen und wilder Wein die Mauern, bemooste Steinbilder standen unter Trümmern vergangener Herrlichkeiten ... Wenn Annette aus den vier niederen Entresolkämmerchen blickte, welche hier ihre Wohnung bildeten, sah sie nur grüne oder entlaubte und verschneite Gotteswelt, mit einem blauenden Bergzug in der Ferne, nicht einmal das Dach einer Häuslerhütte mahnte an Menschennachbarschaft."

Noch einsamer gestaltete sich das weltferne Leben auf Rüschhaus, das 1828 und 1830 durch angeregte Wintermonate am Rhein unterbrochen worden war, als 1834 Annettens Schwester Jenny als zweite Frau des vierundsechzigjährigen Germanisten, früheren fürstenbergischen Regierungsdirektors Josef Freiherrn von Laßberg nach Schloß Eppishofen im Kanton Thurgau übersiedelte, doch fand sich alsbald einiger Ersatz im Verkehr mit neugewonnenen, literarisch interessierten Freunden in Münster. Da war der Gymnasiallehrer Wilhelm Junkmann, der sich in Versen versuchte, und besonders dessen halbblinder Freund, der Akademieprofessor Christoph Bernhard Schlüter, der, um vier Jahre jünger als Annette, das ganze Vertrauen der einsamen Dichterin gewann. Mehr als sein oft unsicheres Urteil hat die Lauterkeit seines Wesens und sein herzliches Interesse Annetten gefördert, deren dichterische Art er wohl stärker als etwas Fremdes empfand, denn als etwas Großes erkannte. Jedenfalls gab seine Freundschaft, an der er weit über ihren Tod bis an den eigenen (1884) festhielt, in diesen Jahren ihrem Leben und Schaffen neue Anregung. Schlüter war es auch, der 1838 das Erscheinen der ersten Ausgabe von Annettens Gedichten in einer Münsterschen Buchhandlung bewirkte. Das Buch hatte keinen Erfolg: nach sechs Jahren zeigte sich, daß im ganzen fünfundsiebzig Exemplare verkauft worden waren. Weiteren Kreisen vertraut geworden ist die Dichterin erst durch die vorliegende Auswahl.

(Fortsetzung der Lebensgeschichte Seite 58.)



Briefe

1814—1841 (siebzehntes bis vierundvierzigstes Lebensjahr)

Hülshoff, 20. 12. 1814. An Sprickmann:

Ihr lieber Brief, mein lieber teurer Freund, hat mir die froheste und fast möchte ich sagen die einzige frohe Stunde seit Ihrer Abreise gewährt, denn wirklich ist seit kurzem mein Leben ziemlich arm daran gewesen; mehrere Umstände stimmten zusammen, um mich in eine innere Trauer zu versetzen, mehrere Todesfälle in unserer Familie. Sie wissen es wohl noch nicht, daß meine Großtante, die alte Frau v. Padberg, und ihre Tochter, die junge Frau v. Padberg, welche beide Sie vermutlich oft in Münster haben nennen hören, nach einem sehr kurzen Krankenlager beide an einem Tage gestorben sind; letztere hinterläßt sechs Kinder, wovon das älteste erst elf Jahre alt ist. Die Verstorbenen haben mir während ihres Lebens eigentlich wenig Anteil eingeflößt, aber doch hat mich ihr Tod wundersam gerührt. Ich habe das Glück gehabt, bis jetzt wenige meiner Verwandten zu verlieren, und starb ja einer, so hatte ich ihn wenig gekannt, oder in langer Zeit nicht gesehen oder ein langes Krankenlager hatte uns täglich auf seinen Tod vorbereitet; aber so ein frisches blühendes Leben, was ich vor wenigen Tagen noch in seiner ganzen Kraft hatte wirken und sich regen sehen, und nun so auf einmal jede Spur verlöscht, so ganz unsern Blicken und Wissen entnommen diese Wesen, mit denen wir so oft und auf so mannigfache Weise in Berührung kamen, zerrissen alle diese Bande, und uns fremd und verödet auf immer dieses Haus, wo ich so manche angenehme und unangenehme Stunden verlebt hatte: es war eine tiefe, schaurige Empfindung, Sprickmann, und ich empfand sie zum ersten Male noch sehr. Kurz vor ihrer Auf-

lösung waren beide Verstorbene mit ihrer ganzen Familie bei uns, und die junge Frau unterhielt sich mit mir von einer ihrer Bekannten, welche seit kurzem von einer sonderbaren Art von Verrücktheit befallen war, worin sie alles für Täuschung hält. Die F. v. P. äußerte die Besorgnis, sie möge durch ihre grasse Ideen ihre Gesundheit zerstören und ihr Ende beschleunigen, ach! sie ahndete wohl nicht, daß die Arme bei ihrer Leiche stehen und sie im Wahnsinn nicht für ihre Freundin erkennen würde. Die schnelle Auflösung aller dieser Personen (denn auch eine Mutterschwester hat plötzlich zwei allerliebste Kinder verloren) rief mir vornehmlich die Worte „auch du mußt sterben", ein Ton, der in meiner Brust widerhallte und noch dadurch verstärkt wurde, daß ich mir, wie man glaubte, durch zu vieles angestrengtes Singen ein immerwährendes Übelbefinden zugezogen hatte. Obgleich ich nun nur wenig Schmerzen fühlte, so brachte mich doch eine täglich zunehmende Magerkeit und Blässe, das Verschwinden meines Appetits, eine immerwährende Mattigkeit und die mit einem solchen Zustande unzertrennlich verbundene Niedergeschlagenheit auf den Gedanken der Auszehrung und stellte mir oft den Gedanken einer nahen Auflösung recht lebhaft und ernstlich vor Augen; doch jetzt ist alles vorüber, und da ich mich durch ein vierzehntägiges Faulenzen vollkommen wieder kuriert habe, so zeigt sich hieraus deutlich, daß mein Übelbefinden bloß die Folge des zu angestrengten Studierens und zu vielen Sitzens war, weshalb ich auch jetzt, da es wieder darauf losgehen soll, eine Spazierstunde in die Tagesordnung einflicken werde. Doch genug und schon zu viel, verzeihen Sie, mein lieber Freund Sprickmann, daß ich Sie bis jetzt nur immer von meiner eignen kleinen Person unterhalten habe; ich habe die böse Gewohnheit, daß ich nicht gut abbrechen kann, wenn ich einmal in einen Text hineingeraten bin, und dieser berührte zu sehr die innern Saiten meines Gemütes. Daß es Ihnen, mein liebster Sprickmann, so wohl in Breslau gefällt, hat mich sehr gefreut, fast noch mehr aber, daß Sie, teurer Freund, und Ihre liebe Frau, meine

Herzensmutter, die lange bedenkliche Reise so ganz ohne Beschwerde überstanden haben. Sie können nicht glauben, mit welcher Herzensangst ich Sie auf dem langen Wege begleitet habe, und wie viele Not ich ausgestanden habe, bis mir ein Bekannter die Nachricht Ihrer glücklichen Überkunft brachte. Meine in meinem damaligen Gemütszustande sehr aufgeregte Phantasie stellte Sie mir begleitet von allen Reiseunannehmlichkeiten vor, als da sind schlechte Wege und Bewirtung, zerbrochener Wagen, oder wohl gar krank in dem fremden Lande, auf der Reise wohl gar ohne die nötigen Bequemlichkeiten! O Gott, Sie können sich die Angst nicht denken, die mich dann befiel, aber dann schien mir immer, Gott könne alle den Herzen, die Sie mit Trauer und Sorge auf Ihrem Wege begleiteten, das nicht zuleide tun. Das war nun wohl ein frevelhafter Gedanke, aber er gab mir doch immer einen reinen Trost, und das Reine kann doch nicht ausgehen vom Unreinen und Bösen, und sollten die frommen Wünsche so vieler vereinigten Seelen nicht auf das Wohl eines Menschen einwirken können? Die neuern Philosophen und Theologen wollen es abstreiten, daß fromme Wünsche und Gebete etwas mehr bewirken können, wie das Heil der eigenen Seele; wenn sie bedächten, daß sie dadurch so manchem bedrängten Herzen seinen letzten Trost, seine letzte Hoffnung, dem geliebten entfernten Wesen auf irgendeine Art nützlich zu sein, raubten, sie würden ihren schönen Grundsatz für sich behalten, der doch wohl schwerlich zur Beförderung der Moralität und innern Andacht etwas beiträgt. Nun noch etwas von meinem Treiben und Wirken. An meinem Trauerspiele habe ich bis vor zwei Wochen noch immer fortgeschrieben, und werde auch jetzt wieder dabei anfangen; es geht etwas langsam, aber doch hoffe ich es gegen den Frühling fertig zu bekommen. Ich wollte, es stände sogleich auf dem Papiere, wie ich es denke, denn hell und glänzend steht es vor mir in seinem ganzen Leben, und oft fallen mir die Strophen in großer Menge bei, aber bis ich sie alle geordnet und aufgeschrieben habe, ist ein großer Teil meiner Begeisterung verraucht, und das Auf-

schreiben ist mir bei weitem das Mühsamste bei der Sache. Doch kommt es mir vor, als ob sich meine Schreibart besserte; dies sagen mir auch alle, denen ich es auf Verlangen meiner Mutter vorlas; aber ich fürchte immer, daß diese Menschen gar wenig davon verstehen, denn es sind meistens Frauenzimmer, von denen ich im ganzen nur wenig Proben eines reinen und soliden Geschmacks gesehen habe, und so fürchte ich, sie täuschen sich und mich. Ach, mein Freund, wie sehn' ich mich dann oft nach Ihnen, Ihren lehrreichen Gesprächen, unbefangenem Urteile und sanftem Tadel, denn was soll mir das Lob von Menschen, welche nicht tadeln können? Lieber teurer Sprickmann, ich sehe es täglich mehr ein, wie unendlich viel ich an Ihnen verloren habe und wie ich ohne Sie nur ein schwaches und unselbständiges Wesen bin. Bitten Sie Gott um etwas mehr Festigkeit des Charakters für mich, ich flehe täglich zu ihm für Ihr Glück.

Hülshoff, Februar 1816. An Sprickmann:

Daß ich Ihren mir so teuren Brief nicht eher beantwortet habe, mein lieber einziger Sprickmann, daran ist gewiß mein für Sie so warmes Herz nicht schuld, sondern nur mein schwacher, miserabler Körper, der mir bis jetzt sogar die kleine angenehme Anstrengung eines freundlichen Briefwechsels untersagte. Ich würde indessen schon eher wiederhergestellt worden sein, wenn die Kur des vollkommenen Müßiggangs recht regelmäßig durchgehalten hätte, aber dies ist im Winter und auf dem Lande, wo man die Zeit weder mit Spazierengehen noch freundschaftlichen Besuchen (lesen durfte ich auch nicht recht) ausfüllen kann, ganz unerträglich, und Langeweile ist ausgemacht die schmerzlichste Art von Anstrengung und gewiß auch die schädlichste. Ich weiß also nicht, was meine Genesung mehr verzögert hat, die oft zu genaue Befolgung oder die oft zu zügellose Übertretung des ärztlichen Befehls; jetzt bin ich aber beiden zum Trotz bis auf eine kleine Schwäche völlig hergestellt, und gegen wen sollt' ich jetzt eher die so lang versäumten Pflichten der Freundschaft erfüllen, wie gegen Sie?

Ich bin vor einigen Tagen auf einige Tage in Münster gewesen, um die berühmte mimische Künstlerin Madame Händel-Schütz zu sehen, die sich jetzt dort aufhält und auch noch wohl einige Zeit bleiben wird (sollte Sie dieses wundern, so müssen Sie wissen, daß Münster wohl noch nie so glänzend gewesen ist wie jetzt, da alle mögliche Zivil- und Militär-bureaus der neuen Provinzen und also auch die Familien der Beamten derselben nebst einem Teile des paderbörnischen, sauerländischen und kölnischen Adels sich dort aufhält). Sie gab aber leider in der Zeit, daß ich dort war, keine mimische Vorstellungen, sondern nur Deklamatorien. Es ziemt mir nicht, mein Urteil über eine Künstlerin zu äußern, worüber ganz Deutschland schon so sehr zu ihrem Vorteile entschieden hat und deren Namen ganz Europa kennt, nur eins: Sie erschien zuerst in der Rolle der Thekla im Wallenstein in einer äußerst prächtigen Kleidung, und diese behielt sie bei allen andern Szenen bei, obgleich keine einzige darunter war, wozu sie gepaßt hätte (z. B. der alte Flausrock von Voß), und obgleich sie beim Deklamieren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte und also jedesmal das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuten läßt, nicht überall so getan haben, so könnte es sehr leicht als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münsterischen Publikums genommen werden . . .

Ich muß eine Weile aufhören zu schreiben, weil ich mich in Hinsicht des anhaltenden Bückens noch ein wenig in acht nehmen muß. Ich höre soeben, daß die Lerchen sich draußen schon recht lustig machen; also in den Garten: ich bin doch den ganzen Winter gar nicht vor die Tür gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich komme soeben aus dem Garten. Gott! was für ein herrliches Wetter, vor einigen Tagen noch im härtesten Winter und jetzt von der wärmsten Mailuft umweht. Die Luft ist fast schwül, und die ersten Frühlingsboten, Lerchen, Buchfinken, Sprehen usw., machen ein Konzert, daß man fast sein eignes Wort nicht hören kann; wenn die Wärme ver-

hältnismäßig so zunehmen will wie seit einigen Tagen, so werden wir noch vor Ende Februar in den Hundstagen sein. Ich hatte, da ich noch ein kleines Mädchen war, immer die Idee, unsre Erde könne sich wohl einmal in eine andere Lage drehen, und wir dadurch unter einen wärmeren Himmelsstrich versetzt werden; diese Hoffnung erneut sich jedesmal, wenn das Wetter einige Tage besser war, wie es der Jahreszeit von Rechts wegen zukam; man sollte aber jetzt von neuem in den Wahn fallen, da schon seit mehreren Jahren das Wetter ganz auffallende Geniestreiche macht.

Hülshoff, 8. 2. 1819. An Sprickmann:

O mein Sprickmann, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Ihnen nicht lächerlich zu erscheinen, denn lächerlich ist das, was ich Ihnen sagen will, wirklich. Darüber kann ich mich selber nicht täuschen, ich muß mich einer dummen und seltsamen Schwäche vor Ihnen anklagen, die mir wirklich manche Stunde verbittert; aber lachen Sie nicht, ich bitte Sie; nein nein, Sprickmann, es ist wirklich kein Spaß. Sie wissen, daß ich eigentlich keine Törin bin; ich habe mein wunderliches, verrücktes Unglück nicht aus Büchern und Romanen geholt, wie ein jeder glauben würde. Aber niemand weiß es, Sie wissen es ganz allein, und es ist durch keine äußern Umstände in mich hineingebracht, es hat immer in mir gelegen. Wie ich noch ganz klein war (ich war gewiß erst vier oder fünf Jahr, denn ich hatte einen Traum, worin ich sieben Jahr zu sein meinte und mir wie eine große Person vorkam), da kam es mir vor, als ging ich mit meinen Eltern, Geschwistern und zwei Bekannten spazieren, in einem Garten, der gar nicht schön war, sondern nur ein Gemüsegarten mit einer geraden Allee mitten durch, in der wir immer hinauf gingen. Nachher wurde es wie ein Wald, aber die Allee mittendurch blieb, und wir gingen immer voran. Das war der ganze Traum, und doch war ich den ganzen folgenden Tag hindurch traurig und weinte, daß ich nicht in der Allee war und auch nie hineinkommen konnte. Ebenso erinnere ich mich, daß, wie meine Mutter uns eines

Tages viel von ihrem Geburtsorte und den Bergen und den uns damals noch unbekannten Großeltern erzählte, ich eine solche Sehnsucht danach fühlte, daß wie sie einige Tage nachher zufällig bei Tische ihre Eltern nannte, ich in ein heftiges Schluchzen ausbrach, so daß ich mußte fortgebracht werden; dies war auch vor meinem siebenten Jahre, denn als ich sieben Jahre alt war, lernte ich meine Großeltern kennen. Ich schreibe Ihnen diese unbedeutenden Dinge nur, um Sie zu überzeugen, daß dieser unglückselige Hang zu allen Orten, wo ich nicht bin, und allen Dingen, die ich nicht habe, durchaus in mir selbst liegt und durch keine äußern Dinge hereingebracht ist; auf diese Weise werde ich Ihnen nicht ganz so lächerlich scheinen, mein lieber nachsichtsvoller Freund. Ich denke, eine Narrheit, die uns der liebe Gott aufgelegt hat, ist doch immer nicht so schlimm, wie eine, die wir uns selbst zugezogen haben. Seit einigen Jahren hat dieser Zustand aber zugenommen, daß ich es wirklich für eine große Plage rechnen kann. Ein einziges Wort ist hinreichend, mich den ganzen Tag zu verstimmen, und leider hat meine Phantasie so viel Steckenpferde, daß eigentlich kein Tag hingeht, ohne daß eins von ihnen auf eine schmerzlich süße Weise aufgeregt würde. Ach, mein lieber, lieber Vater, das Herz wird mir so leicht, wie ich an Sie schreibe und denke, haben Sie Geduld und lassen Sie mich mein törichtes Herz ganz vor Ihnen aufdecken, eher wird mir nicht wohl. Entfernte Länder, große interessante Menschen, von denen ich habe reden hören, entfernte Kunstwerke und dergleichen mehr, haben alle diese traurige Gewalt über mich. Ich bin keinen Augenblick mit meinen Gedanken zu Hause, wo es mir doch so wohlgeht; und selbst, wenn tagelang das Gespräch auf keinen von diesen Gegenständen fällt, seh' ich sie in jedem Augenblick, wo ich nicht gezwungen bin, meine Aufmerksamkeit angestrengt auf etwas anderes zu richten, vor mir vorüberziehen und oft mit so lebhaften an Wirklichkeit grenzenden Farben und Gestalten, daß mir für meinen armen Verstand bange wird. Ein Zeitungsartikel, ein noch so schlecht geschriebenes Buch,

was von diesen Dingen handelt, ist imstande, mir die Tränen in die Augen zu treiben; und weiß gar jemand etwas aus der Erfahrung zu erzählen, hat er diese Länder bereist, diese Kunstwerke gesehen, diese Menschen gekannt, an denen mein Verlangen hängt, und weiß er gar auf eine angenehme und begeisterte Art davon zu reden, o mein Freund, dann ist meine Ruhe und mein Gleichgewicht immer auf längere Zeit zerstört, ich kann dann mehrere Wochen an gar nichts andres denken, und wenn ich allein bin, besonders des Nachts, wo ich immer einige Stunden wach bin, so kann ich weinen wie ein Kind, und dabei glühen und rasen, wie es kaum für einen unglücklich Liebenden passen würde. Meine Lieblingsgegenden sind Spanien, Italien, China, Amerika, Afrika, dahingegen die Schweiz und Otaheite, diese Paradiese, auf mich wenig Eindruck machen. Warum? das weiß ich nicht; ich habe doch davon viel gelesen und viel erzählen hören, aber sie wohnen nun mal nicht so lebendig in mir. Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich mich oft sogar nach Schauspielen sehne, die ich habe aufführen sehen, und oft nach eben denjenigen, wobei ich mich am meisten gelangweilt habe, nach Büchern, die ich früherhin gelesen und die mir oft gar nicht gefallen haben ... habe ich z. B. in meinem vierzehnten Jahre einen schlechten Roman gelesen, den Titel weiß ich nicht mehr, aber es kam von einem Turme darin vor, worüber ein Strom stürzt, und vorn am Titelblatt war besagter abenteuerlicher Turm in Kupfer gestochen; das Buch hatte ich längst vergessen, aber seit längerer Zeit arbeitet es sich aus meinem Gedächtnisse hervor, und nicht die Geschichte, noch etwa die Zeit, in der ich es las, sondern wirklich und ernsthaft das schäbige, verzeichnete Kupfer, worauf nichts zu sehen ist, wie der Turm, wird mir zu einem wunderlichen Zauberbilde, und ich sehne mich oft recht lebhaft danach, es einmal wieder zu sehen: wenn das nicht Tollheit ist, so gibt's doch keine, da ich zudem das Reisen gar nicht vertragen kann, da ich mich, wenn ich einmal eine Woche von Hause bin, ebenso ungestüm dahin zurücksehne, und da auch wirklich dort alles meinen Wünschen

zuvorkommt. Sagen Sie! was soll ich von mir selbst denken? und was soll ich anfangen, um meinen Unsinn los zu werden? Mein Sprickmann, ich fürchtete meine eigene Weichheit, wie ich anfing, Ihnen meine Schwäche zu zeigen, und statt dessen bin ich über dem Schreiben ganz mutig geworden; mich dünkt, heute wollte ich meinen Feind wohl bestehen, wenn er auch einen Anfall wagen sollte. Sie können auch nicht denken, wie glücklich übrigens meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde, besonders seit ich vor dreieinhalb Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Dabei ist mir die Achtung vieler schätzbaren Menschen zuteil geworden und die Freundschaft einiger lieben, lieben harmoniereichen Seelen, worunter freilich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den übrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalin Thielemann nennen, die Frau unseres Gouverneurs. Ihr Rang, und der Unterschied unserer Jahre :| sie könnte reichlich meine Mutter sein |: hielt uns lange entfernt voneinander, vorzüglich da meine Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Connexionen führen könnte; wir haben wirklich beide mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zueinander zu kommen ...

Hülshoff, 9. 10. 1820. An die Mutter:

[Mit diesem Briefe übergab Annette als Dreiundzwanzigjährige der Mutter das Manuskript der ersten Hälfte des „Geistlichen Jahres". Gedichte aus diesem bilden den Schluß der mittleren Abteilung des vorliegenden Buches.]

Du weißt, liebste Mutter, wie lange die Idee dieses Buches in meinem Kopfe gelebt hat, bevor ich sie außer mir darzustellen vermochte. Der betrübende Grund liegt sehr nahe, in dem Unsinn, dem ich mich recht wissentlich hingab, da ich es unternahm, eine der reinsten Seelen, die noch unter uns sind, zu allen Stunden, in Freud und Leid vor Gott zu führen, da ich doch deutlich fühlte, wie ich nur von sehr

wenigen Augenblicken ihres frommen Lebens eine Ahnung haben könne, und wohl eben nur von jenen, wo sie selbst nachher nicht weiß, ob sie zu den guten oder bösen zu zählen. Es würde somit fast freventlich gewesen sein, bei so heiligen Dingen mich in vergeblichen Versuchen, ich möchte sagen, herumzutummeln, wenn nicht der Gedanke, daß die liebe Großmutter ja gerade in jenen Augenblicken nur allein eines äußeren Hilfsmittels etwa bedürfe, indes in ihren reineren Stunden alles Hinzugetane gewiß überflüssig oder störend, und wo sie sich dessen etwa aus Demut bedient, auch das gelungenste Lied von mir ihr nicht jene alten, rührenden Verse ersetzen kann, an denen das Andenken ihrer frommen verstorbenen Eltern und liebsten Verwandten hängt, — wenn nicht, sage ich, dieser Gedanke mich zu den mehrmaligen Versuchen verleitet hätte, die so mißlungen sind, als sie gar nicht anders werden konnten. Kein Schwachkopf, der plötzlich zum König wird, kann bedrängter sein, als ich im Gefühl der Ohnmacht, wenn ich Heiligtümer offenbaren sollte, die ich nur dem Namen nach kannte, und deren Kunde mir Gott dereinst geben wolle! — So habe ich geschrieben, immer im Gefühl der äußersten Schwäche und oft wie des Unrechts, und erst seitdem ich mich von dem Gedanken, für die Großmutter zu schreiben, völlig frei gemacht, habe ich rasch und mit mannigfachen, aber erleichternden Gefühlen gearbeitet und, so Gott will, zum Segen. — Die wenigen zu jener mißlungenen Absicht verfertigten Lieder habe ich ganz verändert oder, wo dieses noch zuwenig war, vernichtet, und mein Werk ist jetzt ein betrübendes, aber vollständiges Ganze, nur schwankend in sich selbst, wie mein Gemüt in seinen wechselnden Stimmungen. — So ist dies Buch in Deiner Hand! Für die Großmutter ist und bleibt es völlig unbrauchbar, sowie für alle sehr frommen Menschen; denn ich habe ihm die Spuren eines vielfach gepreßten und geteilten Gemütes mitgeben müssen, und ein kindlich in Einfalt frommes würde es nicht einmal verstehen. Auch möchte ich es auf keine Weise vor solche reine Augen bringen; denn es gibt viele Flecken, die eigentlich zerrissene Stellen sind, wo

eben die mildesten Hände am härtesten hingreifen, und viele Herzen, die keinen Richter haben als Gott, der sie gemacht hat. — Daß mein Buch nicht für ganz schlechte, im Laster verhärtete Menschen paßt, brauche ich eigentlich nicht zu sagen; wenn ich auch eins für dergleichen schreiben könnte, so würde ich es doch unterlassen. Es ist für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer wie der Glaube, für jene unglücklichen, aber törichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können. Ach! es ist so leicht, eine Torheit zu rügen; aber Besserung ist überall so schwer, und hier kann es mir oft scheinen, als ob ein immer erneuertes Siegen in immer wieder auflebenden Kämpfen das einzig zu Erringende, und ein starres Hinblicken auf Gott, in Hoffnung der Zeit aller Aufschlüsse, das einzig übrige Ratsame sei, d. h. ohne eine besondere wunderbare Gnade Gottes, die auch das heißeste Gebet nicht immer herabruft . . .

Köln, September 1825. An die Mutter:

Nun ich das Notwendigste geschrieben habe, will ich Dir, liebste Mama, doch noch allerhand Allotria mitteilen. So bin ich gestern recht im Papstmonat hier angekommen, da das neue Dampfschiff „Friedrich Wilhelm", das größte und schönste Schiff, wie man sagt, was noch den Rhein befahren hat, vom Stapel gelassen, probiert und getauft wurde. — Das erstere sah ich nicht, denn es war schon auf dem Wasser, als wir uns durch die Volksmenge gearbeitet hatten; dann aber sahen wir es ganz nahe, wir standen auf der Schiffsbrücke, mehrere Male eine Strecke des Rheins herauf und herunter mit türkischer Musik und beständigem Kanonenfeuer durch die Schiffsbrücke segeln mit einer Schnelligkeit, die einen schwindeln machte. Endlich legte es an der Schiffsbrücke an, und das sämtliche diplomatische Korps, was die Probe mitgemacht hatte, begab sich ans Land. Ein so großes Dampfschiff ist etwas höchst Imposantes, man kann wohl sagen, Fürchterliches. Es wird, wie du wohl

weißt, durch Räder fortbewegt, die, verbunden mit dem Geräusch des Schnellsegelns, ein solches Gezisch verursachen, daß es auf dem Schiffe schwer halten muß, sich zu verstehen. Doch dieses ist nicht das eigentlich Ängstliche. Aber im Schiffe steht eine hohe dicke Säule, aus der unaufhörlich der Dampf hinausströmt in einer grauen Rauchsäule mit ungeheurer Gewalt und einem Geräusch, wie das der Flamme bei einem brennenden Hause. Wenn das Schiff stille steht, oder wenn der Dampf so stark wird, daß er die Sicherheitsventile öffnet, so fängt das Ding dermaßen an zu brausen und zu heulen, daß man meint, es wollte sogleich in die Luft fliegen. Kurz, das Ganze gleicht einer Höllenmaschine, doch soll gar keine Gefahr dabei sein, und ich möchte diese schöne Gelegenheit wohl benutzen, um nach Koblenz zu kommen, was in *fünf Stunden* möglich sein soll.

Hülshoff, 25. 4. 1826. An die Tante Betty v. Haxthausen in Köln:

Ich muß mich gleich zu Anfang entschuldigen, liebste Tante, daß ich den Brief so voll schreibe; ich denke, mein Herzenstantchen wird lieber einen effektiven Brief haben, als viel weißes Papier. — Ich bin vorgestern abend glücklich, aber ermüdet hier angekommen und habe meine lieben Eltern und Geschwister, gottlob, alle noch wohler aussehend gefunden, als da ich sie verließ. Ich hatte diese Freude nicht so erwartet, da die Mutter mir in der letzten Zeit zu Köln so viele Angst wegen ihrer Gicht gemacht hatte . . . Aber sie hat keine Spur davon zurückbehalten, sie ist eben so rasch und rührig, eben so gute Fußgängerin wie sonst, und, wo möglich, alles noch besser. — Auch der Papa sieht sehr gut aus, und die Jenny und der Ferdinand gar, sind beide auffallend stärker geworden. — Ich habe überhaupt alles so zufrieden und glücklich wie möglich gefunden, — Werner ganz und gar liebenswürdig, aus Freude über seine nahe Heirat, — Papa ganz verklärt neben seinen Orchisbeeten, wo einige nagelneue Sorten, aus der Schweiz, blühen, unter uns gesagt, nichts weniger als schön; — die am meisten ins Auge fallenden sind hellgelb, und machen ungefähr so viele

Parade, wie eine Schlüsselblume, — aber das ist ganz einerlei, es macht ihm die größte Freude. — Mama ebenfalls höchst aufgeräumt und angenehm beschäftigt in der neuen Einrichtung, — und Jenny so zufrieden und gesund aussehend in ihren Ökonomiegeschäften, daß ich am Ende glaube, dies ist ihr wahres Talent. — Wie man sich irren kann; ich habe immer gedacht, sie würde weder Freude daran finden, noch sich dazu schicken, weil sie viele andere Liebhabereien hat und eine fast zu große Güte besitzt. Wenn ich Dir nun sage, daß der Ferdinand jetzt auch noch von den letzten Spuren seiner früheren Schwächlichkeit befreit ist, so siehst Du, liebe Tante, daß dieses für den Augenblick alles mögliche ist. — Will uns der Himmel noch sonst irgendein großes brillantes Glück bescheren, so haben wir gewiß nichts dagegen einzuwenden, — aber wenn es nur immer so bliebe! — Ich bedurfte dieses angenehmen, heiteren Empfangs denn doch in der Tat! Ich habe mich unbeschreiblich schwer von Köln getrennt; solange der liebe Onkel noch bei mir war, kam es mir vor, als ob ich noch nicht fort wäre — aber am andern Tage, als ich so mit einem münsterischen Fuhrmann immer weiter fortfuhr, da war mir so zumute, daß ich mir immer vorsagen mußte: „Du kommst ja zu deinen Eltern", um nicht den ganzen Tag zu weinen . . .

Rüschhaus, 5. 12. 1834. An Schlüter:

Wenn Sie mich für höchst unbescheiden halten, lieber Freund, so kann ich nichts dagegen einwenden, denn ich habe das beikommende, mir mit so gutem Herzen und Zutrauen geliehene Buch wirklich ganz übers Maß lange behalten, es wäre mir um mich selbst leid, wenn ich sagen müßte, ich habe die Zurückgabe versäumt, aber weder als so unordentlich noch als so wenig Ihrer gedenkend darf ich mich anklagen, sondern bloß als so egoistisch grob, unbescheiden, unempfindlich für meiner Freunde Verlegenheit und vermessen vertrauend auf ihre Nachsicht, welches letztere sogar Sünde wider den heiligen Geist, und das Ganze, wie mir scheint, ein hinlängliches Inventarium für eine einzelne Person ist . . .

Ich weiß nicht, ob der Gedanke an etwas unwiederbringlich Vergangenes auf Sie dieselbe Gewalt übt, wie auf mich, — wahrscheinlich nicht, denn Ihr Charakter ist mild, — aber der meinige enthält einen starken Zusatz von Sauerteig, — die Gewohnheit ist zudem meine Tyrannin, was einmal mein ist, müßte sehr schlecht sein, wenn ich es ganz und für immer missen möchte, ich glaube wahrlich nicht mal die Mücken, — was meinen Sie, wenn wir jahrelang in einem fremden Lande leben müßten, was von dieser Plage befreit wäre, würde uns bei dem ersten Stich einer vaterländischen Mücke nicht das Herz im Leibe lachen? — Oder wenn wir jahrelang in einen Kerker gesteckt, uns jeden Zollbreit Raum, jede an die Wand gekritzelte Zeile dort zu eigen gemacht hätten, würden wir, nach einer Reihe von Jahren, für einen kurzen Aufenthalt darin nicht gern ein größeres Trinkgeld zahlen, als das beste Opernbillett kostet? . . .

Rüschhaus, 2. 1. 1835. An Schlüter:

Ich arbeite jetzt nichts, gar nichts, so gerne ich dran möchte; die Tage sind zu kurz und die wenigen Stunden zu besetzt; wenn ich des Morgens mich gekleidet, gefrühstückt und die Messe gehört habe, bleibt mir bis Mittag kaum Zeit genug zum Unterricht meiner kleinen Kusine; da wird Geschichte, Französisch und viel Musik getrieben, bis wir beide ganz verduselt zu Tische gehen. Nachmittags erst ein wenig spaziert, dann eine Stunde Klavier, eine Stunde nämlich Gesang, wieder Unterricht und dann ist's Abend, wo ich mein Zimmer verlasse und bei meiner Mutter bleibe. Das wäre nun wohl ein gutes löbliches Tagwerk, wenn ich es aus gutem Herzen vollbrächte, dem ist aber leider nicht so. Jede Arbeit, die ich nicht nach eigener Lust und zu eigener Ausbildung unternehme, wird mit ebenso vieler Freundlichkeit und Anmut verrichtet wie ein Ackerpferd den Pflug zieht. Wenn's anders wäre, wär's besser, aber es wird nicht anders, wenn ich mich auch bei beiden Ohren nehme. Zudem sehe ich keinen Nutzen bei all der Plage; meine Elevin ist ein gutartiges, fleißiges und auch nicht talentloses Kind und plagt sich ab

wie ein Hündchen im Schiebkarren, ganz ohne Lust und Liebe zum Dinge, nur aus Gehorsam, weil die Eltern gesagt haben: „Du mußt was lernen"; aber es war ihnen nicht bedacht, nur eine gebräuchliche Redeformel. Ich weiß, daß diese Eltern nicht gern sehen würden, wenn sie dergleichen Beschäftigungen späterhin fortsetzte; sie haben wenig Sinn dafür und eine große Haushaltung, die den Töchtern alle Hände voll gibt. Ich habe nichts gegen diese Ansicht unter diesen Umständen, nur gereut mich meine Zeit und die fruchtlose Plage des armen Kindes.

Rüschhaus, 28. 3. 1835. An Schlüter:

Ich bin indessen übel genug dran gewesen, krank, krank, immer krank, zuerst in zwei Absätzen das kalte Fieber, was zusammen fast sechs Wochen hinnahm, und seitdem immer Rheumatismus, und immer im Kopfe; ich habe wohl eher daran gelitten, aber diese Beständigkeit bin ich nicht an ihm gewohnt, sonst war's heute im Kopfe, morgen im Arme, übermorgen im Rücken; nun muß der arme Kopf allein die ganzen Einquartierungslasten tragen. Hören Sie, Schlüter, ich wäre zuweilen gern damit gegen die Wand gerannt, doch seit gestern mittag ist es besser, eben jetzt fast ganz gut, weshalb und auf wie lange? darüber will ich gar nicht nachdenken und nur ohne weiteres die Gelegenheit beim Schopfe halten. Also vorerst schicke ich Ihnen einige Veilchen, in dem guten Glauben, es seien die allerfrühesten, schmählich würde es mich ärgern, wenn die liebe Gassenjugend mir schon zuvorgekommen wäre. Dann erhalten Sie Ihr Eigentum zurück, Tieck, den phantasiereichsten aller Märchenerzähler, ja den eigentlichen Phantasus mit Fleisch und Blut. Mama las das Buch und nannte es eine angenehme leichte Lektüre; ich meinerseits habe es so träumerisch tief gefunden, selbst abgesehen von der mitunter hervorstechenden Allegorie, worüber ich absichtlich wegging, daß ich fürchtete, darüber in den Zustand des guten Ritters Simon (siehe Blaubart) zu verfallen. Tiecks Nervensystem muß gewiß, wo nicht schwach, doch äußerst reizbar sein, weil er alle damit ver-

bundenen Zustände von Halbwachen, Schwindel, seltsamen peinlichen fixen Ideen so genau darstellt, ja — als eigentliche Person des Dichters durch das ganze Werk gehen läßt, selbst wo es nicht hingehört; z. B. bei baumstarken Leuten, wie der Blaubart, wenn er vom Schwindel spricht. Glauben Sie mir, das Buch und im minderen Grade alles von Tieck ist höchst aufregend für diejenigen, welche es eigentlich ganz allein verstehen können, und bringt alle alten besiegten Flirren in Aufruhr.

Rüschhaus, 28. 3. 1835. An Schlüter:

Da habe ich eben ein Geschäft vollbracht, von dem mir noch das Herz pocht: unser Herr Pastor zu Nienberge hat vor acht Tagen seinen Vater verloren und weiß sich kaum zu fassen. Da schickt er mir nun vor einer halben Stunde die Silhouette desselben mit der Bitte, sie aus dem gelben und wurmstichigen Papier, worauf sie gepappt ist, zu schneiden und von neuem aufzupappen; das Ding sah aus, als wollte es in Staub zerfallen, zudem kam's bei dem Ausschneiden auf ein Härchen breit an, so war die Ähnlichkeit hin; lachen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ich vor Angst blaß wurde? so faßte ich den Mut der Verzweiflung und, gottlob! dieser Berg ist überstiegen; wenn's im Grunde nur ein Wolkenberg war, ich habe nicht minder Angst drum ausgestanden. Nun weiter im Text; meine gute Schwester schreibt oft und sehr zufrieden, ihr Mann trägt sie auf den Händen und überhäuft sie mit solchen Geschenken, die ihr Freude machen, z. B. mittelalterliche Seltenheiten und Treibhauspflanzen. Die Gegend ist unvergleichlich, die Nachbarn zuvorkommend. Dabei hat sie Schwäne, die aus der Hand fressen, Pfauen, die weiß, und Vögel, die gar zu zahm und lieb sind; und dennoch, o Himmel, wie jammert sie nach uns. Ich habe wohl gedacht, daß es noch kommen würde, warum ist sie mit dem fremden Patron fortgegangen? Nun müssen wir nur aufpacken und durch gute und böse Wege hinrumpeln, damit die armen Seelen Ruhe bekommen, d. h. die ihrigen, und die unsrigen dazu. Doch seit einigen Wochen sind Umstände

eingetreten, die unsrem ganzen Reiseplan den Hals brechen können. Mama will nämlich durchaus nicht ohne männliche Begleitung reisen und dann müßt's ihr Sohn oder ein Bruder sein. Da nun ersterer ihren Wünschen immer gerne zuvorkömmt und sie mit letzterem gut versehen ist, so wurde ihr nur die Wahl schwer, wem sie ihren Wunsch mitteilen sollte, und nun findet sich's, daß auch nicht einer von diesen kann, mit dem besten Willen nicht. Mama ist wie aus den Wolken gefallen, und ich gebe mich in Gottes Willen, es mag kommen, wie es will, — meine Schwester sehe ich gewiß gern, aber jedenfalls reisen wir jetzt nicht vor dem Ende Juli, bleiben dann den Winter über aus; im Frühlinge, wo die Schweiz am schönsten ist, wird man uns auch nicht ziehen lassen. Kurz, ein Jahr wird hingehen, ehe wir wieder münsterschen Boden fühlen. Ach! ein Jahr ist eine lange Zeit; ich bin nie ein Jahr abwesend gewesen, ohne merkliche Lücken zu finden, wenn ich wiederkam! und habe ich nicht selbst, zweimal in jedem Jahr, in den Frühlings- und Herbst-Äquinoktien einen ganz fatalen Zeitraum voll Schmerzen und Hinfälligkeit? Ich weiß, daß ich in Gottes Hand stehe, und bin nicht töricht verliebt ins Leben, aber die Überzeugung, die ich seit sechs Jahren hege, daß ein Äquinoktium mich einmal, ehe man's denkt, fortnehmen wird, mag doch viel zu meiner ernsten Stimmung beitragen. Glauben Sie mir, lieber Schlüter, ob ich gleich leicht aufzuregen bin, so sind doch meine einsamen Stunden ernst, oft schwer, und sie nehmen den größten Teil meiner Zeit hin, eben jetzt, wo ich nicht unterrichten darf. Adieu, mein sehr lieber Freund, ich hätte meinen Brief nicht so beenden sollen, verzeihen Sie's mir . . . Haben Sie Geduld mit mir, ich habe es Ihnen ja vorausgesagt, meine Bekanntschaft sei angenehm, meine Freundschaft aber drückend . . .

Rüschhaus, 4. 6. 1835. An Schlüter:

Dann sollen Sie Ihre Bücher zurückerhalten und sogar das Gedicht auf den Angelus Silesius, was, im Vertrauen gesagt, — noch nicht gemacht ist; als ich anfing, war mir's

leid, daß meine Zeit so beschränkt ist, — jetzt freut mich's, ich bin sehr bewegt, aber nicht fröhlich, — die Gedanken und Bilder strömen mir zu, aber sie sind wie scheu gewordene Pferde, die nur um so unerbittlicher dahinrasseln, je kräftiger und kühner ihre angeborene Natur ist. Ich habe mir viel Gewalt angetan, solange ich schrieb; hätte ich mir den Zügel gelassen, Sie hätten gesagt mit dem Festus Paulus „Paulus, du rasest, dein vieles Wissen macht dich unsinnig"; vielleicht halten Sie mich schon halb dafür, weil ich von mir selber sage, was ich höchstens denken sollte, doch der Himmel bewahre mich, daß ich Ihnen je einen Gedanken verberge, d. h. daß ich ihn absichtlich verschlucke, wenn er einmal auf der Zunge ist; dies ist der Tod aller Freundschaft . . .

Eppishausen, im Kanton Thurgau (wo Annette bei ihrer verheirateten Schwester zu Besuch war), 22. 10. 1836. An Schlüter:

Hätte ich Ihnen früher schreiben können, teuerster meiner Freunde, ich hätte es getan, aber gerade Ihnen kann ich nicht zu jeder Stunde schreiben, und Sie dürfen sich immerhin für etwas halten, wenn ich sage, für Sie ist mir noch keine Stunde passend gewesen. Ich habe mich indessen mit allerlei umhergeschlagen, viel Ausflüge in die Gegend, viel Besuche aus dem Hause, und viele im Haus, abwechselnd den anmutigen Gast und die erfreute dienstfertige Wirtin gemacht, aus dem Geräusch in Abspannung, aus der Abspannung wieder in die Zerstreuung. Glauben Sie mir, es gehört was dazu, bis man jedem sein Recht widerfahren lassen, und alles Pläsier ausgestanden hat, wozu man prädestiniert worden. Aber jetzt bin ich, so Gott will, ins Standquartier eingerückt, und wahrlich, das Plätzchen ist nicht übel, — namentlich das, was ich in diesem Augenblicke einnehme, wollen Sie es kennen? Es ist das Fenster eines altertümlichen Gebäudes am Berge, aber nicht gar hoch; die Kirchturmspitze des Dorfes drunten könnte uns den Wein aus dem Keller stehlen; wäre sie nicht so christlich erzogen, wer weiß, was geschäh'? Also, das Dorf gerad' unter dem Fenster, fast unmittelbar daran stoßend ein zweites, dann ein drittes,

viertes, bis zu einem siebenten, alle so nah, daß ich die Häuser zähle (versteht sich mit der Lorgnette), und unsre gute, alte Burg drin wie das kleine Wien in seinen großen Vorstädten, sans comparaison. Mitten durchs Tal eine Chaussee, auf der es ärger rappelt und klappert als auf der besten in ganz Westfalen; denn Sie müssen wissen, daß hier *halb satt essen* und *Ellbogen „doer de Maue"* bei weitem nicht so unerträgliche Zeichen der Armut sind, als *Wasser trinken* und *zu Fuß gehen*. Besser ohne Brot als ohne Most, und das muß ein vom Schicksal Verlassener sein, für den weder der Himmel eine Rosinante, noch der Wagner ein Karriölchen geschaffen hat. Wer dies nicht kennt und obendrein kurzsichtig ist, wie ich, meint, das ganze Volk bestehe aus reichen Leuten. Doch, um nicht den Boden zu verlieren, ferner über die Chaussee hinaus die lieblichsten mit Laubholz bewachsenen Gebirge, und, wie's im Liede heißt: „Auf jedem Gipfel ein Schlößchen, ein Dörfchen aus jeder Schlucht." Von diesem Fenster sehe ich ihrer *dreißig*; gezählt habe ich sie nicht, und auch jetzt nicht Lust dazu, aber glaubwürdige Leute sagen es; das ist lieblich, das ist schön anzusehen! vor allem beim Sonnenschein; ja, selbst Sturm und Nebel können so viel Leben und Fröhlichkeit nicht zugrunde richten. Drum bin ich bei heitrer, geselliger Stimmung nirgends lieber als in diesem Zimmer, welches schon an sich selbst so hell und heiter ist und angefüllt mit den zierlichsten Dingen, Muscheln, Schnitzeleien in Holz, Elfenbein, geschnittene Steine, Münzen usw. Wenn ich nun sehe, wie die Meinigen so alles um mich versammelt haben, was mich freut oder unterhält, da zweifle ich kaum, daß man auch alle diese Dörfer und blanken Schlößchen mir zuliebe hingebaut hat und man zu meiner Unterhaltung dieses Menschenspiel auf die Chaussee treibt, gerade *nahe genug*, um deutlich vom Auge unterschieden, *fern genug*, um nicht störend zu werden. Aber es gibt eine Stelle, die mir noch lieber ist, und der Winter muß es sehr roh treiben, soll ich sie nicht jeden Tag begrüßen, wenigstens einmal; bis jetzt habe ich den größten Teil der gestohlenen Zeit dort verlebt.

hören Sie! Neben dem Hause liegt ein herrlicher Wald mit Anlagen, die nur ebensoviel von der Kunst geborgt haben, um das Unbequeme zu entfernen; lauter alte Buchen, herrliche hohe Laubgewölbe, mit Vögeln von allen Farben und Zungen, hier und dort Felsstücke zum Ausruhen, eine Menge lebendiger Quellen, die sich sammeln zu artigen Teichen, auf denen genug und zum Überfluß weiße Wasserrosen schwimmen, die man bei uns so sorgfältig zieht; das alles bildet ein unschätzbares Ganze, d. h. eben für uns unschätzbar, die wir gern spazieren gehen, aber ungern den Berg hinab galoppieren. Dieser Wald aber wird nur durch eine schöne und tiefe Schlucht vom Hause getrennt, worüber eine Brücke führt, die sich wahrlich nicht schlecht ausnimmt. Sie denken, dieses sei der geliebte Ort; keineswegs! ich beschreibe seine Vorzüge nur, um ihm mit desto größerem Glanze den Hals zu brechen, wenn ich hinzufüge, daß ich ihn hundertmal unter die Erde gewünscht habe, zu den alten muffigen Stämmen, die drüben bei Zielschlatt im Torfmoore liegen; denn was er verbirgt, ist mir lieber, als alles, was er geben kann. Ach! lieber keinen Wald, keinen Spaziergang außer der Chaussee oder unter den Obstbäumen, mit denen das Tal bestreut ist; und dafür meine lieben Alpen, meinen Säntis, meinen Glärnisch, meine Tiroler Gebirge und meinen schönen, klaren See mit seinen Segeln; sehen Sie, das alles käme uns zu, brächte der Wald uns nicht drum; nun seh' ich es zwar auch mitunter, aber nicht so oft ich will, z. B. nicht eben jetzt, wo ich fünf Groschen drum gäbe; ich sehe es nur an dem Plätzchen, wovon ich schon so lange geredet und Sie noch immer nicht hingeführt habe. Es ist ein Gartenhäuschen an der höchsten Stelle des Waldes, wo sich die Aussicht ins Tal öffnet. Zwei Wege gibt es dorthin, einen steil und dornicht, wie der der Tugend, und ihn pfleg' ich zu gehen oder vielmehr zu klettern; denn er bringt mich in drei Minuten hinauf, wenn auch keuchend und halb tot; der andere gleicht dem der Sünde, breit und gemächlich, deshalb verschmähe ich ihn auch, zumal da er die Eigenschaft besitzt, eine Viertelstunde lang zu sein. Sie mögen gewählt

haben, wen Sie wollen, wir sind jetzt jedenfalls oben. Ja, mein teurer, teurer Freund, wir sind oben; dieses ist der Platz, wo ich immer bei Ihnen bin und Sie bei mir, ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, ich war nie droben ohne Sie, — es ist ein einsamer Fleck Erde, sehr reizend und sehr großartig. Ich sitze nur bei rauher Luft im Rebhäuschen, sonst draußen unter einer großen Trauerweide, ganz versteckt durch die Reben, mit denen der Abhang bis ins Tal besetzt ist, das Tal selbst schmal und leer, die Gebirge gegenüber sehr nah und mit Nadelholz bedeckt, was sie schwarz und starr aussehen läßt; so nun Berg über Berg, ein kolossales Amphitheater, und zuletzt die Häupter der Alpen mit ihrem ewigen Schnee, — links, die Länge des Tals vom Bodensee geschlossen (d. h. die Perspektive, der See selbst ist zwei Stunden von hier), dessen Spiegel im Sonnenscheine mich blendet, und der überhaupt mit seinen bewegten Wimpeln und freundlichen Uferstädtchen hinüberleuchtet, wie das Tageslicht in einen Grotten-Eingang. Es ist seltsam, wie die Klarheit der Atmosphäre jeden Gegenstand heranrückt; ich bedarf hier nur einer guten Lorgnette, um meilenweit zu sehen und dasselbe leisten andere mit freien Augen. In Hülshoff habe ich den Spiegel eines nicht fünf Minuten entfernten, großen Teiches nie deutlicher gesehen (von meinem Zimmer aus), als hier vom Rebenhäuschen den eine Meile fernen See, auf dem ich jedes Segel zähle, ja sogar in dem Städtchen Lindau am jenseitigen Ufer einzelne Gebäude unterscheide. Die Alpenhäupter nun gar, denen oft viel mehr Luft als Steine geblieben, scheinen oft so nah, daß man nur sogleich hinangehen möchte. Ich unterscheide jede Schlucht am Säntis so genau, daß ich meine, wenn ein Gemsjäger daraus hervorträte, ich müsse es sehen, und doch sind's sechs gute Stunden bergauf, bergab bis zum Fuße dieses alten Herrn und zu seinem Gipfel, — nun, ich weiß nicht, aber wohl weiß ich, daß noch vor einigen Wochen ein Engländer, dem seine eigensinnige Geliebte zum Gegenpfande ihres Herzens eine Eisscholle vom Gipfel des Säntis abverlangte, fast drüber zugrunde gegangen ist. Dreimal haben die Schwierig-

keiten ihn zurückgetrieben, zum vierten Male hat er nicht nachgelassen und jeden Schritt nur vorwärts gesetzt. Zum Glück hat er unten im Tale Freunde zurückgelassen; so sind Alpenjäger aufgeboten, und unser Held hat den Rückweg auf einer Tragbahre gemacht, besinnungslos. Ob nun die Dame ihre Forderung aufgegeben hat, oder er die Dame, weiß der Himmel, meine Kenntnisse sind hier zu Ende. Sie sehen indessen, daß mein Liebling und tägliches Vis-à-vis keinen Spaß macht und sich wenigstens ebenso ungern am Barte zupfen läßt, als der weiland Sultan von Babylon, Oberonischen Andenkens. Doch um wieder aus den Eisregionen zu kommen, von meiner Bank unter der Weide aus durchstöbere ich jede Schlucht, besteige ich jede Klippe, zwar nur in Gedanken, aber was so nah und deutlich erscheint, davon hat man schon so genug und glaubt nichts Neues gewinnen zu können durch Annäherung. Hier träume ich oft lange, komme oft recht verklammt zurück, denn die Abende werden allmählich frisch; aber hier droben ist meine Heimat, hier geht alles an mir vorüber, was ich nur in meinem Herzen habe mitnehmen können. Vieles, vieles. — Wenn ich den ganzen Tag mit andern Vorstellungen bin gefüttert worden, hier mache ich mein eignes Schatzkästlein auf und reiche Ihnen, mein teurer Freund, von hier aus die Hand über so manche Stadt, so manchen Berg und den breiten Rhein. Den Tag hindurch ist noch Leben im Tal, aber wenn es dämmert, wenn die Tiefe um eins so tief, die Höhe um eins so hoch wird, der Fichtenwald dasteht wie die eigentliche Finsternis, und nur die weißen kalten Massen droben wie Gespenster herableuchten, glauben Sie mir, Schlüter, das flache Land bietet keinen Begriff für die Einsamkeit solcher Augenblicke, — öde und gewaltig, — der Tod in seiner großartigsten Gestalt.

3. 11. 1836. An Schlüter:

Es sind wieder mehr als acht Tage vergangen, in denen ich meine eigne Lebensordnung habe aus den Augen setzen müssen, um der anderer zu folgen. So wird mir's

öfters zuteil, und ich trage es ungeduldiger als billig; denn wem wird es nicht ebenso? und noch öfterer? Gewiß wenige haben mehr freie Zeit und nachsichtigere Hausgenossen. Drum geht mir's wie der Geiß in Kampens Kinderbibliothek, der es zu wohl im Stall war, und tritt mal ein kurzer Zeitraum ein, der mich spüren läßt, daß man nicht die Freuden geselliger Verhältnisse so hinnehmen kann, ohne einen Teil der Kosten zu tragen, wahrlich, Schlüter, dann bin ich unausstehlich, wie Sie mich noch gar nicht kennen. Z. B. da gibt es hier nun sehr liebe Leute, eine Familie Grafen von Thurn. Der Graf, ein alter grundehrlicher, über die Maßen gutmütiger Mann, seine unverheiratete Schwester, ganz von gleichem Schlage, und der einzige Gegenstand ihrer beiderseitigen Sorgfalt eine schöne, gute, kluge und sehr gefühlvolle Tochter von etwa fünfundzwanzig Jahren; sie bewohnen, zwei Stunden von hier, einen der schönsten Punkte des Landes, und verschiedene Umstände haben uns in Verhältnisse zu ihnen gesetzt, die denen der Verwandtschaft oder langjähriger Freundschaft fast gleichkommen; sie sind aber begreiflich die einzigen, denen wir derartige Rücksichten schuldig sind; kommen sonst Besuche, da kann ich es halten, wie ich will, erscheinen, fortbleiben, alles, wie es mir der Geist einbläst, Zerstreuung und Einsamkeit, wie ich nur auf dem Finger pfeife; ein wahres geistiges Schlaraffenleben, zwar erst seit einigen Wochen im Schwange, aber doch lange genug, um mich aus dem Grunde zu verderben; denn die bösen Gewohnheiten wuchern bei mir aus dem Samen und aus der Wurzel. In Rüschhaus habe ich Tag für Tag die Besuche empfangen, Berichte der Dienstboten angehört und mich meiner Mutter sehr wiederholtem Anrufen persönlich gestellt. In der Tat, ich war dessen so gewohnt, daß ich nicht muckste, in der Hälfte eines Verses abzubrechen, was mich manchen guten Gedanken oder manchen eben gefundenen Reim gekostet hat. Ja! damals war ich brav, aber jetzt? — Mein teurer, nachsichtsvoller Freund, ich glaube, alle Ihre Geduld ging aus, hörten Sie mich so unfreundlich und ungastlich lamentieren, als z. B. vor acht Tagen, wo die guten

Thurns kamen, wahrhaftig mit so freundlichem Herzen mich zur Weinlese auf ihrem schönen Gute abzuholen. Ich hätte früher den Vorschlag mit beiden Händen ergriffen, und jetzt? Vorgestern wäre es mir schon recht gewesen, gestern auch, morgen wieder, aber heute wollte ich gerade diesen Brief vollenden, und ich mußte mich zusammennehmen, um nicht wie ein maulendes Kind zu erscheinen.

9. 11. 1836. An Schlüter:

Nein, es ist zu arg, wie ich mit Ihnen verfahre, mein frommer, geliebter Freund, aber ich will Ihnen sagen, wie es derweil zugegangen ist, dann ist meine Entschuldigung gemacht. Vorerst war ich acht Tage lang bei Thurns (bin aber schon seit sechs Tagen zurück), dann, doch dort müssen Sie vorläufig noch verweilen, dort sind mir ein paar artige Begebenheiten zugestoßen; was ich sonst noch zu meinem Vorteil zu sagen habe, soll schon nachkommen; ich habe auf diesem Gute Berg eben wie hier, die meiste Zeit am Fenster zugebracht, man sieht die Alpen wie auf unserm Rebhügel. Dort sah ich zuerst das Alpenglühen, nämlich dieses Brennen im dunklen Rosenrot beim Sonnen-Auf- und -Untergange, was sie glühendem Eisen gleich macht, und, so häufig die Dichter damit um sich werfen, doch nur bei der selten zutreffenden Vereinigung gewisser Wolkenlagen und Beschaffenheit der Luft stattfindet. Eine dunkel lagernde Wolkenmasse, in der sich die Sonnenstrahlen brechen, gehört allemal mit dazu, aber noch sonst vieles. Nun hören Sie, ich sah, daß eine tüchtige Regenbank in Nordwest stand, und behielt desto unverrückter meine lieben Alpen im Auge, die noch zum Greifen hell vor mir lagen; die Sonne, zum Untergang bereit, stand dem Gewölk nahe und gab eine seltsam gebrochene, aber reizende Beleuchtung. Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber weiß wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Schnee scheint — hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren, gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Male anfing sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer,

ich war außer mir, ich hätte in die Knie sinken mögen, ich war allein und mochte niemand rufen aus Furcht, etwas zu versäumen. Nun zogen die Wolken an das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere, jetzt stieg das Gewölk, alles ward finster, — ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sofapolster und mochte vorläufig nichts anderes sehen, noch hören. Ein anderes Mal sah ich eine Schneewolke über die Alpen ziehen, während wir hellen Sonnenschein hatten; sie schleifte sich wie ein schleppendes Gewand von Gipfel zu Gipfel, nahm jeden Berg einzeln unter ihren Mantel und ließ ihn bis zum Fuße weiß zurück; sie zog mit unglaublicher Schnelligkeit in einer halben Stunde viele Meilen weit, es nahm sich vortrefflich aus. Sie sehen, die Schweizernatur macht mitunter die Honneurs ihres Landes sehr artig und führt ergötzliche Nationalschauspiele auf für die Fremden an den Fenstern. Nun noch ein liebliches kleines Abenteuer vom Schlosse Berg, ganz anderer Art, wobei mir beinahe angenehm schauerlich zumute wurde, in Beziehung auf einen recht gut geschriebenen Geisterroman „Der Überzählige", den ich erst vor einigen Tagen gelesen und in dem eine ähnliche Szene stattfindet. Also, — schon tönt die Glocke Mitternacht; nein so spät war es nicht, aber doch etwa halb elf, wir saßen nach dem Abendessen noch beisammen, der alte Graf Thurn, seine Schwester Emilie, seine Tochter Emma und ich. Vor uns auf dem Tische lagen allerlei alte Sächelchen, mit denen der gute Papa Thurn mich soeben beschenkt hatte; — ein Calatrava-Orden, derselbe, dessen Kopie auf einem mehr als hundertjährigen Familiengemälde vorkam; eine Bügeltasche mit Schloß und Kette, stark genug, einen jungen Ochsen anzulegen. Die Tasche selbst von schwerer Seide, drein gewirkt auf Gold das älteste Thurnsche Wappen, der Familie aus jener Zeit, wo sie noch unter dem Namen de la Torre Mailand beherrschten, bevor sie den Viscontis weichen mußten; ein sehr schön gemaltes kleines Bild und dergleichen mehr. Alles kam aus Schiebladen, die vielleicht seit sechzig Jahren nicht geöffnet waren, der Modergeruch verbreitete sich im

ganzen Zimmer und mir war fast, als berühre ich die wunderbar konservierten Glieder des Verstorbenen. Der alte Graf hielt ein schlichtes Kästchen von Elfenbein in der Hand, aus dem noch allerlei zum Vorschein kam; endlich war es leer. Nun, sagte er, damit Sie die kleinen Dinger nicht verlieren, so schenke ich Ihnen das Kästchen dazu, es ist zwar weder etwas Schönes noch Merkwürdiges daran; indessen mag es doch ein paar hundert Jahre alt sein, ich wenigstens habe es schon über vierzig Jahre; als ich ein Kind war, hatte es mein Vater, und ich erinnere mich, daß er sagte, er habe es von seinem Großvater, der es ihm auch schon als ein altes Kästchen mit, ich weiß nicht was drinne, gegeben habe; so können Sie es auch unter die Antiquitäten rechnen. Hierbei schlug er den Deckel so fest zu, daß ich gleich nachher ihn nicht aufzubringen vermochte; ich meistere und drücke dran, eigentlich nur zum Zeitvertreibe; mit einem Male schlägt es gewaltsam auf, und zwei wunderschöne Miniaturbilder liegen vor mir, das eine im Deckel, das andere gegenüber im Grunde des Kästchens. Emma und ich hatten uns, in der Erinnerung an den „Überzähligen", beide erschreckt, daß wir blaß geworden waren; weniger entsetzt, aber mehr verwundert waren die beiden Geschwister, die mit Gewißheit sagen konnten, daß seit wenigstens hundertdreißig Jahren niemand mehr um das Dasein dieser Gemälde gewußt hatte. Der alte Graf, dem das Kästchen früherhin zwanzig Jahre als Bonbonniere gedient, sah aus, als glaube er an Hexen. Es fand sich, daß ich mit meinem ungeschickten Meistern und Brechen die Feder getroffen, welche den Schieber vor den Gemälden bewegte. Die Bilder stellen zwei vollkommen erhaltene Porträts dar, einen jungen Mann und ein Mädchen, beide im Alter von etwa sechzehn Jahren, beide von großer Schönheit und einander so ähnlich, daß man sie für Geschwister, wo nicht gar für Zwillinge, halten muß. Beide haben runde, feine Gesichtchen, einen Teint von seltener Zartheit, die schönsten und größten dunkelblauen Augen, etwas aufgestutzte Näschen, hingegen wieder einen Mund und Kinn von wahrhaft idealer Lieblichkeit. Wäre der junge

Mann ein Mädchen, so würde er die schönere von den beiden Schwestern sein, so aber lassen sich diese zarten Formen kaum mit der Jugend entschuldigen; das Mädchen ist schwarz gekleidet, mit ungeheuren hängenden Ärmeln, aus denen die schönen runden Arme und Händchen allerliebst herauskommen; dann eine weiße Schürze, ein weißes durchsichtiges Halstuch und ein sehr klares Häubchen, unter dem einige braune Löckchen hervorsehen. So sitzt sie in einem ungeheuren Sessel von dunkelrotem Sammet, etwas selbstgefällig, noch mehr ängstlich, ganz wie das arme Ding dem Maler mag gesessen haben und reicht mit dem einen Händchen einen Brief durchs offene Fenster, während die andere ein Körbchen mit Brezeln auf ihrem Schoße festhält. Der junge Mensch sieht nun vollends aus, wie ein maskierter Amor. Soeben tritt er aus der Tür seines Hauses, mit der possierlichsten und dabei anmutigsten Prätension und mit einem Anfluge von wirklicher Würde, der sich späterhin recht vorteilhaft mag ausgebildet haben; eine ungeheure Allongeperücke läßt sein Gesichtchen hervorschauen, wie ein Engelsköpfchen aus den Wolken; seine zarte, aufgeschossene Figur streckt sich in einer endlos langen goldgestickten braunen Weste und dito Rock; in der einen Hand hält er eine offene Tabaksdose, die andere hat er trotzig in die Seite gestemmt, die Farben sind frisch, wie eben aus dem Pinsel. Das Kästchen ist mir geblieben und ich betrachte es bis jetzt täglich mit den seltsamsten Gefühlen. Mein Gott! was ist die Zeit! was ist ehmals, jetzt und dereinst! (ich meine irdisch gerechnet). Die Bilder sind nicht gerade so ausgezeichnet gut gemalt, aber sie kopieren das Leben bis zur ängstlichen Täuschung, ich hab' es früher nie so gesehen; Emma Thurn behauptet, sie schlügen die Augen auf und nieder. Man ist gezwungen zu denken, sie seien nur eben erst nebst dem Maler zur Tür hinausgegangen, gleich voll der allerfrischesten Lebensessenz und des allerfestesten Köhlerglaubens an einen Himmel voll Geigen; man sieht recht, wie froh sie ihrer Schönheit waren und ihrer guten Kleider, vor allem der Knabe seiner köstlichen Perücke, welche ihm die Eltern ohne Zweifel eigens

hierzu machen ließen, — und wo sind jetzt ihre Knochen? — Sollte man wohl noch einige Stäubchen zusammenlesen können? Sie erinnern mich an ein sehr liebliches und ihnen ganz ähnliches Geschöpf, Lorchen von Dalwigk, die ich im vorigen Jahre in Belgien sah, ihr erster Ausflug, seit sie vor vier Wochen die Pension verlassen. Man kann sich nichts Anmutigeres und Frischeres denken; jede freie Minute wurde zu einer kleinen Tanz- oder Musikübung verwendet, denn wir waren schon im Spätsommer und auf den Winter sollte sie in die Welt eingeführt werden; ihre Augen funkelten schon vor Erwartung und die ihrer Eltern nicht minder, aber nicht zwei Monate nachher erhielt ich eine Todesanzeige, das Nervenfieber hatte sie fortgenommen. Nun möchte ich immer wissen, ob jene zwei frischen Blumen auch so geknickt sind, wie ich sie da vor mir sehe, oder ob sie zuvor verdorrten und unkenntlich wurden; für meine Träumereien verweile ich am liebsten bei der ersten Vorstellung. Mir macht das jugendliche Porträt eines gealterten Originals nur selten andere als unangenehme Eindrücke; es ist nicht das Verfallen der äußern Form, sondern das der innern. Wessen Persönlichkeit entwickelt sich wohl so voran, daß sie zu allen Zeiten demselben Individuum gleich ansprechend wäre! Bei Alten, denen ich Zutrauen und Ehrfurcht zolle, mag ich nicht daran erinnert werden, daß es eine Zeit gab, wo ich ihnen beides würde geweigert haben; bei solchen, denen alles verloren gegangen ist, was die Jugend Edleres hatte, betrübt's mich zu sehr, daß man so gut ausgestattet sein und doch zuletzt so verkommen kann; selten, selten darf man denken: das ist gerade die Blüte, die man nach der Frucht voraussetzen mußte. — Doch Reflexionen können Sie selber machen, die brauche ich nicht aus der Schweiz zu schicken; aber, liebster Freund, ich weiß Ihnen eben nichts Besseres zu geben; die Politik bekümmert uns beide gleich wenig, sonst könnte ich Ihnen sagen, daß die freien Schweizer, die keinen Rang anerkennen wollen, die ärgsten Sklaven des Geldes sind, daß reiche Bauern in den Dörfern unbeschränktere Herren und schlimmere Tyrannen darstellen, als je der Unterschied des

Ranges dergleichen hervorgebracht hat; anderwärts mögen Konnexionen manches bewirken, hier tun sie alles, Geld und Nepotismus sind die einzigen Hebel; wer beides nicht aufzuweisen hat, mag die Hände nur in den Schoß legen, er ist verdammt, sein Leben lang ein Quäler zu bleiben. Jetzt aber stehen alle Kantone in sich selbst und eins gegen das andere, wie Katzen und Hunde; in je mehreren und je gemeineren Händen die tausend Fäden liegen, in denen das Staatsgewebe hin und her gezerrt wird, je elender und interessierter geht es zu; man kann nicht ohne Ekel darauf merken. Doch wir erfahren nicht mehr von der Sache, als man uns gegen unsern Willen in die Ohren hängt. Mein Schwager ist kein geborner Schweizer, sondern ein Schwarzwälder und hat somit als Ausländer mit allem nichts zu schaffen. Punktum. Daß wir von einem Erdbeben profitiert haben, werden Sie aus den Zeitungen lesen, aber das haben Sie nicht geträumt in jener Nacht, daß ich, Ihre sehr liebe Freundin, Ihr eigentliches Herzblatt, gemeint habe, ein Mörder liege unter meiner Bettstatt und bemühe sich jetzt gerade drunter wegzurutschen, um mir in der nächsten Minute das Schermesser durch den Hals zu ziehen. Doch ernstlich, etwas Ähnliches dachte ich und in derselben Stunde viele mit mir; denn die Erschütterung war sehr heftig, überall klirrten die Fenster und an manchen Orten fielen Gläser und Flaschen um; auch seltsames Geräusch und Geknall wie von fernen Kanonenschüssen hörte man; da war ich aber noch halb im Schlafe und meinte, es falle von der Kelter im Nebenhause einer der schweren Steine, womit man sie beladet, oder ein Traubenwächter schieße in den benachbarten Weinbergen; dergleichen war ich über Nacht schon gewohnt. Ja, reisen ist doch zu etwas gut. Wo hätte ich zu Rüschhaus ein Erdbeben hernehmen sollen? Nun also, die guten Thurns hatten so viel zu meinem Vergnügen herbeigeschafft, ein Erdbeben, ein Alpenglühen, eine höchst malerische Schneewolke, zwei gespenstige Porträts und sonst noch eine Menge angenehmer Gegenstände, Geschenke, freundliche Worte und Blicke usw. Ich hätte ihnen auch gern etwas zu-

liebe getan; da gab mir denn Emma unter den Fuß, den Papa werde nichts mehr freuen als ein Gedicht auf sein liebes Schloß Berg. O weh! das war eine harte Nuß. Was ich soll, das mag ich nie, — (wieder eine schlimme Eigenschaft, die Ihnen noch unbekannt war); indessen ich machte gute Miene zum bösen Spiel; aber nun wurde mir das Schema vorgelegt. Kennen Sie das Lied: „Mein Herr Maler will er wohl mich abkonterfeien?" — Doch falls Sie es nicht kennen, hören Sie, was man einem Menschen zumuten kann. Zwölf Kantone sollte ich namentlich anführen, ebensoviele Hauptgebirge, ungefähr doppelt so viele Hauptorte, die Namen von vier Königreichen, von verschiedenen Gewässern, und die Zahl aller übrigen Orte, welche die Aussicht darbietet. Dem guten alten Herrn war es seit Jahren ein schwerer Ärger, so manches Gedicht zu lesen auf die schönen Punkte der Umgegend und niemals eins auf sein liebes Berg; nun aber mal die Reihe an ihn kam, wollte er den Leuten auch nichts schenken; kein drei Ellen breites Flüßchen, kein Dörfchen von sechs Häusern. Ich aber sagte mit Wilhelm Tell „fordere, was menschlich ist," und machte ihm begreiflich, daß Zahlen sich weit besser in einer Rechnung ausnehmen, als in einem Gedicht . . .

Der Menschenschlag gefällt mir hier im ganzen gar nicht, indessen gestehe ich, kein freies Urteil zu haben, denn mich verlangt nach Haus. Ein liebes befreundetes Menschenantlitz ist doch werter, als tausend Gebirge, und wäre aller Schnee drauf Silberstaub und jede Eisscholle ein zentnerschwerer Kristall. Ich werde nicht ärgerlich sein, die braunen münsterischen Heiden wiederzusehen und noch weniger die gute Stadt Münster, und noch weniger den Schlüter . . . Hier im Hause gibt's ganze Ladungen von Minneliedern und drunter mehrere starke Hefte mit den Melodien dazu . . . Mein Schwager lebt in nichts anderm, und erst jetzt wird mir die seltsame Orthographie seiner Briefe klar. Er hat sich in der Tat im schriftlichen Stile unsrer heutigen Redeformen teilweise entwöhnt, ich glaube unwillkürlich, und man trifft überall auf Spuren des Nibelungenliedes, des Lohengrin,

des Eggenliedes usw. Häufig liest er des Abends eine Stunde lang vor, „von Helden lobebären, von großer Arebeit“ und was dahin gehört. Ich vernehme mit Rührung, wie der Lohengrin in seinem Schwanenkahne den Rhein hinunter abfährt, der Kaiser dann „pellet sam ein Rint vor Weinen, da der Lohengrin abe gink,“ des Ritters Gemahlin ohnmächtig wird, und „die Zähn sie ihr uffbrachen mit einem Klotze“. Ja, ja, lassen Sie nur recht tiefe Seufzer fahren, daß Ihnen das alles verloren geht! aber wahrlich, wären Sie hier, keine Silbe sollte Ihnen erlassen werden, Sie sollten Leid und Freud mit mir teilen, wie es einem getreuen Freunde zukommt, dafür stehe ich Ihnen. Übrigens, ohne Scherz geredet, ist mein Schwager der beste Mann von der Welt; seine Liebe zu meiner Schwester ist so groß und von solcher Art, wie kein menschliches mangelhaftes Wesen sie fordern, aber dennoch das Herz sie geben kann, und übrigens ist er angenehm, geistreich, sehr gelehrt, kurz ihm fehlt nichts, sondern er hat nur etwas zuviel, nämlich zu viel Manuskripte und Inkunabeln, und zuviel Lust, sie vorzulesen; gegen uns, die Mutter und mich, ist er die Aufmerksamkeit selbst . . .

Ich wollte, Sie wären bei uns, Schlüter, das ist mein Morgen- und mein Abendseufzer. Daß Sie mir fehlen würden, und zwar sehr, wußte ich voraus, aber ich rechnete doch auf irgendein Wesen, dessen Beschäftigungen, Ansichten und Geschmack dem meinigen einigermaßen entsprächen: aber außer den Thurns-Damen betritt kein Frauenzimmer dies Haus, nur Männer von einem Schlage, Altertümler, die in meines Schwagers muffigen Manuskripten wühlen möchten, sehr gelehrte, sehr geachtete, ja sehr berühmte Leute in ihrem Fach; aber, aber langweilig wie der bittere Tod, schimmlig, rostig, prosaisch wie eine Pferdebürste; verhärtete Verächter aller neueren Kunst und Literatur. Mir ist zuweilen, als wandle ich zwischen trockenen Bohnenhülsen, und höre nichts als das dürre Rappeln und Knistern um mich her, und solche Patrone können nicht enden; vier Stunden muß man mit ihnen zu Tisch sitzen und unaufhörlich wird das leere Stroh

gedroschen. Nein, Schlüter, ich bin gewiß nicht unbillig und verachte keine Wissenschaft, weil sie mir fremd ist, aber dieses Feld ist zu beschränkt und abgegrast, das Distelfressen kann nicht ausbleiben. Was zum Henker ist daran gelegen, ob vor dreihundert Jahren der unbedeutende Prior eines Klosters, was nie in der Geschichte vorkommt, Ottwin oder Godwin geheißen und doch sehe ich, daß dergleichen Dinge viel graue Haare und bittre Herzen machen.

19. 11. 1836. An Schlüter:

Heute endlich wird dieser Brief zur Post kommen; es ist wohl die höchste Zeit und mir dennoch leid — es war mir, als sei ich bei Ihnen, das ist nun fürs erste vorüber, denn was ich auch sonst für Sie niederschreibe, so weiß ich doch, Sie bekommen es erst späterhin; vielleicht ist's aber auch gut so und gibt mir mehr Lust zu diesen andern Schreibereien, die doch auch zunächst für Sie bestimmt sind, manches ganz und gar und allein für Sie. Heute ist mein Namenstag, Sie denken wohl nicht daran, oder vielmehr wissen es nicht, weil man mich Annette nennt, mein eigentlicher Name ist aber Elisabeth — Anna Elisabeth — und aus dem Anna hat man Annette gemacht. Ich wollte, sie wüßten dieses heute, gewiß würden Sie für mich beten. Gedenken Sie wohl der Vereinbarung, die wir getroffen für die letzte Abendstunde? Ich habe es nicht vergessen, wo können sich Freunde auch besser begrüßen, als vor Gott, es liegt eine große Freude darin. Hören Sie, bestes Herz, ich habe gestern recht ungeduldig und ungezogen geschrieben über brave, kenntnisreiche Leute, deren Beschäftigungen nie schädlich und gewiß oft nützlich sind. Wie manche gerechten Ansprüche mögen dadurch ins Helle gestellt, wie manche Ungerechtigkeit entkräftet worden sein; wer sich scheut, die Spreu zu durchsuchen, der wird das drin verschüttete Korn nicht finden. Mein Münzensammeln ist für andre ebenso langweilig und kann nie nützlich in die Gegenwart eingreifen. NB. Ich kann nicht verschweigen, daß mein Schwager mir heute sehr schöne Silbermünzen geschenkt hat, eine herrliche, große, voll-

kommen erhaltene griechische von Mazedonien, und zehn römische Konsularmünzen. Überhaupt haben meine Sammlungen hier manchen schönen Zuwachs erhalten, Münzen Mineralien, Versteinerungen ...

Rüschhaus, am Gründonnerstag 1837. An Schlüter:

Heute bin ich ganz allein, mein teurer Freund, und also doppelt geneigt, eine so liebe Gesellschaft als die Ihrige zu suchen. Meine Mutter ist gestern abend nach Münster gewandert und kommt morgen zurück. Ich habe sie nicht begleiten können, denn die bösen Gesichtsschmerzen, womit ich mich schon seit Monaten habe herumschlagen müssen, klopfen noch immer an, bald stärker, bald gelinder, und ich muß alles anwenden, sie bei guter Laune zu erhalten zur bevorstehenden Reise; zwar hätte ich wohl nach Münster fahren, mich hübsch still zu Hause halten und mir den kurzen Weg zu Ihnen des Tags ein- oder zweimal unternehmen können, es schien mir doch gar zu schmählich, in der Karwoche in Münster sein und keinen Fuß in die Kirche setzen! — Jetzt sitze ich hier allein, denke, daß Gott mich überall hört, und werde übermorgen nach Hülshoff ziehen, weil dort an den beiden Ostertagen Messe im Hause ist; sind die Wege fahrbar, so fahre ich, sonst muß ich gehen und, denken Sie, das macht mir wenig! Bewegung in freier Luft tut mir kein großes Leid, aber die kalte Kellerluft der Kirchen ist etwas Entsetzliches für Gesichtsschmerzen ...

Rüschhaus, 9.2.1838. An die Mutter Sophie v. Haxthausen:

Clemens August von Droste-Vischering, Erzbischof von Köln, war am 20. November 1837 in seiner Wohnung verhaftet und auf die Festung Minden abgeführt worden.]

Du fragst wegen dem Erzbischof? Da Ihr den Merkur haltet, so weißt Du das Hauptsächlichste; es ist eine traurige Lage für uns. Die Erbitterung ist schrecklich. Ich war am Tage des Aufstandes in Münster. Ich war diesen Abend zum Tee bei einer Oberregierungsrätin Rüdiger, Tochter der Elise Hohenhausen, die sich mir durch Nettchen Kettler hatte vorstellen lassen, worauf man es schicklich fand, daß ich ihr einen Besuch mache. — Ich beredete die

Bornstedt, mit der ich zuweilen bei Schlüter zusammentreffe, mit mir hinzugehen und wir drei Frauenzimmer waren allein hinter dem Teetisch; es war schon spät und die Rüdiger sagte mehrere Male: „hören Sie doch, wie das auf den Sraßen rennt"; ich sagte immer: „Das ist nichts, irgendwo ein Peter od. dgl." Mit einem Male hören wir von weitem (sie wohnt am Ende der Rothenburg nach Ägidistraße zu) ein furchtbares Hurrageschrei, es kam vom Domhof und Markte, wir sprangen ans Fenster und sahen die ganze Rothenburg und Ägidistraße voll Militär mit gezogenen Säbeln und ich lief auf der Stelle unten ins Haus, um zu sehen, ob ich jemand finde, der mich fortbrächte. Der Sohn vom Hause war bereit, und ich zog in großer Eile ab, trotz aller Bitten der Rüdiger, die zitterte wie Espenlaub. Durch zahllose Umwege kam ich endlich bei Ahlers an und brauchte fast eine halbe Stunde dazu. Ich stellte mein Licht zurück, lehnte das Fenster an und blieb nun auf wie jedermann in dieser Nacht.

Der Anfang des ganzen Tumultes war so: Die Gemüter waren schon durch die Arrestation des Erzbischofs aufs Äußerste erbittert, nun kam dazu, daß, nachdem kürzlich eine Menagerie in Münster abgezogen war, die Militärbehörde die Bude gekauft hatte, um darin bei schlechtem Wetter exerzieren zu lassen. — Das Volk aber glaubte, es sei geschehen, um die Rekruten heimlich knuffeln zu können. — Darüber waren schon allerlei Kleinigkeiten vorgefallen, einige Plakate an den Bäumen und Buden selbst mit dem geistreichen Inhalt „weg mit der Bude" oder „weg mit den Preußen" usw. Da dies sie nicht wegblasen wollte, hatte man mehrmals Versuche gemacht, die Bude anzuzünden, überhaupt, die Wahrheit zu sagen, wird den Preußen gerad' nicht viel guter Wille gezeigt. Der Adel hat sich seit der Verhaftung des Erzbischofs gänzlich zurückgezogen; alle Lustbarkeiten waren eingestellt, weder Soirees noch Klubbälle, und wurden sie eingeladen, z. B. bei Vinke, so machten sie kein Geheimnis daraus, daß die allgemeine Kirchentrauer ihnen nicht gestatte, sie anzunehmen. Die Gassenbuben waren sehr arg, sie schnitten den Soldaten Gesichter, sagten, wenn exerziert wurde: „wo Sol-

daten sind, mott auck hansneert weeren" und rollten den Offizieren Steine an die Füße, und N. N. wurde arretiert, weil er einem Unteroffizier auf der Straße zwei Ohrfeigen gegeben. Den Preußen, besonders den friedlichen Zivilisten, war höllenangst; sie wagten kaum abends aus dem Hause zu gehen, und es gab manch lächerliche Anekdote davon — nun — an diesem Abend wurde wieder ein Junge attrappiert, der die Bude anstecken wollte, und heulend und mit Arm und Beinen sperrend nach Hause geführt wurde. Mancher vorübergehende Bürger legte sich mit guten Worten drein, sagte: „laßt ihn laufen, es ist ja ein Kind" usw. Das hielt etwas auf; wer vorüberging, blieb stehen, und bald stand ein ziemlicher Trupp um die Wache und den heulenden Jungen. Jetzt wurde den Soldaten bange, der Offizier trat vor und befahl den Bürgern, auseinanderzugehen, ein lautes Gelächter war die Antwort. Die Soldaten rückten an (immer nur noch die Wache), die Bürger teilten sich, ließen sie durch, traten hinter ihnen wieder zusammen und lachten. So ging es einige Male, immer stolzierte die Wache durch, und immer traten die Bürger wieder zusammen und lachten. Der Offizier proklamierte zweimal ganz laut, daß sie auseinandergehen sollten. Dann lachten sie noch viel ärger und blieben bei ihrem alten Manöver, doch hatte kein einziger die geringste Waffe, nicht mal einen Stock in der Hand. Sie schimpften auch nicht, sondern lachten bloß. — Jetzt ließ der Offizier einhauen, ein Herr Bürger wurde verwundet und schrie und nun erhob sich ein fürchterliches Hurragebrüll und „Vivat Clemens August", „Nieder mit den Preußen!" u. dgl. Einige wenige Steine flogen, wie sie gerade auf der Straße lagen, indem kamen die Husaren herangeritten, nachdem die Wache geschickt hatte; sie hieben ohne Rücksicht rechts und links ein, die Bürger wurden wütend, viele liefen fort, um Steine zu holen, und in einer Viertelstunde waren mehrere Tausend auf dem Domplatze und Markte, es war ein greuliches Gebrüll und Gelächter. Auf dem Domplatze soll der Steinhagel arg gewesen sein, aber sonst keine Waffe ist zum Vorschein gekommen, nur immer wieder vor den Soldaten

auseinandergelaufen und hinter ihnen geschlossen und gelacht, es war fast auf allen Straßen zugleich los. Am Bispinghof, wo die Schlächter und Bäcker sich versammelt hatten, soll der Lärm sehr arg gewesen sein, aber keiner hat einen Soldaten zu verletzen gesucht. Auch auf dem Steinwege und der Salzstraße drängten sie zu ganzen Haufen, und immer „Vivat Clemens August!" „Nieder mit den Preußen!" „ajas, ajas, wat möttet sich de Kölnsken schämen!" (weil sie den Erzbischof hatten fortführen lassen). Unterdessen wurden die Kanonen aufgestellt an allen Toren und auch auf dem Domplatze (sie sind aber nicht gebraucht worden). Nun kam Wrangel herbei und wütete, daß das Militär auch zu schießen verstehe. Kein eingeborner Offizier war beordert, es waren nur Preußen, aber unsere Bauernjungens auch dabei, hauten eben nicht schärfer, als sie mußten. Unter dem Bogen stand alles gedrängt voll müßigen Zuschauern, meist Frauen und Kindern. Wrangel wollte, man solle schöne Attacke kommandieren, d. h. alle einzeln auseinander, und dann nach allen Seiten einhauen, ein paar menschliche Offiziere sollen Vorstellungen gemacht haben, weil es an Offizieren fehle, um Ordnung zu halten. Wrangel ließ das Mindensche Regiment, was aus lauter Protestanten besteht, vorher herankommen, schickte die Bauernjungens in die Nebenstraßen, die kleinen Haufen zu verscheuchen, und übernahm nun selbst das Kommando. Ich stand am Fenster, sah die Flüchtigen unaufhörlich vorbeilaufen, noch immer schreiend: „Vivat Clemens August!" und die Bauernjungens hinter ihnen her mit gezogenen Säbeln, die viel fluchten und in der Luft fochten, aber keinem etwas taten. Es war, sobald man den ersten Schrecken über das Gebrüll überwunden hatte, eher lächerlich als schrecklich. Einige Kerls fielen auch unter meinem Fenster und schrien noch im Fallen: „Vivat usw. ajas ajas! de Kölnschken ollen wiwer," und die Soldaten blieben so lange zurück in vollem Fluchen und Blitzen mit den Säbeln, bis sie wieder aufgestanden waren und einen guten Vorsprung hatten. Vom Markt her hörte ich wohl ärgern Lärm, dachte aber, es würde auf dieselbe Art und Weise her-

gehen, als auf einmal ein schreckliches Jammergeschrei von dort herüberdrang. Wrangel hatte befohlen, auf die Weiber und Kinder einzuhauen, d. h. nicht mit diesen Worten, sondern „Schöne Attacke“: „Säubert die Kolonnaden“. Ich will Dir nur gleich sagen, daß niemand getötet ist, eine Menge verwundet, die Soldaten ritten in die Haustüren und hauten in die offenen Zimmer hinein; bei einem Bürger sind sie bis an den Küchenherd geritten, und haben dort die Frau und zwei Männer gestochen, die Bürger schäumten vor Wut, aber sie waren gänzlich unbewaffnet, der Steinvorrat längst zu Ende und so zerstreuten sie sich. Um zwei Uhr war alles vorüber, nur das Militär blieb bis am Morgen in den Straßen aufgestellt; und die Woche hindurch wurde jede Nacht patrouilliert. — Du kannst denken, wie die Stimmung seitdem ist, d. h. zwischen der geringern und Mittelklasse, denn unsere angestellten Landsleute aus dem vornehmen Bürgerstande sind kaum dahin zu bringen gewesen, die Klagen derjenigen anzunehmen, die in den Häusern oder doch ganz untätig und von weitem stehend, verwundet wurden. Nur achtzehn, die schwer verletzt und wovon zuviel Redens war, als daß sie es hätten ignorieren können, sind verhört worden, und nur zum Schein, denn die Klage ist gar nicht übergeben worden.

Im ganzen sollen hauptsächlich bei dem Einhauen unterm Bogen gegen dreihundert Bürger verletzt sein. F. F. und N. N. sollen, als es zu arg ward, sich aus eigner Macht zu Fuße dazwischen gegeben und den Husaren zugerufen haben: „Wer scharf haut, den steche ich durch“; über die Sache wird aber nicht gesprochen, weil es ihnen Strafe zuziehen könnte. Die Preußen meinen, der Adel habe mit darunter gesteckt und an diesem Abend Geld ausgeteilt; ich brauche Dir nicht zu sagen, wie falsch das ist, indessen sind wir jetzt in völliger Ungnade. Ferdinand Galen hat keineswegs niedergelegt, sondern um Versetzung gebeten und auf der Stelle den Abschied bekommen. Ich wollte, sie machten es mit allen so, und wir hätten unsere Leute alle wieder, sie kosten mehr Zulage, als wenn sie zu Hause wären. Der Adel aus dem Rheinlande und Westfalen

hat Deputierte in der Sache des Erzbischofs nach Berlin geschickt, aber keiner der königlichen Familie und sogar keiner der Minister hat sie vorgelassen, obgleich sie sich nur als Privatleute angemeldet, ob nachher als Deputierte, weiß ich nicht, aber jedenfalls sind sie nicht vorgelassen. Von hier waren Bocholz, Engelbert Landsberg und Max Schmiesing, die beiden ersten haben, nachdem die Prinzen sie zu sehen verweigert, sich um die Minister nicht bekümmert, da es ihnen mit diesen doch wie den übrigen gehen würde, und sie sich von ihresgleichen keine solche Grobheit wollten gefallen lassen. — So stehen die Sachen; was es weiter geben will, weiß Gott, alles ist in Spannung und Verwirrung; in Paderborn ist auch ein Aufstand gewesen, nach einem Briefe von Sophie schlimmer als in Münster, aber man weiß hier fast nichts davon, obgleich er schon einige Tage vor dem hiesigen stattfand, so wird alles vertuscht. Die Bischöfe von Paderborn und Münster haben seit dem deutlichen Ausspruch des Papstes auch widerrufen, was sie früher unterschrieben, die Regierung ist aber doch so klug, keine Notiz davon zu nehmen. Ehe der Erzbischof eingezogen wurde, hat die Regierung ihm die Verdoppelung seiner Einkünfte angeboten, wenn er nachgeben wollte, denk Dir, wie .... ! Als dies nicht geholfen, gedroht, daß sie ihm seine Einkünfte entziehen wollte, worauf er geantwortet, daß er täglich nur 4 gg. brauche und glaube, seine Diözese würde ihn nicht verhungern lassen. Dies wurde gleich bekannt und Unterschriften gesammelt. Fürstenberg unterschrieb sich zu 4000 Taler jährlich, als schon eine Revenue von 30 000 Talern zusammen war, sahen sie, daß diese Drohung umsonst sei und zogen ihn ein. — Viele haben ihn jetzt besucht: Erbdroste Plettenberg, Korff Schmiesing, Eng. Landsberg, Westfalen, Fürstenberg und viele andere. Werner wollte auch hin, aber es hieß neulich, es werde keiner mehr zu ihm gelassen außer seinen nächsten Verwandten und diese nur in dringenden Familienangelegenheiten; ob es sich bestätigt, weiß ich nicht, da ich schon seit vier Wochen wieder hier bin und nichts erfahre. Der Erzbischof wird in Minden anständig behandelt, darf aber

niemand schreiben, mit niemand ein Wort allein reden und das Haus nicht verlassen, ohne einen Gendarmen; er bittet alle, die zu ihm kommen, doch von nichts als gleichgültigen Dingen mit ihm zu reden, mit Demagogen hat er nichts zu schaffen, das versteht sich.

Hülshoff, 13. 12. 1838. An Schlüter:

Es kommt mir seltsam vor, daß ich Ihnen so nahe bin und doch so wenig von Ihnen gewahr werde; Ihr seid doch wunderliche Leute! Oder vielmehr Sie, Sie allein sind ein kurioser Gast. Ist unser Briefwechsel denn ein Tanz, wo man nur eintreten darf, wenn die Tour an einen kommt? Denn Sie müssen wissen, J. hat mir verraten, Sie schreiben nicht, weil ich Ihnen eine Antwort schuldig sei: wissen Sie denn nicht, daß ich oft krank bin, und dabei so faul, wie ein invalider Mops? Muß man so pünktlich und eigensinnig sein mit Leuten, die uns lieben? Könnte ich's übers Herz bringen, Ihnen böse zu sein, ich wollte gleich anfangen; nun aber ziehe ich es vor, mich zu bessern, fein artig zu schreiben und darauf zu studieren, wie ich nach Münster komme. Bis Weihnachten bleibe ich noch hier, um zur Bescherung zu helfen. Am Weihnachtsmontag denke ich nach Rüschhaus zu kehren und dann womöglich den ersten hellen Frostmorgen zu einer Tour nach Münster zu benutzen, wäre es auch nur am Morgen hin und am Abend zurück. Leider hat noch jemand mitzusprechen, mein armer Kopf; aber heute am 14. geht mir's besser wie gestern und ich denke, der Feind ist im Abmarsche. Ich habe eine neue Bekanntschaft gemacht, die sich jetzt ganz gut anläßt, ein Maler, namens Sprick, der mich auch soeben gemalt hat, und zwar schöner, als ich mein Lebtag gewesen, — ob mich dies nun besticht? — Kurz, er scheint mir eine sanfte gemütliche Natur zu sein, hat saure blutarme Tage erlebt und ist eben dran, auf den grünen Zweig zu kommen, hat eine Frau und fünf Kinder, die er grenzenlos liebt und sich auf eine rührende Weise mit seinen sehr schwachen Augen für sie abarbeitet. Seine Gedanken sind immer bei ihnen und von keinem andern Dinge spricht

er so gern; dies hat mich sehr für ihn gestimmt, wie auch, daß er ein paar arme und von andern zurückgewiesene Knaben von Talent umsonst unterweist; da kann man wohl sagen, „wenn ein Armer dem andern was gibt, dann lachen die Engel im Himmel“; mich dünkt, ein so guter Zug kann nicht allein stehen.

1839. An Schlüter:

Sollte ich Ihnen wirklich eigenmündig Veranlassung gegeben haben, zu glauben, ich könne den Leonidas in der Ursprache lesen? oder trägt die große, geistige Elle die Schuld, an der, wie der Fuchs beim Messen den Schwanz, so Sie den glänzenden Schweif Ihrer eignen Vielwissenschaft zugeben? Sed non cuivis contingit adire Corinthum! Ich kann elendiglich wenig Griechisch, in meinen besten Glanz- und Übungsjahren kaum über die Fibelschützerei hinaus und jetzt wieder schmählich dahin zurückgesunken. Kurz, ohne den großen Trost der lateinischen Erläuterungen würde ich kaum begriffen haben, wo die Glocken hangen und bin auch jetzt noch bei manchem nicht ganz sicher darüber. Von einem eigentlichen Urteile kann also nicht die Rede sein, doch haben mir manche der Gedichte des Tarentiners einen etwas vagen Begriff von Schönheit gegeben und zugleich die Erinnerung erweckt, als habe ich viele derselben vor langen Jahren in einer sehr guten Übersetzung gelesen. Das Buch hieß „Tempe“, eine sehr schöne Auswahl von Weihgedichten, Distichen, lauter kleines Volk, alle aus dem Griechischen; zwei dicke Oktavbände; Verfasser quasi anonym, d. h. mit zwei Buchstaben bezeichnet. Mein Onkel Werner hat es in meinen Kinderjahren in die Hülshoffer Bibliothek gestiftet. Ich las es damals und merkte doch schon, daß es schön sei; seitdem ist es mir aber aus den Augen und Gedanken gekommen; sollte es sich noch vorfinden, so schicke ich es Ihnen, wenn ich dort bin; es wird Sie doch zu lesen freuen. Damit Sie nun nicht wieder in solche extravagante Ideen von meiner Gelehrsamkeit verfallen, will ich Ihnen meine Sprachkenntnisse (leider zumeist Unkenntnisse) darlegen: Latein können

Sie mir immer schicken, Französisch natürlich auch, das ist ja jetzt so unerläßlich, wie früherhin schlichtweg Lesen und Schreiben. Holländisch werden Sie mir nicht schicken, sonst das verstehe ich auch. Italienisch und Englisch? schlecht! schlecht! doch letzteres etwas besser. Ich habe in beiden Sprachen keinen Unterricht erhalten, sondern mir nur selbst so ein wenig zurechtgeholfen und bin jetzt seit länger als zwanzig Jahren ganz außer Übung und ohne Diktionär. Doch schlage ich mich durch eine leichte italienische Prosa noch allenfalls durch, wie ich vor kurzem an den „Verlobten" des Manzoni erprobt habe; Poesie aber, besonders mit veralteten Ausdrücken und ungewöhnlichen Konstruktionen, ist für mich jetzt fast gänzlich ohne Genuß. Mit dem Englischen steht es etwas besser und ich nehme es noch allenfalls mit einem Poeten auf, doch werden mir immer hier und dort Worte fehlen, und ich kann dann nur mit betrübtem Seufzen nach der Stelle sehen, wo ehemals ein Diktionär gestanden. Sehen Sie, liebster Freund, so mangelhaft sieht es bei mir aus, und ich mag meine Halbkenntnis nur ganz geheimhalten, und im stillen doch hier und da ein kleines Profitchen daraus ziehen. —

Apenburg (im Paderborner Lande), 22. 8. 1839. An Schlüter:

Ich lese auch zuweilen oder durchblättere vielmehr, und was? die alten Romane von Walter Scott — freilich ist's verlorene Zeit, aber sie haben für mich einen individuellen Reiz; fünfzehn Jahre sind es nun hin, als diese Bücher zwei Winter nacheinander, in unserem nun so gesprengten Familienkreise täglich abends vorgelesen wurden, und seitdem habe ich sie nicht wieder angesehen; wieviel wurde darüber nicht gesprochen, disputiert? Jeder hatte seine Lieblinge, Hunde und Vögel wurden nach dem Helden benannt. Ich begreife nun sehr wohl, wie manche mit so scheinbar schlechtem Geschmacke an den Schriftstellern ihrer Jugend hängen können, die ihnen Unwiederbringliches in der Erinnerung wiedergeben. Es liegt etwas sehr Herbes im Vergehen, in der Unmöglichkeit Vergangenes auch nur für

Augenblicke wieder ganz herzustellen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind meinen seligen Vater fragte, ob er im Himmel auch seinen Leberflecken auf der Hand haben würde? er antwortete, dort wären wir glänzend von allen Flecken rein, und wenn er seinen Körper wieder annehme, werde er sein wie mit 23 Jahren. Ich wollte mich damals wohl tot weinen, daß ich statt meines lieben Vaters einen ganz fremden jungen Menschen finden sollte; das ist albern, und doch ein sehr natürliches Gefühl. — Heute ist es endlich mal wieder warm, das unnütze Hospitantenvolk, die Fliegen machen einen beinahe tot, und mein Onkel Fritz zieht den ganzen Tag mit einer sehr eleganten Fliegenklatsche umher; auf der einen Seite steht zierlich gestickt „Siebe auf einen Schlag", auf der andern „Zwei Fliegen mit einem Klapp"; wenn das nicht Sieg bringt, so weiß ich es nicht. Dieser Onkel ist ein so passionierter Fliegenjäger, daß, wenn das Wild zu dünn wird, er Türen und Fenster öffnen und mit Borstbesen und Tüchern neues hereintreiben läßt; wir nennen ihn nur den Domitian. — Neulich passierte hier ein lächerlicher Vorfall, der hiesige Rentmeister ging abends mit der Haushälterin (Frau Schröder) spazieren, plötzlich hört er einen Schuß im Gebüsch, springt hinein und findet den Wilddieb mit noch rauchendem Gewehre, was er ihm sogleich abfordert. Jener setzt sich zur Wehr, nun ruft der Rentmeister „Frau Schrär, Frau Schrär." Der Dieb wird blaß und gibt sogleich sein Gewehr ab; nachher sagte er: „ja! ick hedde my nich so geschwind gieven, ober as he reip „Arquebushair", do merkte ick wul, dat he de Gensdarmen by sick hadde." Das Wilddieben und Holzstehlen geht überhaupt noch seinen alten Gang, noch ärger das Konterbandieren über die lippische und braunschweigische Grenze; man kann nach Sonnenuntergang nicht spazieren gehen, ohne Banditengesichtern mit Säcken zu begegnen, die einen scheu ansehen und dann vorantraben, was die Beine vermögen. Vorgestern in der Nacht hörten wir Geschrei und Schießen vor unserer Pforte. Am Morgen waren überall Wege durchs Korn getreten, wo die Schleichhändler geflüchtet, auch niedergestampfte Flecke hier und dort, als

ob zwei gekämpft, weiter haben wir nichts erfahren. Getötet ist somit wohl niemand, verwundet wahrscheinlich einer oder der andere, aber das bleibt still; niemand bekümmert sich darum, gerade wie vor sechzig Jahren. Man muß gestehen, daß Volk und Gegend hier unendlich romantischer sind als bei uns, doch wollen wir lieber behalten, was wir haben... Man treibt mich zum Schließen, unter dem Fenster steht mein Onkel F., ruft wie ein Nachtwächter und hält einen Hammer hoch über sich; das bedeutet, ich soll in die Luft und Versteinerungen losklopfen; denn Gehen soll nicht genug sein, wie der Doktor sagt, sondern körperliche Anstrengungen im Freien. Wie verkehrt und eigensinnig doch die menschliche Natur ist! Ich habe dies Steineklopfen mit Passion getrieben, solang' es eigentlich niemand recht war; heimlich fortgestohlen habe ich mich, um im Steinbruche zu picken, Essen und Trinken habe ich darüber vergessen und nun muß man mich treiben, wie den Esel zur Mühle...

Apenburg, 26. 8. 1839. An Junkmann:

Tränke ich nicht Brunnen, und müßte deshalb spazieren rennen, wie ein Postpferd, so wollte ich fleißig sein, daß ihr alle eure Freude daran haben solltet; auch so bin ich es ziemlich und das „geistliche Jahr" rückt brav voran. Man spannt hier wieder alle Stricke an, mich zum Humoristischen zu ziehen, spricht von Verkennen des eigentlichen Talentes usw. Das ist die ewige alte Leier hier, die mich denn doch jedesmal halb verdrießlich, halb unschlüssig macht. Ich meine, der Humor steht nur wenigen und am seltensten einer weiblichen Feder, der fast zu engen Beschränkung durch die (gesellschaftliche) Sitte wegen, — und nichts kläglicher, als Humor in engen Schuhen. Für jetzt kann ich überall wohl gar nicht daran denken; heute eine Schnurre und morgen wieder ein geistliches Lied! Das wäre was Schönes — solche Stimmungen ziehen sich nicht an und aus, wie Kleider, obwohl manche das zu glauben scheinen...

Eine halbe Stunde von hier liegt Hellesen, ein sogenanntes Vorwerk von Apenburg, was ich oft zum Ziel meiner Spa-

ziergänge mache, weil es gerade die rechte Entfernung hat, um eine Tour daran abzulaufen; so ein Vorwerk ist ein trauriges und doch romantisches Ding. Mitten im endlosen Felde, nichts als lange Scheuern und Stallungen und daran gebaut zwei kleine Kämmerchen, wo zwei Knechte jahraus — jahrein — Winter und Sommer verbringen, ohne monatelang etwas anderes zu sehen, außer den Eseljungen und seine Tiere, die ihnen zweimal im Tage das oft hart gefrorene Essen bringen, was sie dann auf ihrem Öfchen aufwärmen. Das Vorwerk verlassen dürfen sie niemals, nur eben Sonntags abwechselnd zum Gottesdienst, denn sie haben große Ökonomieschätze zu bewachen. Wie schläfrig und langweilig mögen sie über die Schneefläche ausschauen nach ihrem Eliasraben! Da hätte einer Zeit, heilig oder gelehrt zu werden. Jetzt ist's ganz hübsch dort, das Feld voll Leben, auf der einen Seite brüllt das Vieh, auf der andern Seite schwirren die Sensen, und eine halbgefüllte Scheuer gibt mir ein Ruheplätzchen auf Heubündeln und Garben, gerade wie ich es mag. Das wäre wieder etwas für Sie, und es ist jammerschade, daß Sie nicht hier sind. Auch ein Gehölz gibt's hier, genannt der Vogelsang, ziemlich weit vom Hause, so hübsch in der Wildnis, was ehemals angelegt war; jetzt aber müssen Sie sich durch Dornen und Gestrüpp arbeiten und stehen dann plötzlich in einem großen Rund von alten Eichen, mit einer Bank darunter; da sitzt man auch wie verzaubert. Zum Überfluß steckt ein Eulennest im hohlen Baume, wo es unaufhörlich drinnen knackt und prustet. Länger bis zur Dämmerung bleibe ich nie dort, denn dann wird das Eulenvolk zu lebendig, und das Durchbrechen ins Freie, wo man oft in Schlingpflanzen und Dornen gefangen ist, daß man sein Lebtag nicht wieder herauszukommen meint, hat im Dunkeln was wirklich Grauserliches; ich glaube, man könnte sich ungeheuer erschrecken, wenn nur ein Vogel aufflatterte.

Rüschhaus, 23. 3. 1841. An Schlüter:

... Mein Mütterchen kommt im Mai wieder, unfehlbar, wie sie schreibt, selbst wenn meine Schwester nicht mitkommen

sollte, was leider seit kurzem anfängt, etwas zweifelhaft zu werden, und immer zweifelhafter, je mehr die Zeit eines notwendigen Entschlusses heranrückt. Ich habe es wohl gefürchtet, mein Schwager hat einen sehr lebhaften Geist, darum baut er gern Schlösser in die Luft; kommt's aber darauf an, ein solides Fundament zu geben, dann hat er die Gicht im Arm oder Bein, oder Husten und der Weg scheint ihm dreimal so lang als vorher. Es wäre mir äußerst leid, wenn er es jetzt so machte, auch um der guten Mama willen, die dann einen traurigen Einzug hält, und die Lücken überall fühlen wird, die sonst wohl durch Jenny und die Kinderchen ziemlich ausgefüllt worden wären. Aber es wird nicht anders werden, ich sehe es schon kommen und muß nur sorgen, unser kleines Rüschhaus mit Blumen und Aufräumen in möglichst freundlichen Zustand zu setzen, damit es ihr wenigstens hier nicht öde vorkommt. Ich habe zu diesem Zwecke jetzt einen grundgelehrten Gärtner hier, der alle Blumennamen kennt und verkehrt ausspricht, so höre ich draußen Sägen, Hämmern, gewaltig räsonieren und bedaure nur, daß ich ans Zimmer gebannt bin und mich auf sein „Schanie" allein verlassen muß . . .

19. 5. 1840. An Schlüter:

[Adele Schopenhauer (Schwester des Philosophen) hatte mit ihrer Mutter, der Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer, etwa zwanzig Jahre in Weimar gelebt, zu Goethes Kreise gehörend. Annette hatte sie Ende der zwanziger Jahre in Bonn kennen gelernt.]

Draußen ist's dunklig und feucht, auch in meinem Zimmer kalt, dämmerig und keineswegs behaglich, wohin soll ich mich denn besser flüchten, als zu Ihnen, wo es mir noch immer warm und wohl zumute geworden ist. Ich habe die letzten acht Tage in stündlichem Warten auf Adele und deshalb sehr träge und unbequem verbracht, da ich die üble Eigenschaft habe, nichts unternehmen zu können, wenn ich jemand erwarte, d. h., so stündlich erwarte; ich meine, es sei nicht der Mühe wert, anzufangen, und habe auch nicht die nötige Ruhe. Was sie abhält, weiß ich nicht, aber wohl, daß jeder Tag, den sie noch ausbleibt, nicht durch einen spätern zu ersetzen ist; da sie zu einem bestimmten Termin

unabwendbar wieder in Weimar sein muß, so betrübt mich diese Verzögerung, denn es ist wohl das letztemal, daß wir in diesem Leben zusammenkommen. Bis Weimar ist ein gar weiter Weg und unsere beiderseitigen gelegentlichen Reisen zu Verwandten oder Freunden können uns immer nur mehr auseinander-, aber nie zusammenführen. Ich habe die Meinigen in Westfalen, Hessen, am Rhein, in der Schweiz; sie die ihrigen in Kiel, Danzig; dieses Mal mußte sie nach Bonn, um ihre Angelegenheiten abschließlich dort zu ordnen, wo sie dreizehn Jahre lang mit der Mutter gelebt, ohne doch mit jemand auf den Fuß zu kommen, daß dieses eine spätere Reise veranlassen könnte; so sehe ich sie noch einmal, und dann — wie Gott will! Ihr Ausbleiben beunruhigt mich, da ich sie wirklich lieb und außerdem viel mit ihr durchlebt habe, zu zweien Malen ein ganzes ereignisvolles Jahr; — für manche Tote oder für immer Ferne war sie mir noch der einzig vorhandene Faden, an den ich meine Erinnerungen knüpfen konnte; so wird mit ihrem gänzlichen Scheiden mir ein großes Stück Vergangenheit erst recht zur Vergangenheit, zu jener dämmerigen, grauen, wo man nichts mehr hört, durch nichts mehr erinnert wird an Dinge, die einem dann sehr bald einer steinalten Zeit anzugehören scheinen.

Mittwochen. So weit war ich gestern, als ein Bote mit der Nachricht von Adelens Ankunft in Münster mich höchlich erfreute und überraschte; sie schreibt: „Vielleicht bin ich ebenso früh bei Ihnen wie diese Zeilen, denn ich erwarte jede Minute den bereits bestellten Wagen.“ Ich sprang auf vom Schreibtische und wohin? vor den Spiegel! ja, lieber Schlüter, der Panther kann seine Flecken nicht ablegen und kein Frauenzimmer die Eitelkeit, ich dachte, daß wir uns seit vier Jahren nicht gesehen und wollte mich doch gern ein wenig reputierlich präsentieren, aber, o Himmel! welche babylonische Verwirrung, zwar nicht in, aber auf meinem Kopfe! jedes Haar schien auf dem Punkte, mit seinem Nachbar handgemein zu werden und mein blauer Tibet? — dieser treue Freund durch wechselvolle Jahre, ich schaute ihn an mit Blicken, in denen die klägliche Frage muß gelegen haben,

ob er denn wirklich je jung und schön gewesen? und es war mir, als hörte ich einen ziegenhärnen Seufzer flüstern: „Weit in nebelgrauer Ferne.“ Die Kürze der Zeit bedenkend, tat ich mein möglichstes, dennoch hatte ich es nicht weiter, als vom halben Negligé zum völligen gebracht, als Adele ankam. Ich habe mich doch sehr gefreut.

Rüschhaus, 19. 9. 1841. An Schlüter:

Obwohl ganz begraben in Kleidern und Papieren, und in all dem Tumulte, der einer Abreise vorherzugehen pflegt, kann ich doch unser gutes Ländchen nicht auf mehrere Monate verlassen, ohne meinem liebsten Freunde Lebewohl zugerufen zu haben, es ist nämlich nach vielem Hin- und Herschwanken, wobei ich mich zuletzt für völlig passiv erklärt und alles dem Willen Gottes und meiner Mutter überlassen habe, endlich festgesetzt, daß ich meine Schwester nach Meersburg begleiten, den Winter über dort bleiben und im Frühlinge von meinem Bruder wieder abgeholt werden soll; und bereits übermorgen brechen wir auf. Den Ausschlag haben zwei Dinge gegeben, erstlich, daß meine arme Schwester mit dieser Reise, nach der sie sechs Jahre verlangt hat, vom Schicksale arg in den April geschickt worden ist, da ihre Kinder schon auf dem Herwege die Steinblattern bekommen haben, und noch zur Stunde kaum hergestellt sind, so daß das arme Blut, das ihrem Herzen mal recht was zugute tun und alle Verwandte nah und fern zu besuchen gedachte, nun vom ersten bis zum letzten Tage (zwei Tage in Hülshoff, wo sie auch Münster passierte, abgerechnet) hier in Rüschhaus hat sitzen müssen, wie angenagelt und obendrein ein panischer Schrecken wegen der Ansteckung nebst mancherlei andern Zufälligkeiten gerade die Liebsten und Nächsten, um deretwillen sie gekommen war, verhindert haben, sie hier aufzusuchen; namentlich hat sie von der ganzen mütterlichen Verwandtschaft, die, mit Kindern und Enkeln, über achtzig Köpfe stark ist, nur zwei zu sehen bekommen. Das ist ein trauriges Resultat so lang genährter Hoffnungen! und meine Begleitung soll nun als einziger Ersatz dafür eintreten. Dann hat mein

bekannter Äquinoktialhusten, an dem ich wieder einige Wochen sehr gelitten, und den meine Schwester noch nicht miterlebt hatte, diese so sehr geängstiget, und sie hat der guten Mama einen so argen Floh darüber ins Ohr gesetzt, daß eine Luftveränderung als durchaus nötig für mich erklärt worden ist. Kurz, es ist mal so! ich reise mit! und bemühe mich, der Sache die angenehmste Seite abzugewinnen, da mir doch mal die Qual der Wahl nicht geworden ist ... Gott bewahre mich vor dem Heimweh; — ich habe es das vorige Mal auf eine arge Weise gehabt, indessen werde ich doch keine Viertelstunde allein sein können, ohne daß meine Gedanken in Rüschhaus, Hülshoff, Münster wären; — um so mehr, weil ich abreisen muß, ohne irgendwo Abschied nehmen zu können, da die Reise mich schon vor sechs Jahren sehr angriff, und, da ich seitdem um vieles immobiler geworden bin, dieses jetzt wohl noch mehr tun wird, weshalb Mama und Jenny darauf bestehen, daß ich mich nicht vorher durch vieles Umherlaufen und Fahren abmatten soll; sie behaupten, es überall für mich gut gemacht zu haben; damit ist mir aber nicht geholfen und der nicht genommene Abschied tut mir weit weher, als ein wirklicher ...

Wir haben uns in diesem letzten Jahre so selten gesehen, daß es mich heute gereut, wenn ich nur daran denke, aber Fahren kommt selten an mich, und vom Gehen bin ich leider so abgekommen, daß der Weg nach Münster für mich mehr ist, als für einen rüstigen Fußgänger eine zehnstündige Tour. Ich hoffe, die reine und milde Seeluft, verbunden mit gutem Entschlusse, werden auch dieses herstellen. Zu arbeiten denke ich auch drüben fleißig, mein angefangenes Buch über Westfalen zu vollenden, und die geistlichen Lieder zu feilen und abzuschreiben; das Nötige dazu steckt schon tief unten im Koffer, und an Zeit und Ruhe wird es mir nicht fehlen, da Jenny mir, auf meine Bitte, ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten, weiten Schlosse, wo sich doch die wenigen Bewohner darin verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen will, ein Raum so abgelegen, daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logieren, und abends die Gäste hingeleiten

wollen, sie alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertiert waren. — Ist das nicht ein poetischer Aufenthalt? Wenn ich dort keine Gespenster- und Vorgeschichten schreiben kann, so gelingt mir es nie . . .



Im Herbst 1841 verließ Annette von Droste-Hülshoff Rüschhaus, um aus Gesundheitsrücksichten den Winter in milderem Klima, bei ihrer Schwester, der Freifrau von Laßberg in Meersburg am Bodensee, zuzubringen. Ihr ganz seinen alten Büchern und Handschriften lebender Schwager, „der Niblungen-Laßberg," hatte seine Besitzung Eppishofen im Kanton Thurgau aufgegeben und in Meersburg „das alte Schloß" gekauft, einen gewaltigen, uralten Bau auf steilem Felsen, hoch über den verwitterten Dächern der kleinen Stadt. In diesem weitläufigen Gemäuer sagenhaften Entstehens, von den großen Schweizer Bergen durch den weiten blauen See geschieden, hat Annette hinfort mit wenigen Unterbrechungen den Rest ihres Lebens zugebracht, im Herzen der Heimat Treue haltend. Hier hat sie in einem, dem ersten, Winter eine unerhörte Fülle von Gedichten niedergeschrieben, die sie als die größte deutsche Dichterin ausweisen.

Das Wunder dieses Winters bewirkte die Liebe, eine tiefe, leidenschaftliche, wenn auch zu mütterlicher Freundschaft gedämpfte Liebe, die, so rein sie war, von ihr fast wie eine Schuld verheimlicht wurde. Und wenn diese Liebe, die nichts begehrte, als lieben zu dürfen, dem vierundvierzigjährigen Mädchen das Wertvollste auch nicht mehr gewähren konnte — der Dichterin brachte sie Erlösung und volle Reife.

Levin Schücking, der diesen Winter (1841—1842) hindurch Laßbergs Bibliothek zu katalogisieren hatte, war siebzehn Jahre jünger als Annette, die mit seiner verstorbenen Mutter befreundet gewesen war. Schon als Gymnasiast zu Münster hatte er sich dem gnädigen Fräulein auf Rüschhaus vorgestellt. Das war vor zehn Jahren gewesen. „Ihr Äußeres machte einen eigentümlichen Eindruck. Diese, wie ganz durchgeistigte, leicht dahinschwebende, bis zur Unkörperlichkeit zarte Gestalt, hatte etwas Fremdartiges, Elfenhaftes. Sie war fast wie ein Gebilde aus einem Märchen. Die auffallend breite, hohe und ausgebildete Stirn war umgeben von einer ungewöhnlich reichen Fülle hellblonden Haares, das, zu einer hohen Krone aufgewunden, auf dem Scheitel befestigt war. Die Nase war lang und fein und scharf geschnitten. Auffallend schön war der zierliche kleine Mund mit den beim Sprechen von Anmut umlagerten Lippen und feinen Perlenzähnen. Der ganze Kopf aber war zumeist etwas vorgebeugt, als ob es der zarten Gestalt schwer werde, ihn zu tragen, oder wegen der Gewohnheit, ihr kurzsichtiges Auge ganz dicht auf die Gegenstände zu senken. Zuweilen aber hob sie den Kopf, um ganz aufrecht den zu fixieren, der vor ihr stand, und

namentlich dann, wenn sie irgendeine humoristische Bemerkung oder einen Scherz machte; dann hob sie lächelnd ihr Haupt, und wenn sie neckte, lag dabei auf ihrem Gesichte etwas von einem vergnügten Selbstbewußtsein, von einem harmlosen Übermut, der aus dem ganz außergewöhnlich großen, trotz seiner Gutmütigkeit so scharf blickenden, hellblauen Auge leuchtete. Dieses Auge war jedenfalls der merkwürdigste Teil ihres Gesichtes; es war vorliegend, der Augapfel fast konisch gebildet, man sah die Pupille durch das feine Lid schimmern, wenn sie es schloß." — Ein regerer Verkehr hatte sich erst gebildet, als Schücking, nach Beendigung juristischer Studien, seit 1837 als Schriftsteller in Münster lebte und beide einem dortigen literarischen „Kränzchen" angehörten. Noch lebhafter waren die Berührungen geworden, nachdem Schücking an Ferdinand Freiligraths Stelle die Herausgabe des von dem Buchhändler Wilhelm Langewiesche zu Barmen veranlaßten Werkes „Das malerische und romantische Westfalen" übernommen und Annetten als Mitarbeiterin gewonnen hatte. Diese wurde dadurch zu einer ganzen Reihe ihrer westfälischen Balladen angeregt, steuerte aber auch in Prosa viel Wertvolles bei. „Einmal in der Woche," erzählt Schücking, „kam die alte Botenfrau und brachte einen Brief, ein Paket mit durchlesenen Büchern von Annette von Droste, worauf ich durch eine Sendung von neuen antwortete; einmal in jeder Woche auch wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Haiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche, kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte. Ich wurde dann zunächst in ihrem Entresolezimmerchen mit dem klassischen westfälischen Kaffee gelabt, ein Teller mit Obst stand im Sommer und Herbst daneben. Eine kleine Streiferei in der nächsten buschreichen Umgegend des Hauses wurde dann gemacht ... Wenn schlechtes Wetter oder gar Winterschnee diese Streifereien unmöglich machten, flossen die Stunden darum nicht minder mit Windeseile vorüber, verplaudert in dem stillen Stübchen, das Annette ihr „Schneckenhäuschen" nannte ... Es wurde bei unsern Plaudereien Abend, es wurde Nacht ... Unter dem Zimmer von Annette befand sich das Gesindezimmer, worin in den Abendstunden die Beschließerin und die Hausmagd ihre Spinnräder drehten, während Hermann, der Knecht, und Trimm, der schwarze zottige Hausköter, ihnen Gesellschaft leisteten. Das Schnurren der Räder, das Wechseln der Stimmen war den ganzen Abend hindurch in dem darüber liegenden Zimmer deutlich ver-

nehmbar. Annette von Droste erzählte sehr gern und erzählte vortrefflich, und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgesucht waren, natürlich, wandten sich diese Erzählungen nicht selten allerlei Geschichten aus dem Gebiete des Visionären und der Geisterwelt zu und hatten einen um so größeren Reiz, weil wir beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns selber nicht recht im Klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Tatsachen aufrichtig glaubten oder nicht" ... Aber das stärkste Band zwischen den beiden war doch die erfolgreiche Hilfe geworden, die Annette dem Freunde geleistet hatte, als sie ihn in eine gefährliche Leidenschaft zu der jungen Frau eines andern verstrickt sah.

Nun war er als Bibliothekar auf die Meersburg berufen und sie erfreute sich im täglichen Zusammenleben ihrer Liebe, seines Geistes und der Anregung, die beides ihrem Schaffen gab. Er war der erste, der ihre dichterische Bedeutung klar erkannte, der erste, der ihr wirklich weiterhelfen konnte. Immer wieder wies er sie, die sich damals in Dramen und Erzählungen versuchte, auf die Lyrik, als ihre eigentliche, ihrer Begabung gemäße Domäne, wo sie freilich die Stimmung „wie ein gutes Weinjahr mit Geduld und Demut erwarten" müsse. Hierin war Annette im Bewußtsein ihrer unverbrauchten Kraft und Fülle, wohl auch in der Sicherheit, die seine Nähe ihr gab, anderer Ansicht, und eines Morgens erklärte sie „mit großer Zuversicht, einen reputierlichen Band lyrischer Gedichte werde sie mit Gottes Hilfe, wenn sie gesund bleibe, in den nächsten Wochen leicht schreiben können". „Als ich widersprach," erzählt Schücking, „bot sie mir eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Turm hinauf, um sofort ans Werk zu gehen. Triumphierend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und mir vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, glaub' ich, meine Doktrin erhielt von nun an, fast Tag für Tag, ihre wohlausgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf, in jenem Winter von 1841 bis 1842, die weitaus größte Zahl jener lyrischen Poesien, welche den Band ihrer Gedichte füllen," der dank Schückings Bemühung 1844 bei Cotta in Stuttgart erschien. Im Frühjahr 1842 beendete Schücking seine bibliothekarische Arbeit. Er verließ die Meersburg, um zunächst eine Erzieherstelle beim Fürsten Wrede auf Schloß Ellingen in Franken anzutreten. Die schönste Zeit in Annettes Leben war zu Ende.

(Schluß der Lebensgeschichte Seite 130.)



Meersburg, 4. 5. 1842. An Schücking

Es muß meinem guten Jungen, an den ich doch fortwährend denke, wohl sehr unerwartet sein, daß ich erst heute den ersten Brief an ihn beginne, und doch ist nichts schuld daran, als der Wunsch, ihm nur einen recht guten, recht erfreulichen zu schreiben, worin ich von vielen langen und schönen Gedichten prahlen und aus dieser Ferne in einem hübschen Nimbus leuchten könnte. Bis jetzt habe ich aber nur ein sehr schwaches Scheinchen um mich, bin eigentlich erst in den letzten Tagen recht fleißig gewesen und darf mit der Antwort nicht warten, bis die Glorie sich gehörig ausgebildet hat. Weshalb ich so spät wieder an die Arbeit komme? Hör' zu! In den ersten acht Tagen war ich todbetrübt und hätte keine Zeile schreiben können, wenn es um den Hals gegangen wäre; ich lag wie ein Igel auf meinem Kanapee und fürchtete mich vor den alten Wegen am See wie vor dem Tode; dann kam Louise Streng, die mich fast keine Minute allein ließ, mich immer hinauszog, und binnen der ganzen Woche, die sie hier blieb, mich auf eine freilich keineswegs angenehme Weise, durch ihre werte Begleitung und aus endlosen Fragen bestehende Unterhaltung, über die schwersten Momente gewaltsam wegspazierte. Jetzt kam aber eine andere Not: Dein Brief von Ellingen hätte längst da sein können — d. h. der versprochene, gleich nach der Ankunft — und Du nachlässiger Schlingel bist es wirklich gar nicht wert, wie wir uns um Dich geängstigt haben.

Ob ich mich freue, nach Hause zu kommen? Nein, Levin, nein — was mir diese Umgebungen vor sechs Wochen noch

so traurig machte, macht sie mir jetzt so lieb, daß ich mich nur mit schwerem Herzen von ihnen trennen kann. Hör', Kind! Ich gehe jeden Tag den Weg nach Haltenau, setze mich auf die erste Treppe, wo ich Dich zu erwarten pflegte, und sehe, ohne Lorgnette, nach dem Wege bei Vogels Garten hinüber. Kommt dann jemand, was jeden Tag ein paarmal passiert, so kann ich mir, bei meiner Blindheit, lange einbilden, Du wärst es, und Du glaubst nicht, wie viel mir das ist. Auch Dein Zimmer habe ich hier, wo ich mich stundenlang in Deinen Sessel setzen kann, ohne daß mich jemand stört, — und den Weg zum Turm, den ich so oft abends gegangen bin, — und mein eigenes Zimmer mit dem Kanapee und Stuhl am Ofen — ach Gott, überall! — kurz, es wird mir sehr schwer, von hier zu gehen, obendrein noch zweihundert Stunden weiter, als wir jetzt schon getrennt sind. Solltest Du es wohl recht wissen, wie lieb ich Dich habe? Ich glaube kaum.

Ich gehe jetzt täglich ins Museum, setze mich auf Deinen Stuhl am Fenster und sehe, was das Morgenblatt bringt. Vorgefunden: erstens Dein Gedicht auf die Meersburg, was mir aber schon eine schöne Verlegenheit zugezogen hat, und zwar eine wohlverdiente, da die Idee, den guten Laßberg nebst Uhland auszumerzen, zwar nicht von mir ausgegangen, aber doch approbiert worden ist; und jetzt fiel es mir wie ein Stein aufs Herz: Gott, das sieht ja ganz aus, als ob Levin sich öffentlich seiner schämte, als zu unbedeutend für ein Gedicht; und nun gerade im Morgenblatt, das Laßberg gleich vor Augen kommt! Es währte auch nicht lange, so waren die Puppen am Tanz; von allen Seiten wurde dem alten Herrn die schmeichelhafte Nachricht von Levin Schückings schönem Gedicht auf seine Dagobertsburg zugetragen, schriftlich und mündlich; Pfeiffer, Baumbach, Stanz, die Meersburger Honoratioren, — jeder wollte ihn zuerst darüber bekomplimentieren, und ich wußte mir nicht anders zu helfen, als indem ich gestand, es gelesen und von der Redaktion des Morgenblattes — die ja auch von Deinem „Jagdstreit" über die Hälfte eigenmächtig gestrichen — auf eine Weise ver-

kürzt gefunden zu haben, daß alle Strophen, die sich nicht auf das bloß Landschaftliche und Historische bezogen, ausgelassen worden. Der arme Laßberg, der so kindisch froh war, sich vor aller Welt besungen zu sehen, daß er mich fast aus dem Bette ins Museum gejagt hätte, um „das Blatt seiner Glorie" zu holen, war, wie mir schien, fast dem Weinen nah, als er dies hörte, und sagte mit der kläglichsten Stimme von der Welt: „Wenn auf diese Art vielleicht Uhland und ich auch ausgemerzt sein sollten, so sollte mich das sehr freuen; denn ich mag nicht, daß man von mir spricht." Es dauerte mich ordentlich, aber ich glaube nicht, daß er Verdacht auf Deine eigene lieblose Hand hat; Jenny ebensowenig, die auch ganz grimmig auf die perfide Redaktion ist; ich weiß aber auch wirklich nicht, wo wir beide unsere Gedanken gehabt haben, da wir doch Laßberg so gut kannten und dies alles an den Fingern abzählen konnten. Um desto nötiger ist es, daß Du ihm jetzt gleich schreibst, und zwar recht herzlich. Das menschliche Gefühl geht wunderliche Wege! Laßberg fühlt sich, aus Veranlassung Deines Gedichts, geärgert und gleichsam beleidigt, und ich meine, davon wird immer ein kleiner Schatten auf Dich zurückfallen, wenn Du dem nicht durch einen Beweis Deiner Hochachtung und anhänglichen Erinnerung zuvorkommst. Am besten wäre es, wenn Du das Gedicht, in seiner ersten Gestalt, noch einem andern Blatte, was Laßberg vor Augen oder wenigstens nach Meersburg kommt, — z. B. dem Unterhaltungsblatt des Merkur oder der Didaskalia, — gäbst; dann wäre das Unglück ziemlich repariert und allem etwa nachträglichen Verdachte vorgebeugt.

5. 5. 1842.

Guten Morgen, Levin! Ich habe schon zwei Stunden wachend gelegen und in einem fort an Dich gedacht; ach, ich denke immer an Dich, immer. Doch Punktum davon, ich darf und will Dich nicht weich stimmen, muß mir auch selbst Courage machen und fühle wohl, daß ich mit dem ewigen Tränenweidensäuseln sowohl meine Bestimmung ver-

fehlen als auch Deine Teilnahme am Ende verlieren würde; denn Du bist ein hochmütiges Tier und hast einen doch nur lieb, wenn man was Tüchtiges ist und leistet. Schreib' mir nur oft, mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen; sonst wäre es mir viel lieber und bequemer, mir innerlich allein etwas vorzudichten. Sobald ich diesen Brief geschlossen, geht's con furore ans Werk; ich bin wieder in der fruchtbaren Stimmung, wo die Gedanken und Bilder mir ordentlich gegen den Hirnschädel pochen und mit Gewalt ans Licht wollen, und denke, Dir die Beiträge sehr bald schicken zu können, obwohl gewiß der Psalm wieder um zwei Drittel zu lang werden wird, die Du dann mit wahrer Chirurgenkälte amputierst. Mich dünkt, könnte ich Dich alle Tage nur zwei Minuten sehen, — o Gott, nur einen Augenblick! — dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen, und die Möwen sich mir auf die Schulter setzten! Wir haben doch ein Götterleben hier geführt, trotz Deiner periodischen Brummigkeit! Ob ich Dir bös bin? Ach Du gut Kind, was habe ich schon für bittere Tränen darüber geweint, daß ich Dir noch zuletzt so harte Dinge gesagt hatte! Und doch war viel Wahres darin. Aber *mich* vergißt Du doch nicht, was die Zeit auch daran ändern mag; wenn der eine Haken bricht, so hält der andere; Dein Mütterchen bleibe ich doch, und wenn ich auch noch vierzig Jahre lebe; nicht wahr, mein Junge? mein Schulte, mein kleines Pferdchen, — was hängen alles für Erinnerungen, die nie verlöschen können, an diesen Titeln! Schreib' mir, daß Du mich lieb hast; ich habe es so lange nicht ordentlich gehört und bin so hungrig darauf, Du dummes, nichtswürdiges kleines Pferd! Aber an Laßberg mußt Du auch schreiben, an Laßberg, ich kann Dich nicht dringend genug antreiben. Jenny war schon zweimal hier aus demselben Grunde, da sie weiß, daß ich Dir gerade schreibe; das arme Ding ist ordentlich kümmerlich darüber, in der doppelten Not um Laßbergs Betrübnis — ich kann Dir sagen, er ist betrübt, denn er hat Dich wirklich lieb — und um Deine Unehre; also: usw. —

Ich habe Dir schon gesagt, daß Wessenberg*) hier war. Seine Persönlichkeit ist jetzt weder angenehm noch bedeutend; indessen habe ich ihn zu spät kennen gelernt, da er offenbar schon sehr stumpf ist. Man sagt, er behandle Frauen gewöhnlich mit großer Geringschätzung und fast wie unmündige Kinder; mit mir hat er aber eine ehrenvolle Ausnahme gemacht, und nachdem er mir schon durch Baumbach viel Verbindliches über meine Gedichte und den Wunsch, meine Bekanntschaft zu machen, hatte zukommen lassen, trat er mir jetzt, ziemlich taktlos und geziert, mit den Worten entgegen: „Sie sind also die Dichterin! Wahrlich, Sie haben eine herrliche Ader, von seltener Kraft! usw.", und Du glaubst nicht, mit welcher koketten, kleinlichen Ostentation er mich den übrigen Tag, halb protegierend, halb huldigend, zu unterhalten suchte, was ihm offenbar bitter schwer wurde; denn er muß jeden fremden Gedanken einige Minuten verarbeiten, ehe er ihn kapiert, und kommt dann hintennach mit seinem schallenden Beifalle, wenn längst von anderm die Rede ist. Zudem scheint er mir unbegrenzt eitel; jede Miene, jede Kopfbewegung hat etwas Gnädiges; sein Gespräch ist durchspickt mit Hindeutungen auf seine literarische und kirchliche Stellung, erlebten Verfolgungen usw., und er bringt, passend oder unpassend, überall „seinen intimen Freund, den Erzbischof Spiegel" an, dem er sich auch so genau im Äußern nachgebildet hat, daß die Ähnlichkeit wirklich frappant ist, nur daß der angeborene, unnachahmlich schlaue Blicke in Jenes Gesichte in diesem sich fast lächerlich ausnimmt, weil die natürlichen Züge dagegen protestieren. Kurz, ich meine, diese große Eitelkeit und die allzeit damit verbundene Kleinlichkeit und Schwäche müssen Wessenbergs Bedeutendheit doch immer sehr geschadet haben, und ich kann mich, seit ich ihn gesehen, nicht enthalten, weit mehr diese für das Motiv seiner auffallenden Schritte zu halten als irgend etwas anderes. Er hat mich, bei meiner nächsten Fahrt nach Kon-

*) Freiherr v. Wessenberg (1774—1860) seit 1801 Generalvikar, seit 1817 (vom Papste nicht bestätigter) Verweser des 1827 aufgelösten Bistums Konstanz, deutschgesinnter Theologe, damals schon als Privatmann in Konstanz lebend.

stanz, aufs höflichste zu Tische geladen; ich werde aber wohl keinen Gebrauch davon machen. Und doch — soll ich es gestehen? — doch habe ich mich bemüht, liebenswürdig und geistreich vor ihm zu erscheinen, des Rufes wegen, den er nun einmal hat. So sind wir Menschen; wir lassen uns auch eine papierne Krone gefallen, wenn wir wissen, daß andere sie für Gold halten.

Einige Tage später fuhren wir über Friedrichshafen nach Langenargen, acht Stunden von Meersburg, dieses Mal Jenny mit. Wie habe ich da an Dich gedacht, altes Herz, wie hundertmal habe ich Dich hergewünscht! Da hättest Du erst erfahren, was ein echt romantischer Punkt am Bodensee ist. Von so etwas habe ich durch hier noch gar nicht mal eine Idee erhalten. Denk' Dir den See wenigstens dreimal so breit wie bei Meersburg, ein ordentliches Meer, so breit, daß selbst ein scharfes Auge, Laßberg z. B., von jenseits nichts erkennen kann als die Alpen, die nach ihrer ganzen Länge, sogar die Jungfrau mit, in einer durchaus neuen und pittoresken Gruppierung wie aus dem Spiegel auftauchen. Du sitzest auf dem sehr schönen Balkone eines stattlichen Hauses — früher Kloster, jetzt Gasthof —, hinter Dir die Flügeltüren des ehemaligen Refektoriums geöffnet, was seiner ganzen Länge nach mit den lebensgroßen Bildern der alten Grafen von Montfort, in schweren goldenen Rahmen, wie getäfelt ist; unter Dir, über ein Stückchen flachen Strandes weg, die endlose Wasserfläche, wo Du zehn bis zwölf Kähne und Fahrzeuge zugleich segeln siehst, denn hier ist die Fahrt anders belebt wie bei Meersburg; links der sehr reiche und städtisch elegante Marktflecken; tief im See ein Badehaus, zu dem ein äußerst zierlicher schmaler Steg führt, der sich im Wasser spiegelt, und gleich dahinter ein Seebusen, voll Segel und Masten, ganz wie ein Hafen, aber ohne das unangenehme Gemäuer; und endlich rechts, nicht zweihundert Schritte vom Gasthofe, der Hauptpunkt, die herrliche Ruine Montfort, auf einer Landzunge, die schönste, die ich je gesehen habe, mit drei Toren, zackichten Zinnen und einer dreifachen Reihe durch ihre Höhe und Tiefe ordentlich impo-

nierender Fensternischen, in denen die herrlichste Stukkaturarbeit dem Winde und Regen noch zum Teil widerstanden hat und man sie so mit einem Male, über die Nischen streifend, wie eine grandiose Stickerei übersehen kann. Die Ruine ist als solche noch nicht alt, obwohl sonst ein sehr altes Gebäude. Vor fünfzig Jahren wohnte noch ein Schaffner darin; dann ward das Schloß zum Abbruch verkauft, und nachdem das Dach und die inneren Mauern niedergerissen waren, kam ein Befehl von Stuttgart — es ist württembergische Domäne — damit innezuhalten. Seitdem steht es nun in seiner verfallenden Pracht und läßt sich nach und nach von den Wellen unterminieren, die schon viele Fuß tief in die Mauern gewühlt haben und, wenn man drinnen ist, wie unterirdisch brausen, weshalb auch ein Anschlag vor dem Hineingehen als gefährlich warnt; man tut's aber doch. Jetzt hat sich ein armer Blumenhändler mit Frau und Kind dort angesiedelt; in der notdürftig hergestellten Pförtnerstube unter dem Torgewölbe hockt die Familie zusammen; auf den Mauern und Basteien, wo nur ein Fleckchen Erde ist, steht alles voll Blumen in Beeten und Töpfen; aus einem der Kellerlöcher meckert eine Ziege, und ein halbes Dutzend weißer Kaninchen schlüpft zu den untern Fensternischen aus und ein. Du kannst Dir das Malerische des Ganzen nicht denken; es ist so romantisch, daß man es in einem Roman nicht brauchen könnte, weil es gar zu romanhaft klänge, und ein fremder Kaufmann, den wir gestern beim Figel trafen, und der geradeswegs aus dem südlichen Frankreich durch Italien und in letzter Station von Langenargen kam, war ganz entzückt davon und sagte, er könne es nur den schönsten Aussichten bei Genua und Neapel vergleichen. Auch ich kann Dir nicht sagen, wie klein und armselig mir seitdem die hiesige Landschaft vorkommt. Wenn Du mit Deinen Zöglingen übers Jahr kommst, versäume ja Langenargen nicht. Laßberg meint, in höchstens ein paar Jahren werde die Unterminierung vollendet sein, und an einem schönen Tage die ganze Ruine zusammenprasseln. Lieber Himmel, warum habe ich einen so schönen Tag ohne Dich genießen müssen!

Ich habe immer, immer an Dich gedacht, und je schöner es war, je betrübter wurde ich, daß Du nicht neben mir standest und ich Deine gute Hand fassen konnte und zeigen Dir — hierhin — dorthin — — Levin, Levin, Du bist ein Schlingel und hast mir meine Seele gestohlen; Gott gebe, daß Du sie gut bewahrst. Aber Du hast mich auch lieb und denkst auch an mich an Deiner Donau, — suchst Muscheln, die wahrscheinlich nicht da sind, und hast schon Pflanzenabdrücke und zwei Steine für mich zusammen gehütet, — so ist's recht! und wären es am Ende auch simple Kiesel, so soll man immer füreinander denken und schaffen, um die Liebe in sich selbst frisch zu erhalten; ich will auch für Dich zusammenscharren, geschnittene Steine, Pasten, Rokoko, wie ich nur kann. Sobald man so viel zusammen hat, daß man es auf die ordinäre Post geben kann, ist es das Porto immer leicht wert, und es ist eine gar zu große Freude, das Empfangen wie das Geben. Du altes Herz, Deine Müschelchen, die Du mir hier gesucht und in den Schwefelholzkästchen gegeben hast, kann ich kaum ohne Tränen ansehen, und sie sind mir lieber wie alle die schönen seltenen Meermuscheln in meinem Glasschranke zu Rüschhaus. Adieu, Levin, behalt' Dein Mütterchen lieb, stelle Dir oft vor, daß ich bei Dir wäre und Du mir alles erzähltest und vertrautest, wie da wir zusammen waren; bitte, denk' das oft, so wird in Deinem Herzen nie eine Falte gegen mich kommen; ich will Dir auch immer alles sagen. Adieu, lieb' Herz. Was Du von der Beichte und Kommunion sagst, ist gewiß sehr richtig, und es liegt ein großes, tiefes Heil in dieser unumwundenen Selbsterforschung und Anklage; meinst Du, ich fühlte das nicht? An der Heilsamkeit habe ich nie gezweifelt, und auch der Glaube an die Heiligkeit kommt häufig wie eine unwiderstehliche Gewalt über mich. Adieu!

Meersburg, 25. 5. 1842. An Schücking:

Gottlob, daß ich die literarische Prosa dieses Briefes hinter mir habe und von etwas anderem reden kann. Also krank bist Du gewesen, mein armes, gutes Herz, und so ver-

lassen und gelangweilt dazu! Es ist jetzt vorüber, aber ich werde die Angst, daß Du wieder krank werden könntest, nicht los werden, besonders wenn ich noch zweihundert Stunden weiter fort bin. Gott, was ist das Getrenntsein doch für eine harte Sache! Wäre ich dagewesen, niemand hätte mich von Deinem Bette fortgebracht, und Dir wäre auch wohler gewesen, wenn Du Dein Mütterchen gesehen hättest. O, ich kann wohl Kranke pflegen und bin dann gar nicht hilflos, sondern, ich darf es wohl sagen, recht entschlossen und ausdauernd, wie überhaupt in allen Fällen, wo es not tut; Du hast mich nur noch in keinem solchen gesehen. Und Deine schöne Wiener Reise ist Dir mit der Gelegenheit auch so lumpig verhunzt worden! Jenny und Laßberg, bei denen Du Dich durch Deinen schönen langen Brief wieder ganz weiß gewaschen hast, sind auch ganz betrübt darüber und trösten sich nur damit, daß Du die Tour wohl bald mal wieder unter besseren Umständen machen würdest. Beide haben Dich herzlich lieb, und Laßberg ergreift jede Gelegenheit, von Dir zu sprechen, wäre es auch nur, um mich auf eine harmlose Weise ein wenig mit meinem „Seelenfreunde" zu necken.

Von meiner Abreise habe ich weiter nichts gehört, da die Wintgens gegenwärtig in Frankreich sind, zweifle aber nicht, daß sie, bei ihrer großen Pünktlichkeit, am festgesetzten Tage — den 15. Juni — wirklich wie Steine vom Himmel fallen und mich mit sich fortkollern werden. Dann bin ich wieder in Rüschhaus, und für die jetzigen Erinnerungen treten die alten ein, wo Du mein Schulte warst; — denkst Du noch an mein Kanapee mit den Harfen, — meine Bank unter den Eichen? von der ich so schwer Abschied genommen habe, als ob es mich geahndet hätte, daß ich Dir dort nie wieder mit meinem Fernrohr auflauern würde, wenn Du durch den Schlagbaum trabtest, Deinen Rock auf dem Stocke. Das Vergehen und nie so Wiederkommen ist etwas Schreckliches! Wenn Du wieder nach Rüschhaus kommst, bin ich ein altes Madämchen, und auch Dir sind derweil hundert Dinge durch den Kopf gegangen, und meine dicke Milch und zusammengespartes Obst werden Dir nicht halb so gut mehr schmecken.

Ich schreibe Dir unter Kanonendonner, unter Pauken- und Trompetenschall. Die Bürgermiliz hat sich vor der Pfarrkirche aufgepflanzt und läßt ihr Geschütz, wirklich ordentliche Kanonen, seit vier Uhr morgens, sechs Messen lang, so unbarmherzig zu Gottes Ehre knallen, daß fast in jedem Hause ein Kind schreit; und wir auf dieser Seite haben alle Fenster aufsperren müssen, damit sie nicht springen. In den Schwaben ist doch mehr Lust und Leben, wie in unsern guten Pumpernickeln! Stiele hat sich in eine Uniform gezwängt, die aus allen Nähten bersten möchte, und malträtiert die große Trommel mordmäßig. Als ich aus der Kirche kam, salutierte er höchst militärisch und sagte dabei höchst bürgerlich: „Guten Morgen, gnädiges Fräulein!" Da höre ich soeben die Prozession kommen. — Sie ist vorübergegangen, meine gute Jenny mitten drin, zwischen lauter alten Frauen, unter denen sie, mit ihren zwei schneeweißen Kinderchen an der Hand, ordentlich wie ein frommes anmutiges Madönnchen aussah; sie kann mich oft recht rühren, besonders, wenn ich denke, wie bald sie Witwe sein wird. Stell' Dir vor, Laßberg machte sich, wie ich von den Strengs erfahren, bedeutend jünger, als er ist; sein Bruder Alexander, der zwei Jahre jünger war und schon vor drei Jahren starb, hat, wie auf den Totenzetteln stand, das Alter von zweiundsiebzig Jahren erreicht; also muß Laßberg nahe an achtzig sein. Ich kann ihn, seit ich dieses weiß, nie ohne Sorge ansehen, und seine Eigenheiten scheinen mir verzeihlicher, sowie seine innere Frische viel bewundernswerter als zuvor, und ich fühle, daß ich von einem so steinalten Manne viel zuviel verlangt habe. Um so mehr leid ist es mir, daß Carl Laßberg jetzt plötzlich nach Böhmen versetzt ist, und ich begreife Laßbergs große Verstimmung bei dieser Nachricht, da er jetzt den Sohn wohl schwerlich in seinem Leben wiedersehen wird; auch ich denke jetzt: einmal in Meersburg, zum ersten und letzten Male. Die Kessels *) werden wahrscheinlich fortziehen, da seit der Eleven-Entlassung um Pfingsten ihr

*) Die in Meersburg ansässige alte Frau v. Kessel, eine Stieftante von Clemens Brentano, verlegte ihr Erziehungsinstitut später nach Karlsruhe.

junges Personal auf zwei oder drei zusammengeschrumpft ist, und nach ein paar Jahren würde ich hier wahrscheinlich keinen Menschen mehr finden, der mir nur einen Stuhl böte; der gute Herr Hufschmidt möchte denn noch am Leben sein und mir „ä Täßle Kaffee" präsentieren. Das ist auch Vanitas vanitatum! Was dann aus Jenny und den Kindern werden wird, muß ich mit Geduld und geringer Hoffnung abwarten, da es leider nur zu gewiß ist, daß Laßberg sein Vermögen nicht angelegt hat; und mit Lasaregg ist es auch nichts, die Besitzer dürfen bürgerlich sein, und so tritt der Sohn der Erblasserin ohne Hindernis ein. Viele meinen, Laßberg hätte früher große Summen eingepökelt, und es würden sich ganze Tonnen voll Geld finden. Gott gebe es! aber ich glaube nicht daran, obwohl man aus seinem oft ausgesprochenen Wunsche, daß Jenny nach seinem Tode die Meersburg behalten möge, schließen sollte, daß er auch ohne dieses ihre Zukunft gesichert wüßte. Aber wer so leichtsinnig Geld vertrödelt wie er, pflegt sich überall mit der Rechenkunst nicht viel abzugeben.

Neues gibt es hier sonst nicht. Unser Liebhabertheater hat um Ostern seine letzte Darstellung, den Till Eulenspiegel, gegeben, wo Herr Grimm zum letzten Male als Till alle Herzen bezaubert, dann Jenny seine Nachtigall verkauft hat und am folgenden Tage auf den Tränen aller Meersburgerinnen nach Karlsruhe geschwommen ist, wo ihn weniger Ruhm, aber ein hübsches Ämtchen erwartet, was er leider keine unserer schönen Damen eingeladen hat, mit ihm zu genießen. Herr Stiele scheint etwas betroffen über den Verlust seiner glänzenden Theaterstellung, macht sich aber desto breiter bei andern Späßen und hat z. B. am vorigen Sonntage, wo beim Figel große Fete mit türkischer Musik war, aus reiner Kunstliebe die große Trommel gehandhabt, daß alle Bänke zitterten; er sah köstlich aus in seinen Hemdärmeln, seine dicken Arme schwingend, rot um den Kopf wie ein Puter, und die Wahlverwandtschaft mit seinem Instrumente war gar nicht zu verkennen. Jetzt habe ich seit vierzehn Tagen seine angenehme Nachbarschaft; es ist nämlich

ein langer Tisch in mein Vorzimmer gestellt worden, auf dem er für Laßberg den Bauriß des Kölner Doms illuminiert. Ich gäbe für das Ding keinen Gulden, und er bekommt zwölf Kronen dafür, ist aber so faul, daß er wenigstens sechs Wochen darüber pinseln wird und also doch dabei Hunger leiden muß; denn Laßberg hat ihn dieses Mal nicht in Kost und Logis genommen, wie früher beim Kopieren seiner beiden Missaledeckel, wo Stiele es möglich gemacht hat, vier Monate darüber zu arbeiten, so daß Laßberg ihn vor Ungeduld fast zum Hause hinausgeworfen hätte. Es ist doch ein Windbeutel in folio! Er ist so kühn, daß er anfangs unter allerlei Vorwänden mehrere Male in mein Zimmer kam; jetzt habe ich mich aber abgesperrt, gehe durch das Kämmerchen und die Küche aus und ein, und er kann seiner Allemannskoketterie nur durch die künstlichsten Arien und Läufe Luft machen, die er während der Arbeit so gleichsam hinwirft, und die oft seltsam verunglücken.

Meersburg, 13.6.1842. An Schücking:

Vorgestern habe ich Deinen Brief erhalten, mein gutes Herz, und heute sitze ich schon wieder hinter der Feder, und zwar auch einmal „in flüchtigster Hingeschmissenheit", damit mein Brief womöglich noch vor oder mindestens zugleich mit demjenigen anlangt, den Dir Laßberg schreiben wird. Dieser hat nämlich soeben einen Brief vom alten Hug aus Freiburg erhalten, des Inhalts: daß ihm eine Anfrage vom Regierungsdirektor von Recke in Freiburg geschehen, hinsichtlich der moralischen und politischen Richtung des Levin Schücking, dem man, im Falle man hierüber gleich sichere und günstige Zeugnisse zu erhalten vermöge, als man bereits über andere erwünschte Eigenschaften eingeholt, die Redaktion der Freiburger Zeitung anzubieten gedenke. Laßberg, der natürlich eine gelehrte Beschäftigung jeder andern vorzieht, auch, nach seinem Charakter, Selbständigkeit höher als jeder andere anschlagen muß, und endlich, obwohl Hug nicht das Geringste über die Verhältnisse jener Stellung sagt, diese sich doch als sehr vorteilhaft — z. B. etwa fünfzehn-

hundert Gulden Gehalt, und nach gewissen Jahren eine schöne Pension — vorstellt, ist außer sich vor Freude, und da Hug ihn als Mann von Ehre, dessen Zeugnis den Ausschlag gibt, befragt, sitzt er in diesem Augenblicke hinter seinem Schreibtisch und gibt dem Herrn von Recke sein Ehrenwort hinsichtlich Deiner moralischen und politischen Ansichten, und mit diesem zugleich soll ein Brief an Dich abgehen, worin er Dir alles dieses und das Bevorstehen des Antrages mitteilt. In dem Schreiben an Recke wird er die Vorteile Deiner jetzigen Stellung und vorzüglich die Gewißheit lebenslänglicher Pension nach acht Jahren hervorheben, um ihre Anträge dadurch zu steigern. Lieber Levin, ich kenne Dich zehnmal besser wie Laßberg und weiß, daß Du, obwohl weder Demagog noch Freigeist, doch nicht zur Hälfte so loyal und orthodox bist, wie der gute alte Herr es meint; bedenke, daß ein Mann, der Dich liebt und allgemein geachtet ist, sein Ehrenwort für Dich gibt, und geh' auf nichts ein, wenn Du fühlst, es nicht erfüllen zu können. Vielleicht ist das Blatt gänzlich von der Regierung abhängig, und eine entgegengesetzte Handlungsweise würde Dich sehr bald um Deine Stelle bringen, wo Du dann zwischen zwei Stühlen säßest. Vielleicht steht es auch frei da, die Regierung mischt sich unberufen hinein. Du hättest bloß die Verpflichtung, Inserate aufzunehmen, und könntest ihr übrigens, wenn Du erst fest säßest, ein Schnippchen schlagen; dann bleibt aber immer meines Schwagers Ehrenwort, was Du nicht in Schande bringen darfst. Meine Zweifel Laßberg mitteilen konnte ich natürlich nicht, und es hätte auch nichts bewirkt, als daß ein Antrag rückgängig geworden wäre, der Dir doch jedenfalls angenehm sein muß und Dich in mancher Beziehung vorteilhafter stellt, beim Fürsten wie in der literarischen Welt, und der, wenn er Dir nicht ansteht, mit einem Lobe Deiner jetzigen Stellung so leicht zurückzuweisen ist, was noch zugleich ein schönes Kompliment für den Fürsten wäre und Dir einen guten Stein im Brette gäbe. Hug schreibt übrigens, wie gesagt, nicht das Geringste, weder über die pekuniären noch literarischen Verhältnisse des Blattes, weder über seine

Verbreitung noch Haltbarkeit; ich spreche also allerdings wie die Blinde von der Farbe, bis auf den Punkt des Ehrenworts, der klar und einfach daliegt. Das übrige wird der Brief des Herrn von Recke an Dich ohne Zweifel hinlänglich beleuchten, bis auf das letztere, die Haltbarkeit, die jedes Blatt natürlich hofft und mindestens seine Zweifel darüber niemanden mitteilt. So kann es mir auch nicht einfallen, Dir eigentlich ab- oder zuzuraten, da ich die Freiburger Verhältnisse gar nicht und Deine jetzigen jedenfalls nicht halb so gut kenne wie Du selbst; aber Du wirst Deinem Mütterchen nicht böse werden, wenn sie Dich daran erinnert, daß Du jetzt in dem Alter stehst, wo eine gesicherte Stellung anfängt, äußerst wünschenswert zu werden, und daß Du Dir in keinem Falle das Brett unter den Füßen wegziehen darfst. Du kannst noch fünfzig Jahre leben; so lange muß das Blatt also noch bedeutend florieren, wenn Dir nicht Deine Pension — ohne diese würde ich mich auf keinen Fall einlassen — übers Freiburger Münster fliegen soll, und Du vielleicht in einem Alter brotlos werden, wo Dir Mut und Kraft zu einer neuen Karriere längst gebrochen sind. Kommt das Blatt aber vielleicht unter Garantie der Regierung heraus oder wird mindestens so von ihr protegiert, daß es nicht wohl je eingehen kann, so dürfte Deine Stelle bei demselben allerdings einem festen Amte nahe stehen. Ich bin nur neugierig, ob die Anerbietungen wirklich so verlockend lauten werden, wie Laßberg es sich denkt; andererseits — werde nicht ungeduldig, liebes Herz — liegt es mir sehr im Kopfe, ob Deine Stellung beim Fürsten auch wohl so gesichert ist, wie sie scheint. Man hat mir gesagt, er sei sehr verschuldet, und was Du mir alles schreibst von den vielen Reisen usw., scheint mir eben nicht zur Verbesserung seiner Lage geeignet; man kann ein prächtiger Mann und doch ein sehr schlechter Wirt sein, und in solchen Fällen sieht es, selbst bei dem größten Grundbesitz, mit den Zahlungen der Pensionen, wenn nicht geradezu unsicher, doch mindestens sehr unregelmäßig und beengend aus. Ich habe dieses beim Grafen Plettenberg-Nordkirchen gesehen, dessen Tochter dem guten alten Stein-

mann einen zwanzigjährigen Pensionsrückstand gerade wollte auszahlen lassen, als er am Tage zuvor begraben war. Es muß Dir ja leicht sein, hierüber Auskunft zu erhalten, und der Fürst ist doch wohl ein Mann, der von selbst an seine Anerbieten denkt, oder wenigstens leiden kann, daß man ihn daran erinnert? und nicht etwa wie z. B. mein Herr Schwager, von dem, soviel er von „Festmachen und Schriftliches in Händen haben" spricht, doch durchaus nichts Schriftliches in die Hände zu bekommen ist? Denke vor allem daran, wenn das halbe Jahr um ist, und daß eine Vormundschaft mit dem besten Willen Dir nicht einen Heller auf bloß mündliche und selbst briefliche Versprechungen herausrücken dürfte. Auch gäbe ich vieles darum, daß die Fürstin schon da wäre; diese Art Junggesellen-Wirtschaft hört dann auf — wenn sie bleibt, für immer —, und es mag leicht ein solcher Abstich eintreten, wie beim Freiligrath vor und nach seiner Heirat. Denn eine tugendhafte Frau hat immer großen Einfluß auf ihren Mann, wenn er sie auch nicht liebt; und jedenfalls ist sie die gebietende Fürstin und hat den geselligen Ton anzugeben, der möglichenfalls so ungesellig ausfallen könnte, daß er Dir alles verleidet. Kurz, liebes Herz, ich bitte Dich dringend, tappe nicht blind zu, nach keiner Seite; mache es nicht wie die jungen Mädchen, die die ersten Freier en bagatelle behandeln, weil sie meinen, jetzt müßten sie nur so schockweise nachkommen; suche Dich über die schwierigen Punkte beider Stellungen möglichst ins klare und sichere zu setzen, und dann werden ja wohl Ehre und Vorteil den Ausschlag nach irgendeiner Seite geben. Bist Du ungeduldig? Hast Du den Brief schon zehnmal fortgeworfen? Levin, ich bin Dein treues Mütterchen, was Dich lieber erzürnt oder sich von Dir auslachen läßt, als schweigt, wo sie denkt, reden könnte gut für Dich sein.

Meersburg, 7. 7. 1842. An Schücking:

Ich bin gewiß, mein guter Junge ist nicht nur ungeduldig, sondern auch besorgt wegen meines langen Stillschweigens. Es hat auch einen recht schlimmen Grund

gehabt, nämlich die furchtbarsten Gesichtsschmerzen, an denen ich jetzt schon über drei Wochen Tag und Nacht leide, und die erst seit gestern so weit nachgelassen haben, daß ich heute hoffe, dieses Blättchen ohne Unterbrechung vollschreiben zu können; bisher war mir, sobald ich mich zum Schreiben bückte, gerade, als wenn ich den Kopf in siedendes Wasser steckte. Unter welchen Schmerzen und in wie einzelnen Zeilen ich die beikommende Abschrift zusammengestoppelt habe, kannst Du sonach wohl denken und wirst mir deshalb nicht nur die Verzögerung, sondern auch die vielen Korrekturen verzeihen, da ich oft kaum wußte, was ich schrieb, und jedenfalls nicht wagen durfte, das Geschriebene nachzulesen oder gar darüber nachzudenken. Da ich nun den ersten Aufsatz nur flüchtig hingeworfen und mich hinsichtlich der feineren Ausführung, sowohl was den Stil als die Folgenreihe betrifft, hauptsächlich auf den freieren Überblick während des Abschreibens verlassen hatte, so weiß Gott, aber ich nicht, wie es damit aussehen mag, und Du mußt Dir den Rummel arrangieren, so gut Du kannst. Vielleicht rundet es sich auch schon so ziemlich; im einzelnen ist wenigstens wahrscheinlich, soviel ich im halben Dusel darüber urteilen kann, das meiste zu gebrauchen, wenn auch vielleicht erst anders zusammengestellt und mit Stilverbesserungen. Ich habe übrigens keineswegs, wie Du mir rietest, „hübsch zusammengedichtet", was mir doch für ein geschichtliches Werk zu gewagt schien, sondern mich streng an Tatsachen gehalten und, wo ich mich selbst als Augenzeugin anführe, sie auch wirklich miterlebt. Dieses brockenhafte Niederschreiben hat eine Menge Verschreibungen und Auslassungen zur Folge gehabt, und diese vieles Durchstreichen und Bekreuzen, so daß Du Dich erst ordentlich herein- oder vielmehr herauslesen mußt, ehe Du selbst wissen kannst, was daran ist. Wäre es etwas anderes gewesen, so hätte mir Jenny die Abschrift machen können; so aber durfte ich meine Kollegenschaft mit Dir doch nicht kund werden lassen.

Die Wintgens sind jetzt angekommen, vorgestern. Sie bleiben noch einige Tage und machen dann Touren in die

Schweiz, die auch einige Wochen hinnehmen werden; ich bleibe derweil hier und erwarte ihre Zurückkunft. Unsere Abreise wird demnach wohl nicht vor Ende dieses Monats oder dem Anfang des folgenden statthaben; wenn Du mir also gleich antwortest, kann ich den Brief noch bequem hier erhalten. Laßberg ist auch sehr gespannt auf eine Antwort von Dir, und als ich ihm vorstellte, Du würdest wahrscheinlich erst den Antrag von Freiburg abwarten, um dann, nach Einsicht der Bedingungen, ihm Deinen Entschluß mitteilen zu können, sagte er, „er habe Dich um Zurücksendung eines Briefes gebeten, und darauf hättest Du doch antworten müssen.“ Sei nicht so saumselig, liebstes Herz, und verschleudere nicht so mutwillig goldene Meinungen, die doch immer wenigstens so viel wert, als uns die Personen lieb sind . . .

Liebes Herz, wundere Dich nicht, wenn ich Dich fortan Sie nenne und Dich um ein gleiches bitte; die gefährliche Zeit unserer Korrespondenz fängt jetzt an, und es ist mir zu empfindlich, alle Deine lieben Briefe des Du's wegen verbrennen zu müssen.

Rüschhaus, 24. 8. 1842. An die Mutter:

Ich sitze hier still in meinem Kanapee und denke an mein Mütterchen, Sophie, Male, August und alle andern Lieben in Bökendorf und Abbenburg . . .

Unsere Abreise war am 28. oder 29. Juli (ich weiß nur, daß es ein Freitag war). Die guten Klosterfrauen und Fräulein von Kessel fanden sich noch am Dampfboot ein; Jenny war recht betrübt, auch die Kinder weinten uns lange nach, — es war ein recht betrübter Abschied — am andern Ufer fanden wir unseren Hauderer schon bereit, am Wagen standen Luise Streng und Gaugreben. Letzterer lief gleich aufs Steuerbureau, um unsere Sachen neu plombieren zu lassen, da in Meersburg, wie sich jetzt fand, die Scheine auf den unrechten Ort ausgestellt waren. Gaugreben kam zurück und wir fuhren ab, und ohne besondere Vorfälle bis Schaffhausen, wo wir bei ziemlich guter Zeit ankamen, und

uns gleich auf den Weg zum Rheinfalle machten, ich wollte einen Führer nehmen, die sparsame Rosine meinte aber, wenn wir nur dem Laufe des Rheins folgten, könnte uns der Fall nicht entgehen, so kam es, daß wir wenigstens eine Stunde vorantrabten, ehe wir Laufen zu sehen bekamen, und gegen das Ende des Weges von einem so furchtbaren Gewitter überfallen wurden, daß uns nach einigen Minuten das Wasser zu den Schuhen hinauslief, (von obenher waren wir ziemlich durch Schirme geschützt); wir flüchteten in das erste Haus von Laufen — das Gewitter hörte auf, aber der Himmel bezog sich zu einem Abendregen, — nun ging die Not an, daß Rosine nicht mobil zu machen war, obwohl man genug sehen konnte, daß der Regen nicht aufhören würde, und die Sonne schon zum Untergange stand, — sie wollte weder los, noch viel weniger nach einem Wagen schicken, sondern immer warten, — warten, — endlich brachen Anna und ich auf, sie mußte notgedrungen mit, und war nachher denn doch sehr glücklich, den Fall gesehen zu haben, der auch wirklich dieses Mal süperbe war und ganze Fuder Schaum über sich warf; — zuletzt kam noch eine prächtige Beleuchtung durch einige Sonnenstrahlen, die so eigen schräg durch die dunkeln Wolken hereinfielen, und ich nehme jetzt alle meine früheren Verleumdungen gegen ihn zurück, — es war ein Glück, daß wir Rosine losgeschickt hatten, denn die letzte Hälfte des Rückwegs war es doch fast stockfinster und der Pfad wie eine Straßenrinne (vulgo Gauschke); — im Gasthof tauchte ein neues Malheur auf, — wir konnten nicht zu unsern Kleidern kommen, weil alles plombiert und schwere Strafe darauf stand, die Plombe vor der Schweizergrenze abzunehmen. Du kannst Dir Rosines klägliches Gesicht nicht denken! — Sie resolvierte sich endlich, ihre Fußbekleidung von der Wirtin zu borgen — eine Maßregel, die mir hinsichtlich der Schuhe eklig war, und der ich mich deshalb durch schnellen Einkauf von ein paar Schuh und Strümpfe entzogen hatte und längst im trocknen saß, als die andern noch immer mit der Wirtin parlamentierten. Am andern Morgen setzten wir uns auf die Schnellpost und fuhren nur

immer fort — fort — fort, Dienstag, die Nacht und den folgenden Morgen bis Stuttgart. — Den ersten Tag, Samstag, hielten wir in Stockach Mittag, wo ich Herrn Flink und den Direktor Napholz traf, die von Baden-Baden heimkehrten, — der alte Herr hatte sich doch sehr erholt, und ich freute mich, ihn noch mal zu sehen. Sonntag morgen um halb fünf waren wir in Tübingen, hier wurde uns beim Umspannen ein Billett in den Wagen gereicht vom protestantischen Pfarrer Reuchlin, einem Freunde Laßbergs, früher unser Nachbar in Friedrichshafen und jetzt seit einigen Wochen als Pfarrer nahe bei Tübingen versetzt, einem sehr gelehrten Herrn, von dem ein historisches Werk, „Port royal" betitelt, jetzt großes Aufsehen macht. — In dem Billette stand: „Da er sich die Freude nicht versagen könne, mir Lebewohl zu sagen, so würden wir ihn am nächsten Berge finden." — Das war ein Pläsier für Rosine! die durch Laßberg, der ihn sehr lieb hat, schon so viel Rühmliches von ihm gehört hatte, — sie hielt immer den Kopf zum Wagen hinaus, daß ihr der Regen in den Nacken lief — richtig! da stand er, den Regenschirm über dem Kopfe, stieg ein und fuhr wohl eine Stunde weit mit, von wo er dann eiligst auf einem Richtwege seinem Dorfe zutrabte, und meine Reisegefährtinnen in Exklamationen über sein bescheidenes Wesen und seine geistreiche Unterhaltung zurückließ. — In Stuttgart kamen wir um zehn an, wo uns Albert Schott, den die Wintgens zu Meersburg hatten kennen gelernt, am Wagen empfing und uns sagte, daß seine Frau das Essen für uns bereits über dem Feuer habe, ferner der Professor Steele uns um drei auf dem Museum erwarte, — das war mehr Ehre als Vergnügen, denn wir waren todmüde, und mußten die folgende Nacht wieder durchfahren — es ging aber nicht anders, Schott war zu wenig reich und seine Haushaltung zu klein, als daß wir ihn hätten mit seinen Anstalten dürfen sitzen lassen, — zuerst ging es also in die Kirche, dann ich vorerst allein zu Schotts — auf der Türschwelle saßen zwei allerliebste kleine Mädchen, wovon das eine gerade ganz betrübt zum andern sagte, „die fremde Frau kommt gar

nicht, und wir müssen hier immer sitzen", wie lustig sprangen sie voran, als sie hörten, daß ich die fremde Frau wäre! — Der Mittag war angenehm — das Diner gar nicht überladen, sondern ganz häuslich, Schotts Frau überaus angenehm und hat mich an meine liebe Male erinnert — kein Fremder da, außer einem Freund Laßbergs, Gustav Pfeifer; — nach Tisch besahen wir das Museum — dann Kaffee bei Schotts — dann in die Anlagen und um neun wieder auf die Schnellpost, ohne uns ausgeruht zu haben. Es ging eben nicht anders. Am andern Morgen um elf waren wir in Heidelberg, stiegen gleich am Eisenbahnbureau ab, fuhren mit diesem heulenden Ungeheuer in einer halben Stunde die sechs Stunden nach Mannheim, von dort gleich aufs Dampfboot, was uns abends endlich nach Mainz und dort nach zwei Nächten zuerst wieder in ein Bett brachte. Hier trennte ich mich am andern Morgen von meinen Reisegefährtinnen, die nach Wiesbaden und dort einige Zeit verweilen wollten, — wie ich gleich merkte, viel länger, als ich Lust hatte, sie in Bonn zu erwarten, da mich außerordentlich nach Rüschhaus verlangte, wo ich Dich, liebe Herzensmama, zu finden glaubte . . .

Rüschhaus, 11. 9. 1842. An Schücking:

Endlich ein Brief von dem kleinen Pferde! Wissen Sie, Levin, daß ich ganz zornig war? Obwohl ich es generöserweise, vielleicht auch mit aus Hochmut, in meiner königlichen Brust verschlossen hielt und tat, als könne ich noch gar keinen Brief erwarten. Wer hätte denken sollen, daß der Klüngelpeter von Laßberg sein Breve, dem schon bei meiner Abreise nicht viel mehr als das Kuvert fehlte, erst nach Wochen vom Stapel lassen sollte! Mein Junge darf sich also nicht wundern, daß ich mich wunderte, etwas ängstete und ziemlichermaßen erzürnte; denn eine innere Stimme sagte mir, daß er gesund wie ein Fisch und rund wie eine Kegel sei, und bloß grenzenlos faul. Ich gäbe viel darum, liebes Herz, wenn Sie gerade dieses Mal so recht offen und ausführlich geschrieben hätten, ganz wie zu Ihrem Mütterchen;

denn ich sitze hier seit sechs Wochen mutterseelen allein, und weder Hahn noch Huhn kräht nach den Briefen, die ich bekomme, und mich verlangte so nach einem recht langen, warmen, lieben; aber das konnten Sie freilich nicht wissen, das erstere nämlich. Von der Mitte dieses Monats an bin ich nicht mehr allein, also schon in der Woche, die heute beginnt. Daß Briefe an mich erbrochen würden, ist fortan gar keine Gefahr mehr vorhanden, selbst wenn ich gerade abwesend sein sollte; aber ich wünsche dennoch dringend, sie allein zu bekommen, um nicht genötigt zu sein, sie vorzulesen, wo man dann, noch unvertraut mit dem Inhalte, beim Übergehen so leicht ungeschickt stockt, was allerlei Fatalitäten nach sich ziehen könnte. Lassen Sie uns also, wenn es Ihrerseits möglich ist, einen regelmäßigen Briefwechsel verabreden; wo es mir dann leicht wird, den Moment abzupassen; schreiben Sie den Ersten jeden Monats, ich will dann jeden Fünfzehnten die Antwort zur Post schicken; so fällt auch das fatale Kreuzen fort, was einen desperat macht, wenn man soeben sein Schiff mit defekter Ladung hat absegeln lassen.

Rüschhaus, den 10. 10. 1842. An Schücking:

Die bösen kurzen Tage sind jetzt gekommen, lieber Levin, und die noch schlimmere Heizungszeit, wo mein warmer Ofen — NB. nicht mehr der mit dem Loche, durch das man die Flamme so artig spielen sah, sondern ein ganz prosaischer, rund um zu, wie andere gemeine Öfen — mir jeden Augenblick Gäste bringt; so fange ich heute schon an, Ihnen zu schreiben, um durch alle Interruptionen, durch zahllose Stürme und Quarantänen diesen Brief doch sicher bis zum Fünfzehnten in den Hafen der Poststube zu bringen. Wie es mir geht? Jetzt schon gut; ich habe mich wieder ins Klima eingeübt, qualifiziere mich täglich mehr zur Schnelläuferin, gehe ganz bequem in einem Tage nach Hülshoff oder Münster und zurück und setze alle außer Atem, die Schritt mit mir halten müssen. Qu'en dites-vous? Ich denke, die achtundachtzig Jahre, die Sie mir angewünscht haben, werden mir wirklich nach und nach auf den Rücken steigen. Was

soll ich Ihnen von meiner Lebensweise sagen? Sie ist so einförmig, wie Sie sie kennen und sie mir gerade zusagt: Rüschhaus in seiner bekannten melancholischen Freundlichkeit, im Garten die letzten Rosen, die mich immer rühren, wenn ich denke, wie ich sie Ihnen vor nun schon zwei Jahren beim Abschiede gab, als Sie Ihr Schultenamt niederlegten und ich nach Hülshoff zog, um den einen kleinen Ferdinand sterben und den andern geboren werden zu sehen. — Lieber Levin, unser Zusammenleben in Rüschhaus war die poetischste und das in Meersburg gewiß die heimischste und herzlichste Zeit unseres beiderseitigen Lebens, und die Welt kommt mir seitdem gewaltig nüchtern vor . . .

Meine Gedichte werden denn doch gegen Ostern erscheinen können. Bis vor kurzem habe ich wenig daran getan, aber seitdem es draußen kalt und kotig geworden ist, habe ich mich in meine Winterpoesie gehüllt; es ist doch sonderbar, daß zum Dichten eigentlich schlechtes Wetter gehört, — ein neuer Beweis, daß nur die Sehnsucht poetisch ist und nicht der Besitz. Säß' mein liebstes Kind mir noch gegenüber, ich würde wieder zwei Gedichte täglich machen; jetzt lasse ich es langsamer angehen, aber es gibt doch was, und ich bin neugierig auf Ihr Urteil über das Spätere.

Rüschhaus, 15. 11. 1842. An Schücking:

Ich komme soeben von Münster, wo ich mich einige Tage bei meinen Freunden habe sehen lassen, damit sie nicht denken, ich sei gar tot und begraben, und sehe nun mit Schrecken, daß mir derweil der Fünfzehnte heimtückisch über den Hals gekommen ist. Sie werden deshalb dieses Mal meinen Brief einige Tage später erhalten, was mir schon ganz recht ist; warum? Das will ich Ihnen nachher sagen. Also: guten Morgen, mein liebstes Kind! si vales, bene est, ego valeo; gottlob! daß wir uns beide so glücklich durchgebissen haben, aber Unkraut vergeht nicht . . .

Den 16ten. Gestern, als ich, von Kopfweh überwältigt, eben die Feder weggelegt hatte, kam Ihr Kistchen an. Mein altes, gutes Herz, wie haben Sie sich geplagt, das alles

zusammenzubringen! Sie sind doch ein gar liebes kleines Pferdchen, — bloß klein, weil klein lieb ist, — und wie schön ist alles, besonders die Münzen! Sie wissen vielleicht selbst nicht, daß eine ganz vortreffliche altgriechische darunter ist: die kleine grasgrüne; die übrigen sind römisch, alle so prächtig erhalten, und mehrere darunter von der größten Seltenheit; auch die neugriechischen Münzen sind mir sehr lieb, und fast noch mehr die Mineralien und Versteinerungen, weil mein gutes Kind sie teilweise mit seinen eignen guten Händen für mich herausgeklopft hat. Lieber Levin, Deine treue Sorge und Liebe tut Deinem Mütterchen sehr wohl; sie hat ja auch nur den einen Jungen, auf den sie alles, was von Mutterliebe in ihr ist, konzentrieren muß. Gott segne Dich, mein Kind, Du weißt nicht, wie es mich rührt, daß Du so oft an mich gedacht und Deine Freude in der meinigen gefunden hast. Ich bin etwas mißtrauisch und gar nicht eitel, darum glaube ich immer, schnell vergessen zu sein . . .

Hülshoff, 27. 12. 1842. An Schücking:

Fraling hat neulich einen Hahnenkampf mit einigen Schauspielern gehabt — von der hiesigen Truppe —, die er in einem Leipziger Blatte grundschlecht gemacht hatte, gerade als sie von der Truppe abgingen, Engagements suchten und deshalb nirgends ankommen konnten. Sie sind zurückgekehrt, haben ihn überall aufgesucht, anfangs aber nicht finden können, weil seine Eltern, ehrliche Bauersleute, aus Nordwalde, ihn beim Kragen genommen und zu Hause eingespundet hatten. Endlich bittet er seine Mutter so lange, daß sie ihn einmal mit nach Münster nimmt; da gerade packen ihn die Komödianten auf der Straße, und es ist ein Lärm gewesen, daß alle Fenster und Türen aufgeflogen sind. Die alte Frau hat bitterlich geweint und immer gerufen: „Frans, ik bidde Di um Goottswillen, schwyg still!" und er dagegen: „Moder, Moder, Jy wiettet dat nich; ik mott kritiseren oder sterven!" Jetzt will er nach Bremen, wo er auf eine Lehrerstelle hofft. —

Den 29sten. Erst heute komme ich dazu, meinem guten Jungen mal wieder guten Tag sagen zu können; das Haus wimmelt wie ein Bienenstock, gestern sind sechs Gäste abgezogen, und es hilft noch nicht viel; ich behaupte, die Zimmer werden ordentlich finster von alle den Köpfen, die zwischen Mauer und Licht stehen. Zuerst also: den Auftrag für Prosper habe ich insoweit erfüllt, daß ich ihm in Ihrem Namen ein hübsches Reißzeug geschickt habe, aber nicht aus dem Laden, sondern mein pröperliches Eigentum, womit mich die Mertens mal beglückt hat, und was, da ich bisher keine Anstellung als Geometer finden konnte, noch nagelneu ist. Leg' also Deine zwei Taler nett in Dein Sparbeutelchen, mi fili; ich wollte, ich könnte Hecktaler daraus machen, id est: ich wollte, ich hätte den Mut dazu; denn können kann ich es, vermöge eines greulichen Schweinsleders, das mir neulich in die Hände gefahren ist, fürchte mich aber vor dem Klauenkasper, dem gläumigen Kuhschwanz. Ferner: Mein Konterfei ist und bleibt Dein eigen, mein lieb' Herz, nur hängt die gute Elise so sehr daran, daß sie es nicht unkopiert abgeben will, und kann doch in diesem Augenblicke keinen Maler herbeihexen. Die Wenning verändert sehr unter dem Kopieren und ist teuer dazu; es kann aber nicht fehlen, daß bald irgendein vacierendes Genie einrückt, und dann, lieber Levin, wissen Sie selbst wohl, daß mich danach verlangt, mich, wenigstens gemalt, mal wieder recht freundlich von Ihnen ansehen zu lassen; es ist mir ganz betrübt, wenn ich denke, Sie könnten vergessen, wie Ihr Mütterchen aussieht. Neulich traf ich bei der Rüdiger den neuen französischen Lion, M. Cherouit; das Bild wurde umhergezeigt, und Monsieur meinte, „die Züge seien da, die Seele aber fehle". Der Mann hat sich in einem Male dadurch bei mir ruiniert; wollte Gott, ich sähe so edel aus wie das Bild! Aber der geistreichste Franzose meint, Damen gegenüber zuweilen fade werden zu müssen. Dieser gute Mann, Hofmeister des Prinzen Hatzfeld, macht jetzt in manchen Kreisen Regen und Sonnenschein. Daß er sehr geliebt wird, glaube ich kaum; denn er ist scharf, sentenziös, sehr mokant, dabei ziemlich alt und garstig; aber

sein Urteil, dem der feinste Geschmack zugeschrieben wird, stellt das geistige wie moralische Renommee der Damen fest, und es ist deshalb eine Ehrensache, ihm zu gefallen. Er schließt sehr vom Äußern — Stimme, Haltung, Kleidung — aufs Innere: ob zu gesucht oder zu nachlässig, zu modern oder zu altfränkisch; und ich glaube, daß keine Dame aus jenen Kreisen, bei Du-Digneaus, Scheiblers usw. — sich mit gleicher Ängstlichkeit für einen keimenden Liebhaber putzt wie für das funkelnde Inquisitorauge des Herrn Cherouit. Nur Elise macht eine rühmliche Ausnahme, gibt sich unbefangen, wie sie ist, und wird ihm deshalb ohne Zweifel am besten gefallen, d. h. nächst Nanny Brockhausen, die er so vorzieht, daß jedermann die beiden wie ein Brautpaar en herbe betrachtet. Ich muß Ihnen doch von jenem Abend bei Elise erzählen, wo ich viele Leute kennen gelernt, Nanny Scheibler, ihre schöne Schwester Frau v. Tabouillot (Schwägerin der schreibenden), Nanny Brockhausen und M. Cherouit. Ich wollte ein paar stille, gemütliche Stunden mit Elise und Tante Jttchen zubringen, war im ordinärsten Kostüm, dabei noch verregnet und verpluddert; an der Treppe kommt mir Elise hastig entgegen, führt mich durch die Küche ins Kabinettchen, wo mir schon der französische caquet vom Saale entgegenschallt, und bittet mich vom Himmel zur Erde, nicht umzukehren; Gott behüte! linksum kehrt euch! Tante Jttchen und Nanny Scheibler werden zur Hilfe gerufen, und ich fahre endlich in den Saal, grimmig wie eine wilde Katze, unter der Bedingung, mir niemanden vorstellen zu lassen und kein Wort französisch zu sprechen. So pflanze ich mich möglichst weit ab zwischen Tante Jttchen und Nanny Scheibler, drehe den ganzen Abend dem Franzosen den Rücken zu und mache zur Rechten deutsche Konservation, während er zur Linken französische. Das war zu viel für einen Lion! Mit einem Mal läßt er seine Damen sitzen und plumpst wie 'ne Bombe in unser Gespräch, mit dem halsbrechendsten Deutsch. Ich geriet in eine wahre Bärenlaune, antwortete ihm nur gerade das Nötigste und war aus Malice desto freundlicher gegen alle übrigen. Als die Gesellschaft auseinandergegangen war,

taten Elise und Tante Jttchen doch ein bißchen kleinlaut; an dem Cherouit war ihnen nichts gelegen, aber sie fürchteten seine Zunge für mich — und was geschah? Hören Sie mein Urteil! Ich sei „une véritable dame de qualité", habe „l'air noble d'une reine", habe (hört! hört!) in meiner Kleidung „une simplicité du meilleur goût" und sei überall „la femme la plus aimable et intéressante qu'il eût jamais vue". Nichts natürlicher als das! Der Franzose war durch alle die Augendienerei bis ins Mark blasiert, ergo!

Rüschhaus, 15. 2. 1843. An Schücking:

Ich denke mir, mein gutes Kind ist besorgt über mein langes Schweigen, und auch mit Recht; denn ich bin wirklich sechs Wochen lang wieder recht miserabel daran gewesen, habe mich halbtot gehustet, mitunter Fieber gehabt und sogar die Leute dahin erschreckt, daß sie einige Nächte bei mir gewacht haben. Unerwartet kam mir das freilich nicht, da ich wohl weiß, daß man einen kurzen Aufenthalt in besserem Klima immer schwer nachbezahlen muß, aber doch sehr unbequem. Jetzt ist's um vieles besser, ich bin von Herzen wieder gesund, und der Husten läßt auch nach. Die Fatalität kam recht mal à propos, mitten in der Arbeit, und ich habe sechs Wochen meines Lebens gleichsam in den Brunnen werfen müssen. Vielleicht ist's gut; denn ich fand des Dichtens und Korrigierens gar kein Ende, sehe jetzt aber wohl ein, daß ich mit dem Vorhandenen vorläufig zufrieden sein und nur rasch die Vollendung der Abschrift besorgen muß, ein Entschluß, zu dem ich sonst wohl nicht so bald gekommen wäre. Ihr Brief, lieber Levin, kam gerade im schlimmsten Augenblicke an, und die Ungeduld und Unruhe, Ihnen nicht zur rechten Zeit antworten zu können, hat mich vielleicht eher gestärkt und herausgerissen, wenigstens zu vernünftiger Schonung gebracht, als dieses sonst wohl meine widerhaarige Natur gestattet hätte, Ich darf mich nicht bücken, das ist das Elend, sonst hätte ich weit eher geschrieben; denn eigentlich krank bin ich nur acht Tage lang gewesen, und das übrige,

Husten, Andrang zum Kopfe usw., sind nur Kongestionen aus Mangel an Bewegung, da dieser ohnegleichen warme, dreckige Winter leider meine schwachen Spazierentschlüsse überwunden hat. Ich sehe, wie Sie die Stirn runzeln, aber bedenken Sie: bis an die Knöchel im Kote! und obenher feucht von Nebel und Staubregen wie eine unglückliche Najade, die halb trocken aus ihrem verschlammten Weiher flieht! Kälte hätte ich gewiß nicht gescheut. Wie ist der Winter bei Ihnen drüben? Der hiesige verdient den Namen gar nicht, und vor mir im Glase stehen blühende Vergißmeinnicht, die gar nicht fort gewesen, und Schneeglöckchen, die bereits da sind. Das lautet ganz romantisch und sonnig, und ist doch nur die kotigste Prosa . . .

Guten Morgen, mein alter Levin, ich habe soeben das gestern Geschriebene nachgelesen, und es kommt mir sehr abgerissen und dürre vor; ich war aber auch gestern hundskrank und ungefähr in der angenehmen Lage eines halb Erdrosselten. Jetzt weiß ich, daß es in der Luft lag; denn in dieser Nacht ist eine dicke Schneedecke gefallen, und wir sind mit einem Male mitten im Winter. Die Blumen und gelben Schmetterlinge — denken Sie, deren gab es schon! — müssen alle erfrieren; das ist ein perfider Streich von unserm Herrgott! Wieder auf Ihren Fürsten zu kommen: ich bitte Sie dringend, liebes Herz, nehmen Sie sich etwas mit ihm zusammen, sagen Sie ihm keine absichtlichen Anzüglichkeiten und zeigen sich nicht durchweg nachlässig gegen alle seine Wünsche, — ich meine auch solche, denen Sie bei einem achtungswerten Hausherrn gewiß die feinste Berücksichtigung schenken würden. Sie geraten sonst auch Ihrerseits ins Unrecht, und ich möchte doch gern, daß Sie so nobel als möglich aus diesem Konflikt hervorgingen, und Ihre Delikatesse und taktvolle Haltung so leuchtend als möglich ihm gegenüberstände. Daß er Sie haßt, daran zweifle ich nicht, und auch nicht daran, daß er seine Augen schon lange nach einem Subjekt umherwirft, das Sie ihm entbehrlich machen könnte, und ich denke mir, wenn er sich wieder ins Ausland wendet, wo man sein Privatleben nicht kennt, werden sich talentvolle

junge Leute genug finden, die diesen Antrag so gut für ein Glück halten, wie Freiligrath und Sie dies getan haben. Es wäre aber nicht gut, wenn die Trennung von ihm ausginge, am wenigsten, wenn Sie ihm durch absichtliche Grobheit oder Willkür zu einem Scheine Rechts verhülfen, da er gewiß so klug sein würde, seine Löwin usw. aus dem Spiel zu lassen und als Anlaß des Bruchs eine Gelegenheit zu benutzen, wo ihm vielleicht jeder Hausherr beistimmen würde. Lieber Levin, mein liebstes Herz, Sie haben noch immer alles freundlich aufgenommen, was Ihr Mütterchen Ihnen gesagt hat; Sie wissen wohl, daß es aus einem treuen, für Sie unablässig sinnenden und sorgenden Herzen kommt. Nicht wahr, mein lieb' Kind, Du wirst mir nicht tückisch? Wenn ich anfing, meine Sermone einzupacken, dann könnten Sie nur denken, daß es auch anfing, mit der Liebe schlecht zu stehen; denn es ist mir immer hart, Ihnen dergleichen zu schreiben, und ich würde es schwerlich um jemand anders tun; aber Du bist mein einzig lieb' Kind, und ich will Dir lieber mal lästig und langweilig erscheinen, als mich durch Schweigen an der Treue zu versündigen. Noch eins muß ich Dir sagen, und zwar wieder als Dein Mütterchen: wie ist's, daß Du so wenig Liebe zu den Kindern hast? Rühren Dich diese armen Geschöpfe nicht, deren einziger Halt und einziger moralischer Leitstern Du bist? Es kommt mir vor, als sähest Du die Pflicht, ihre Unschuld zu überwachen und ihren Geist zu entwickeln, fast als eine unbillig aufgebürdete Last an, und doch bist Du deshalb da, und gerade dies ist dasjenige, was Deine Stellung adelt und sie in allen honetten Augen ehrwürdig und schön macht. Mich dünkt, ich in Deiner Lage würde die Kinder schon aus Mitleid liebhaben, und wenn sie Kretins wären, und das sind sie doch wahrlich nicht; ich habe noch gestern einen Deiner früheren Briefe nachgelesen, wo Du sagst, beide seien sehr gehorsame, gutartige Kinder; Karl besitze viel Talent, sein Bruder zwar keins, aber dafür eine wahrhaft rührende Herzensgüte. Unterricht geben ist zwar, wie ich aus Erfahrung weiß, eine höchst unangenehme Sache, besonders wenn man andere Arbeiten vor der Hand hat; aber Du hast es doch ein-

mal übernommen, und die Kinder dürfen nicht dabei zu kurz kommen, daß Du lieber schriftstellerst. Ich zweifle zwar nicht, daß Du Deine Stunden pünktlich abhältst, aber mit Ungeduld: die Kinder sind Dir hinderlich, und dadurch werden Dir die armen unschuldigen Dinger fatal; ich wette, Du hältst sie Dir außer den Stunden so weit vom Leibe, wie Du kannst, und doch liegt ein so unendlicher Schatz von Liebe in Kinderseelen. Selbst wenn sie — wie z. B. diese, beim Tode der Mutter — etwas dickhäutig erscheinen sollten, so liegt das in den Umgebungen, die ihre Gefühle eher unterdrückt wie geweckt haben; die Weichheit steckt doch heimlich drinnen; Du brauchst ihnen nur halbwegs entgegenzukommen, so werden sie sich in kurzem für Dich totschlagen lassen, und Du wirst dann mehr Trost und Milderung Deiner Lage hierin finden, als Du es Dir jetzt denkst. Schlag' das nicht so über die leichte Achsel, Levin, es ist ein sehr ernsthafter Gegenstand, für Dein Gewissen sowohl wie für Deine eigene innere Ruhe und Selbstachtung. Und nun gib mir Deine Hand und sag' mir, daß ich immer Dein liebes Mütterchen bin und bleibe . . .

Nun zu der Gall; ob sie zu meiner Schwiegertochter paßt? Das könnte ganz wohl sein; schön und geistreich scheint sie wenigstens unwidersprechlich, und ich wäre sehr begierig, sie zu sehen; wo steckt sie denn jetzt? Nach Darmstadt denkt sie schwerlich sobald zurückzukommen, da sie ihren Flügel verkauft hat. Es ist mir äußerst erfreulich, Levin, daß Sie in Ihrer jetzigen Verlassenheit einen geistigen Anhalt und Trost in ihr gefunden haben, und wenn es Gottes Wille ist, kann sie Ihnen allerdings dereinst vielleicht noch mehr werden. Dennoch muß ich Dich bitten, liebstes Kind, sei vorsichtig mit der Feder und hüte Dich vor jedem Worte, was Dich binden könnte; die Liebe wird weder durch Schönheit noch Talent noch selbst Achtbarkeit bedingt, sondern liegt einzig in den eignen Augen und eignem Herzen, und wo diese nicht das gewisse Unbeschreibliche finden, was sie gerade anspricht, da hilft alle Engelhaftigkeit nichts. Was meinst Du, wenn Freiligrath Dir seine Franziska oder seine Frau hätte zufreien wollen? Von der letzteren wenigstens ist er gewiß noch mehr

begeistert gewesen wie von der Gall, und sie hat ebenfalls für bildschön passiert, ist geistreich, talentvoll, gut, und schreibt gewiß vortreffliche Briefe. Oder gar die Bornstedt, von der Du selbst mir gesagt, sie würde ihm besser gefallen wie eine von uns andern, und er sich wahrscheinlich rasend in sie verlieben? Ich sage dieses nicht zum Nachteil der Gall, von der ich mir das beste und liebenswürdigste Bild mache, sondern nur, um Dich vor blinden Schritten zu warnen; denn sie kann vollkommen schön, überhaupt tadellos liebenswürdig sein und doch irgendeinen kleinen Haken haben, einen Zug um den Mund, Blick, Ton der Stimme, — der es Dir gänzlich unmöglich macht, sie zu heiraten; dergleichen kommt ja alle Tage vor. Übrigens ist mir Dein Verhältnis zu ihr sehr lieb, da sie schlimmstenfalls doch immer eine wertvolle Freundin bleiben muß. Aber mehr laß sie Dir um Gotteswillen vorläufig *äußerlich* nicht werden; — was sie Dir vielleicht jetzt schon *innerlich* ist, darüber habe weder ich ein Recht, noch Du selbst Macht — denn Du bist am wenigsten der Mann, der sich, einmal verwickelt, zu einer Ehe gegen seinen Geschmack resignieren und leidlich glücklich darin leben könnte. Doch wünsche ich mir nichts Besseres und Lieberes, als daß die Gall wirklich, nach Freiligraths Ausdruck, „die rechte Kasawaika" sein möge.

Münster, 24. 4. 1843. An Schücking:

Lieb' Herz, ich bin sehr, sehr müde und angegriffen, meine Kräfte sind total zu Ende und ich habe das Wichtigste kaum noch berührt; es geht mir wie einem, der sein Testament zu lange verschoben hat und sich nun quält, daß er es nicht mehr machen kann, — nur zwei Worte: suchen Sie die Gall persönlich kennen zu lernen, ehe Sie sich zu weit mit ihr einlassen; und dann heiraten Sie nicht ohne ein festes, wenn auch bescheidenes Einkommen Ihrerseits; unter diesen beiden Bedingungen haben Sie den vollständigen Segen derjenigen, die mit aller Liebe und Treue einer Mutter für Sie fühlen wird, solange noch ein Atemzug in ihr ist. Adieu, schreiben Sie bald und adressieren Sie Ihre Briefe nach wie vor nach

Rüschhaus; die Bückersche bringt sie mir gleich von Damms hierher. Adieu, Adieu, Gott segne mein Kind.

Hülshoff, 11. 5. 1843. An Schücking:

Vorgestern habe ich endlich Ihren Brief erhalten, mein liebstes Kind, der mich von großer Unruhe befreit hat. Schlüters hatten nämlich aus Ihrem Briefe an Stieve zu lesen geglaubt, Sie würden schon am ersten Mai abgehen; so wußte ich Sie nirgends zu finden, und es drängte mich doch um so mehr zum Schreiben, da ich meinen letzten Brief in die Löwengrube versunken glaubte, wo er, nach Verhältnis des mehr oder minder feindlichen Abschiedes, bestenfalls sehr versäumt, schlimmsten erbrochen und mißbraucht werden konnte; wer gemein und neugierig genug ist, an der Tür zu lauschen, der kann sich auch eines nachzügelnden Schreibens bemächtigen. Sie sehen wohl schon aus meinen Federzügen, lieb' Kind, daß ich wenigstens teilweise hergestellt bin; der Aufenthalt in Münster hat mir sehr wohl getan, was ein halbes Wunder ist, unter den täglichen Erschütterungen, die ich am Sterbelager und Sarge des guten Tantchens mit Elise teilte. Ich tat mir über Macht Gewalt an und dachte, der hinkende Bote würde nachkommen; statt dessen hat diese Widersetzlichkeit gegen mein Nervenübel es gleichsam in Konfusion gebracht, die so übel behandelten Anfälle sind es müde geworden, wiederzukommen, und jetzt bin ich wohl noch schwach, schändlich reizbar, aber doch nicht eigentlich krank mehr. Freut's meinen Jungen nicht? Es ist mir ordentlich ein Fest, es ihm zu schreiben, da ich weiß, wie mir zumute wäre, wenn ich ihn so elend wüßte. Lieber Levin, ich wollte, Sie hätten mein Krankenlager gesehen und jetzt meine rasche Genesung, um sich über Ihr eigenes Befinden aller Apprehensionen zu entschlagen. Die Nerven sind schändliche Biester, zu denen Gott gesagt hat, wie zum Satan im Buche Hiob: „Plag' ihn, schlag' ihn, zehre ihm das Fleisch von den Gebeinen, aber über sein Leben sollst du keine Macht haben." Drei Wochen freiwilligen Zwanges haben mich erlöst, Sie werden vierzehn Tage glücklicher Ungebundenheit am Rhein

— der Main ist doch auch ein schöner Fluß? — kurieren. Jetzt bin ich seit acht Tagen hier; Rüschhaus habe ich noch nicht gesehen, weshalb ich Ihnen das bewußte Blatt nicht schicken kann, denke aber Sonntag hin. Unser armes Mariechen bessert sich etwas; ich habe ihr ein silberbeschlagenes Gebetbuch geschickt, wo sie sich halb tot daran gefreut hat, das gute Ding.

Mein treuloser Abschreiber hat sich so lange in den Ferien verlustiert, daß ich ihn in Münster nur noch einen Tag habe packen können; um Pfingsten kommt er aber auf vierzehn Tage nach Rüschhaus, und von da an bin ich jede Stunde bereit, meine Künste auf dem schlaffen Seile zu produzieren. „Ei, was werden die Leute die Augen aufreißen, was der Schelmuffsky für ein brav' Kerl ist!" Übrigens erwarte ich, ernstlich gesprochen, keinen so schlagenden Erfolg, wie Ihre Liebe Ihnen vorspiegelt; zuvörderst keinen schnellen, ich muß Zeit haben und mich, wie andere schlechte Poeten, mit der Nachwelt trösten. Ich wollte, wir könnten unsern Nachruhm wie einen Pfauenschweif hinter uns ausbreiten und beäugeln; aber da würde freilich mancher einen traurigen Gänseschwanz zu sehen bekommen oder gar nichts.

Gleich nach Pfingsten gehen wir nach Abbenburg und im Herbste nach Meersburg; könnten wir uns nicht unterwegs irgendwo treffen? Mich verlangt sehr danach. Schreiben Sie mir gleich, wie Ihnen die Gall gefallen hat; bin ich schon in Abbenburg, so wird mir der Brief doch unmittelbar nachgeschickt. Wir, Elise und ich, sind natürlich äußerst gespannt darauf, und unsere Wünsche und Gebete werden Sie an jenem Tage begleiten. — Gott gebe, daß die Gall ist, wie wir sie uns ausmalen, namentlich Elise: feurig ohne Exaltation, neben ihrem Geiste voll bon sens, und obwohl glänzend in Gesellschaft, doch ruhig und wohltuend im häuslichen Leben. Lieb' Kind, Dein Mütterchen hat carte blanche, zu sagen, was es will, nicht wahr? So bitte ich Dich, wie ich bitten kann, suche die Gall genau zu ergründen, ehe Dein Wort und Urteil unwiederbringlich gefangen sind; es geht hier ums ganze Leben. Ich bin voll der besten Hoffnungen und so her-

zensfroh, daß Deine Neigung sich so ehrenvoll fixiert hat. und doch ist mir jetzt, wo die Entscheidung bevorsteht, so ängstlich und ernst zumute, als sollte ich selbst heiraten. Sollte die Gall — ich hoffe es nicht, aber möglich wär' es, und Deine eigenen Beschreibungen widersprechen dem wenigstens nicht — zu jenen Menschen gehören, denen das Bedürfnis steter Aufregung — ob sentimental oder leidenschaftlich, kommt zu einem aus — angeboren ist, so bedenk' Dich zehnmal, ehe Du Dich bindest. Du bist ein Westfale, deshalb ein geborener Philister, und das Bedürfnis nach heiterer Ruhe ist bei Dir auf die Dauer das allervorherrschendste. Du bist zart von Nerven, deshalb auch kurzen Aufregungen sehr zugänglich, aber bald überreizt; eine derartige Frau würde Dich im ersten Vierteljahre vielleicht bis zur Vergötterung exaltieren, im zweiten und dritten bedeutend ermüden, und endlich würdest Du lieber in die erste beste Pfahlbürgerkneipe gehen, um nur mal eine ruhige ordinäre Stunde zu verleben. Auch ihre Anforderungen an die Welt sind, bei Deiner vorläufig bescheidenen Lage, sehr zu prüfen; sie scheint mir glänzend erzogen und an einen bewundernden Kreis gewöhnt; dergleichen entwöhnt sich nicht leicht. Ihre Unlust an Hofbällen und der großen Welt will nichts beweisen; sehr lebhafte und dabei, wie Du selbst sagst, etwas eitle Personen, die an einen engern Zirkel, wo sie die erste Rolle spielen gewöhnt sind, fühlen sich nie wohl, wo sie sich schmählich genieren und mit so vielen pari gehen müssen. Aber diese täglichen kleineren Zirkel im eigenen Hause sind gerade das Geldfressende, und ich weiß kaum, was kläglicher ist: in Schulden geraten oder jeden Mittag Wassersuppe essen, um abends die Leute mit Zuckerbrezeln bewirten zu können. Mein gutes Herz, Du darfst mir nichts übel nehmen und begreifst die Angst Deines Mütterchens, wo ihr einziges liebes Kind auf dem Punkte steht, über seine ganze Zukunft zu entscheiden. Beobachte die Gall zwischen Menschen, und wie sie Dir da zuerst erscheint, ehe sie sich noch ausschließlich mit Dir beschäftigt; nachher ist's zu spät. Völlig Verliebte oder gar Verlobte sind immer einsamer Natur und möchten nur in einer

Hütte unter vier Augen leben; aber das hält nicht an, und die alte angeborene Natur kommt über kurz oder lang immer wieder durch. Es sind noch zwei Umstände, die ich jetzt, wo Dein Geschick an einem Haare schwebt, nicht übergehen darf, magst Du meine Liebe darin nun erkennen oder verkennen. Die Gall ist protestantisch; das macht zwar mir wenigstens für ihre Person nichts aus; aber sie könnte fordern, daß ihre Kinder in gleicher Religion erzogen würden. Wär's möglich, Levin, daß Du in einem Augenblicke der Leidenschaft oder des Leichtsinns darauf eingingst? Ich weiß, Du bist kein orthodoxer Katholik, hast es aber doch oft gegen mich und andere ausgesprochen, daß Du Deine angeborene Glaubensform bei weitem für die bessere und der Moralität zuträglichere hältst. Darum bitte ich Dich, wie ich bitten kann, Levin, gib kein solches öffentliches Zeichen einer Schwäche, die Dich in Deinen eigenen und anderer Augen herabsetzen müßte. Bedenk', was Du alles für den Besitz e i n e s Herzens aufgäbest: alle Deine hiesigen Lieben, die Du tödlich betrüben und den freien Äußerungen ihrer Zuneigung fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg wälzen würdest. Mein liebes, liebes Kind, Du weißt, daß dieses keine Drohung sein soll, nur ein Auffrischen des Dir wohl Bekannten, ein Erinnern an Verhältnisse, die Du vielleicht halb vergessen hast, deren Resultate aber wenigstens einer fast das Herz brechen würden. Nun zu dem andern Punkte. Lieber Levin, Du bist leichtsinnig, oder vielmehr, wenn Du etwas lebhaft wünschest, so machst Du Dir selbst was weis und siehst, im umgekehrten Sprichwort, ein Kamel für eine Mücke an. Du bist Deiner beiden Eltern echtes Kind; ich will hiermit Deinem armen guten Vater nicht zu nahe treten, den ich vielleicht gerade deshalb so liebhabe und begreife, weil ich an Dir sehe, wie man ihm in manchen Stücken ähnlich und doch großer Anhänglichkeit wert sein kann. Deshalb bitte ich, wie nur eine Mutter bitten kann, verlobe Dich, wann Du willst, heute — morgen — aber heirate nicht ohne recht festen Grund unter den Füßen, nicht auf einige hundert Gulden, die bei sparsamer Wirtschaft allenfalls für zwei ausreichen. Gott kann Dir elf Kinder geben wie meinem Bruder,

und es ist nichts schrecklicher, wie Frau und Kinder darben zu sehen oder, in Schulden versunken, alle Tage erwarten, ausgepfändet zu werden; und hast Du einmal leichtsinnig angefangen, so mußt Du, wohl oder übel, allen bittern Ernst mit durchhalten. Auf Deine Schriftstellerei darfst Du nicht zuviel rechnen; jede Kränklichkeit kann Dich unfähig dazu machen, und gerade Sorge und Niedergeschlagenheit würden diese Quelle gewiß sogleich verstopfen. Auch Dein eigentlicher Broterwerber, Dein Amt, muß sicher sein, von der Regierung oder sonst vermögenden Kräften garantiert; ich weiß nicht, ob die Augsburger Zeitung dies ist, aber jedenfalls würde ich, faute de mieux, hier zugreifen, wenn die Bedingungen irgend annehmlich wären; Du hast vorläufig für Dich und die nächste Zukunft zu sorgen, und diese ist jedenfalls eine Stelle, die Dich sehr ans Licht heben und eher wie jede andere den Weg zu einer wirklich genügenden Lage bahnen wird. Nun genug hiervon, liebstes Kind, ich habe offener zu Dir gesprochen als je und hätte es schon gern im vorigen Briefe getan; aber da war ich noch äußerst matt, hatte mich an anderen Dingen todmüde geschrieben und nur noch eben die Kraft, Dir zu einer Verbindung, die mir im ganzen, aufrichtig, überaus erwünscht ist, meinen Segen zu geben. Denn, lieb' Kind, ich glaubte nicht an meine Genesung und dachte, dies wäre der letzte Brief, den Dir Dein Mütterchen schreiben könnte; jetzt bin ich aber wirklich fast hergestellt.

Abbenburg, 24. 6. 1843. An Schücking:

Ihren Brief, liebster Levin, habe ich gerade bei meiner Abreise empfangen, oder vielmehr auf der ersten Station, in Münster, habe ihn gleich Elise ganz und Schlüters größtenteils mitgeteilt und letztere in der Konfusion teilnehmender Verwunderung stehen lassen, um mich durch zwei regnichte Reisetage und nachher ein solches Volumen von Besuchen, Erzählen, sogar sehr ernsten Geschäften zu arbeiten, daß eben heute der erste freie Augenblick, und auch nur zufällig, eintritt, wo ich wenigstens den Anfang zu einer Antwort machen kann. Sie sind also Bräutigam, und zwar einer höchstwahr-

scheinlich sehr guten und ganz gewiß höchst liebenswürdigen Braut, die nach Ihrer Beschreibung wirklich gerade das zu besitzen scheint, was zu Ihrem innern Glück und äußeren Wohle not tut, und wonach mein Auge lange ängstlich für Sie umhergesucht hat. Nun, Gott segne Sie, und gebe Ihnen alles Glück, was Ihr Herz so reichlich verdient; wenn meine Wünsche für Sie nur erfüllt werden, dann will ich auch nicht zanken, daß Sie meinen warmen, angstvollen Rat, wie gewöhnlich, mit aller Hochachtung beiseite geschoben und dem Schicksal den Handschuh geradezu ins Gesicht geworfen haben. Jetzt bittet Dein Mütterchen Dich aber noch einmal, und es ist die letzte Bitte, von deren Erfüllung noch vieles abhängen kann: nachher ist alles abgeschlossen, und was Dich Schweres treffen mag, muß hoffnungslos getragen werden: heirate nicht so leichtsinnig, wie Du Dich verlobt hast. Hat der Himmel es gnädig mit Dir gemacht, statt Deiner geprüft und gewählt und Dir in Louise ein Kleinod gegeben, was Du wohl ahnen, aber durchaus noch nicht als echt erkennen konntest — bei Deiner Verlobung —, so fordere ihn nicht zum zweiten Male heraus, durch den Bau einer Häuslichkeit auf den armseligen lockern Triebsand bloß literarischer Erfolge. Sieh Freiligrath an; Du sagst, er sei glücklich —, es mag sein; so viel weiß ich aber, daß er trotz seiner Pension, die Deiner Braut Vermögen ungefähr aufwiegt, und trotz seiner Kinderlosigkeit in sehr beengter Lage ist, und alles, was Dich an ihm stört, seine veränderte Stimmung, so wie die bittere seiner Frau, sind ohne Zweifel teilweise, wo nicht ganz, Folgen derselben. Ach, Levin, mir sinkt unter dem Schreiben aller Mut, wenn ich selbst fühle, wie schwach meine Stimme unter dem Jubel des Glücks und der Leidenschaft an Dein Herz rühren wird. Wär' ich eine Millionärin, wie ich Deinetwegen, einzig Deinetwegen sehnlichst wünschte, so ließ ich Dich gewähren und wartete ruhig den Augenblick ab, wo der Sohn sich mit einem „mea culpa" in die immer offenen Arme seiner Mutter flüchtete; aber meine eigene Hilflosigkeit für den schlimmsten Fal macht mir das Herz zentnerschwer. Ich bitte Dich mit gefalteten Händen: suche festen Grund, ehe Du Dein Haus

baust; vergegenwärtige Dir nur einmal recht lebhaft Deine frühere Lage, und doch hattest Du für keine Familie zu sorgen. Ich mag nicht mehr darüber sagen, mein letzter Brief enthält alles, was sich darüber sagen läßt, und diesen hast Du wahrscheinlich schon verworfen oder mindestens gewiß vergessen, und so wird es diesem auch gehen, und ich finde mehr Trost in dem von Dir gerühmten praktischen Sinne Deiner lieben Braut, die von selbst meine Ansichten teilen muß, als daß ich hoffte, großen Eindruck auf Dich zu machen. Du wirst es natürlich finden, daß ich mich mit dem höchsten Interesse nach dem Gegenstande Deiner Wahl erkundigt habe, jedoch ohne jemand treffen zu können, der mehr von ihr kannte, als ihre Arbeiten im Morgenblatt; so bleiben außer Deinem Zeugnis, dem ich gern und freudig trauen will, ihre wenigen, aber gottlob! höchst herzlichen und einfachen Zeilen an mich das einzige, was meiner Phantasie und den Hoffnungen für Deine Zukunft die Richtung gibt. Sag' Louise, daß ich ihr danke, daß ich sie schon jetzt herzlich liebe und das feste Vertrauen habe, sie immer mehr zu lieben, weil sie Dich immer glücklicher machen wird. Wann und wie uns das Schicksal zusammenführen wird, weiß Gott allein; aber der hoffentlich gegenseitige lebhafte Wunsch wird die Gelegenheit schon herbeizuführen wissen. Sag' ihr, daß ich sehr viel an sie denke und ihr Bild mir so vertraut und lieb vor Augen steht, wie die vereinte Liebe eines Bräutigams und einer Mutter es nur malen können, und daß ich sie bitte, mir für das persönliche Zusammenfinden einen offenen Platz in ihrem Herzen zu bewahren, wie ich ihr mit aller Treue einen in dem meinigen bewahren werde. Du, Levin, mußt ihr bezeugen, daß dies keine leeren Worte sind, und wie wenig ich mich überall mit leeren Worten befasse. Und somit Gottes Segen über Euch beide!

... Auch haben Sie mir nichts Näheres von den Verhältnissen eines Mit-Redakteurs der Augsburger Allgemeinen gesagt: was die Stelle einbringt, ob sie vom Staate garantiert oder wenigstens direkt vom Verleger ausgehend ist oder nur vom Haupt-Redakteur als Privathilfe zu seiner Bequem-

lichkeit, und der Wechsel lediglich von seiner Laune abhängend. Ich bin weit entfernt, sie Ihnen in diesem Falle abzuraten, da sie immer ein guter Leuchter ist, um sein Licht darauf zu stecken, auch vielleicht ein gutes Brot; aber ich möchte doch gern wissen, inwiefern Sie sich ihrer als einer reellen Versorgung freuen können. — Adieu, lieb' Kind, grüß' Deine Louise tausend- und wieder tausendmal von mir; ich habe jetzt eine mehr, für die meine Gebete täglich aufsteigen; sag' ihr dies aber nicht, sie möchte es sentimental finden. Du weißt aber wohl, wie es gemeint ist, nicht wahr, mein guter kleiner Junge?

Meersburg, 18. 11. 1843. An Elise Rüdiger:

Sie sind jetzt wohl ganz gewiß wieder in Münster, lieb Herzchen, und so gehe ich denn an meine liebste Beschäftigung, die, Ihnen zu schreiben. — Ich bin indessen noch keinen Tag von Ihnen getrennt gewesen, alle Nachmittage um drei (außer vorgestern, wo es hart regnete) habe ich an unserem Strande gesessen, der mir durch Sie so lieb geworden ist, daß keine andere Erinnerung neben Ihrem lieben Gesichtchen dort ein Haar breit Raum findet. — Es hat mich ein paarmal selbst überrascht, wenn beim zufälligen Zurückblicken mir einer meiner alten Lieblingsplätze ins Auge fiel, wie ich so alle Tage dran hertrotte, als wären's Laternenpfähle oder Rebstöcke. O vanitas vanitatum! — Ich habe auf unserem Kiesgrund noch schöne, schöne Dinge gesehn, und das Herz hat mir ordentlich geblutet, daß Sie nicht da waren, — zweimal ein Alpenglühen, wogegen das frühere gar nicht in Betracht kam, die ganze Alpenkette wie rotes Eisen, und sonst noch prächtige mir ganz fremde Beleuchtungen, z. B. einmal die Kuppen der Berge ganz dunkelviolett, der Fuß ebenfalls, und um die Mitte ein breiter Wolkengürtel, in dem das Abendrot den brennendsten Purpur widerstrahlte und der wie ein Lavastrom in allen Tinten wallte, es war unbeschreiblich schön und fremdartig! Auch der See hat noch ein paarmal sein Bestes getan an Grüne und Schmelz, und einen Sturm habe ich erlebt, o, einen Großpapa aller Stürme, und habe

Gott gedankt, daß ich ihn allein überstehen mußte. Es war in der zweiten Woche nach Ihrer Abreise, ich hatte einen langen Spaziergang weit über Haltenau hinaus gemacht und mich eben zum Rückwege gewendet, als ein wahres Teufelswetter losbrach, — ohne Regen, nur Sturm, aber um Berge zu versetzen, — bei jedem Ruck faßte er mein dickes wattiertes Kleid, und wollte mich über die Mauer reißen, so daß ich gleich bergan in die Reben flüchten mußte, wo ich mich kümmerlich an den Pfählen fortlavierte bis Haltenau und dort wie ein verunglückter Luftballon ins Haus mehr plumpste als flatterte, nämlich mit halbem Überstürzen, was sich wahrscheinlich eher mitleidswert als graziös mag ausgenommen haben, die dicke Rebfrau konnte auch mit ihrem „b'hütis Gott! b'hütis Gott!" gar nicht aufhören, und meinte, sie würde jetzt „um fünf Gulden nicht über die Mauer nach Meersburg gehn." Was half das alles! ich mußte doch nach Hause, obwohl das Wüten draußen mit jeder Minute ärger wurde. — — — So ging ich wieder los und versuchte als letzten Ausweg mich gleich den Berg hinaufzuarbeiten, wo ich, schlimmstenfalls, doch nur bis in die nächsten Rebpfähle geschleudert werden konnte, — freilich, wenn's mit Vehemenz geschah, immer gefährlich genug, und zudem hätte ich, wie Sie wissen, Klippenwände passieren müssen, — vielleicht war's gut, daß der Versuch mißlang, — es war keine Möglichkeit, bei jedem Schritt höher konnte mich der Wind derber packen ich mußte mehr kriechen als gehn, und bei jedem Ruck niederhocken, um nicht weggerissen zu werden, also wieder bergab! — Doch blieb ich zwischen den Reben, etwa dreißig Fuß über dem Mauerwege, — es war eine greuliche Arbeit, — ich habe über eine Stunde gebraucht, — die meiste Zeit saß ich in einem Klümpchen dicht zusammen und wartete die Pausen der Stöße ab, um dann zehn oder zwölf Schritte voranzuarbeiten. Was wir zusammen erlebt haben, kann Ihnen nicht mal einen schwachen Begriff davon geben, aber der See war unbeschreiblich schön, so durchsichtig und in allen Farben wechselnd, wie ich davon vorher keinen Begriff gehabt. — Die Sonne warf durch Wolkenlücken ein prächti-

ges falsches Licht darauf und ich wurde fast geblendet durch das Blitzen der Springwellen, die unter mir wie eine endlose Reihe Fontänen aufstiegen, und zwar nicht, wie wir es kennen, nur diesseits der Mauer, sondern wenigstens vierzig Fuß höher, weit über mir und meinen Rebstöcken, niederplatschten, so daß ich nach ein paar Minuten keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatte und mein Rock sich in einen gefüllten Schwamm verwandelt hatte, der mich niederzog wie Blei. — Ich kann Ihnen sagen, Elise, daß ich froh war, als ich das Tor über mir und meine bedenkliche Fahrt sich in eine klatrige durch die Unterstadt verwandelt hatte. Noch einmal hatte ich einen schweren Stand, die Stiegen hinauf, wo der Wind wieder alle Macht hatte, und besonders auf der langen schmalen Brücke über den Mühlrädern, wo ich einmal keinen andern Rat wußte, als mich platt hinzuwerfen und doch wohl herabgeweht wäre, wenn nicht der Müller, der auch gerade genötigt war, die Brücke zu passieren, mich am Boden festgehalten und dann auch die letzte Stiege hinaufgeleitet hätte. Als ich ins Schloß kam, schnatternd, und einen nassen Streifen hinter mir lassend, wie ein geschwemmter Hund, ward ich auch empfangen wie ein armer Hund. Es mißlang mir, in mein Zimmer zu schlüpfen, Laßberg stand zufällig im oberen Flur und erhob ein solches Geschrei, (wie er mich sah): „Um Gottes willen! wo kommen Sie her! was haben Sie gemacht! was denken Sie auch!" Daß ich gleich auf eine sehr unerwünschte Weise en famille geriet. Mama war anfangs wirklich böse, glaubte mir aber doch sogleich, daß ich bei ganz leidlichem, spazierfähigem Wetter ausgegangen sei. — Laßberg konnte ich mich nicht begreiflich machen, er war tauber wie gewöhnlich, und ich habe ihn mitten in seinen Exklamationen über meine Unvernunft müssen stehn lassen, denn mich fror erbärmlich. Jenny sagte nichts, aber sie bestellte sogleich einen heißen Krug und Tee, nahm mich dann beim Arm und brachte mich in meinem Zimmer zu Bette. Meinen dicken Rock habe ich acht Tage lang nicht anziehn können, so lange hat er auf dem Boden trocknen müssen. — Da mir das Abenteuer nicht geschadet

hat, ist's mir doch lieb, den See einmal in seiner tollsten Laune gesehn zu haben, um so mehr, da es nur für einmal im Leben ist, denn ein anderes Mal werde ich mich hüten! Ich mag die Lachsforellen und Gangfische viel lieber essen, als von ihnen gegessen werden, und es würde mir sogar nur wenig Trost bringen, wenn statt ihrer meine Lieblinge die Möwen mich aufpickten. Am nächsten Tage hörten wir von vielem Unglücke am See, — einem untergegangenen Schiffe und einigen einzeln Verunglückten — und mit dieser Trübsal muß ich für heute schließen, denn es schlägt eben acht, gute Nacht, lieb Herz, bis morgen, ich wollte, Sie träumten von mir. Den 19ten. Guten Morgen, altes Lies, es ist Sonntag, und ganz heimlich unser beider Namenstag dazu, ich glaube nicht, daß im Schlosse jemand daran denkt, aber ich habe schon im Bette daran gedacht, d. h. an Sie, mein Lies, und Ihnen, bien ou mal, ein Stück Novembermorgen-Poesie zum Frühstück gebraten — da haben Sie die Schüssel, wie sie ist! — noch mit unabgewischtem Rande — aber gut gemeint, und jedes Wort wahr darin. Ach, ich habe mich wieder so arg nach Ihnen gesehnt, daß es ganz unausstehlich war, und ich mir fast einbildete, ich sei krank, und könne nicht in die Kirche gehn, förmlich bei den Ohren habe ich mich dazu nehmen müssen, und merke doch nun, daß mir eigentlich nichts fehlt als Sie. — Den 20ten. So weit war ich gestern, als vor meiner Tür ein wunderliches Getöse ausbrach, — ein heilloses Katzenkonzert von falschen Stimmen, verdorbenen Maultrommeln, und ich glaube, auch ein paar Topfdeckeln — Vivat Elisabeth! — Wir haben tüchtig gelacht, und ich bin sehr hübsch beschenkt worden, — Mineralien — griechische Silbermünzen — ein Dampfboot als Schreibzeug — zwei Mundtassen — ein geschliffenes Glas — aber mit dem Schreiben war's vorbei, ich mußte meine besten Lümpchen anlegen, und mich droben fast krank essen in Kuchen, und duselig trinken in Gesundheiten — wenn sie den Leuten so gut bekommen, wie sie mir schlecht geschmeckt haben, so wird's heuer einige Methusaleme geben. Ich wollte eben auch die Ihrige ausbringen, als Laßberg rief: „Silentium! — unsere liebe Freundin, die sehr werte

Frau Elisabeth Rüdiger, geborene von Hohenhausen, Vivat hoch!" — Sie glauben nicht, welch enormen Kloß von Steine Sie hier im Brette haben. Solange man Sie auf der Reise vermuten mußte, ist den ganzen Tag nach dem Wetter geguckt worden, und Ihre Epistel hatte ich noch nicht halb durchgelesen, als die Kinder schon an der Tür klinkten „Vater, Mutter und Großmutter ließen mich bitten, ich möchte doch kommen, mit dem Briefe von der Urgroßtante." Unter dem Vorlesen sagte Laßberg bei jeder interessanten Bekanntschaft oder guten Aufnahme „Recht so! recht so! so muß es sein!" und Jenny lächelte so vergnügt, als wäre es ihr selbst geschehn. Aber Sie, Lumpus! haben meine Mama gar nicht grüßen lassen, — ich glaube nicht, daß es in dem Durcheinander von Vorlesungen bemerkt worden ist, denn jeder gab sein Anteil zum besten, aber das nächste Mal denken Sie doch daran. — Soeben sehe ich Ihren Brief durch: Den Fürsten Salm kenne ich wohl, er ist der Stiefenkel der Fürstin Galitzin, wohnte vor fünfundzwanzig Jahren in Münster, und hieß damals Prinz Lachs. Von seinen Studien hat er nicht sonderlich profitiert, Laßberg weiß nicht recht was mit ihm reden, und läßt deshalb das nachbarliche Verhältnis ein wenig eindußeln. Jenny mag ihn aber wohl, als eine freundliche dienstbereite Seele, — seine Frau, eine geborene Hohenlohe, ist sehr nett; — — —
. . . Jetzt muß ich Ihnen auch sagen, daß ich seit acht Tagen eine grandiose Grundbesitzerin bin, ich habe das blanke Fürstenhäuschen, was neben dem Wege zum Figel liegt — doch dort waren Sie nicht, aber man sieht es gleich am Tore liegen, wenn man zum Figel geht — nun, das habe ich in einer Steigerung nebst dem dazu gehörenden Weinberge erstanden — und wofür? — für 400 Rtlr. — dafür habe ich ein kleines, aber massiv aus gehauenen Steinen und geschmackvoll aufgeführtes Haus, was vier Zimmer, eine Küche, großen Keller und Bodenraum enthält, — und 5000 Weinstöcke, die in guten Jahren schon über zwanzig Ohm Wein gebracht haben, — es ist unerhört! aber keiner wollte bieten, dieses unglückliche Jahr bringt nur Verkäufer hervor. — Gottlob ist's kein armer Schelm, dem ich es abgekauft, sondern der

reiche Großherzog von Baden, dem dies vereinzelte Stückchen Domäne lästig war. — Früher gehörte es den Bischöfen von Konstanz, und der letztverstorbene ließ dies artige Gartenhaus bauen, wo er manchen Tag soll gespeist haben, — die Aussicht ist fast zu schön, d. h. mir zu belebt, was die Nah- und zu schrankenlos, was die Fernsicht betrifft. — Es ist der höchste Punkt dieser Umgebungen — gleich am Fuße des Hügels zwei sich kreuzende Chausseen, — tiefer Stadt und Schloß Meersburg, die hier ganz niedrig zu liegen scheinen; als nächste Punkte darin (etwa tausend Schritt entfernt) und sich wunderschön präsentierend, rechts das alte Schloß, links das Seminar, von dem Nachmittags der schöne Chorgesang so deutlich aufsteigt, daß keine Note verloren geht, — tief unten der See mit seiner ganzen Rundsicht, die Insel Meinau, Konstanz, Münsterlingen, das Thurgau, St. Gallen, auf der einen Seite nur durch die Alpen beschränkt (von denen ich hier noch die ganze Tiroler Kette als Zugabe habe), von der andern durch die höchsten Kegel des Hegaus, — es ist eigentlich wunderbar schön, und die Meersburger halten dieses Fürstenhäuschen (auch der Hindelberg genannt) für eine unschätzbare Perle, — mir ist's aber fast zu viel und zauberhaft, und wie ich so droben die ganze Gegend kontrollieren kann, jeden Bürger, der auf die Gasse oder auch nur ans Fenster, jeden Bauern, der in seinen Hofraum tritt, so komme ich mir vor wie der Student von Salamanka, dem der hinkende Teufel die Hausdächer abgehoben hat, und mir ist beinahe sündlich zumute. — Vom Häuschen bis zur Chaussee hinunter führt eine Weintreppe mitten durch die Reben, die ich zum Laubengange machen und auf der Hälfte, mittelst zweier Ausbiegungen, mit ein paar niedlichen versteckten Ruhbänken versehen will, unten ist die Treppe schon durch ein hübsches Gatterpförtchen verschlossen, ich habe nichts zu tun, als die nächsten Rebenreihen aufranken zu lassen, und die kleine Rotunde in der Mitte zu besorgen, wozu ich nur drei oder vier Weinstöcke wegzunehmen, und die dahinterstehenden zu benutzen habe, in zwei Jahren kann alles dicht und schattig sein. — Was sagen Sie dazu? — Die Reben hat der alte

Bischof mir aufs beste gewählt, Burgunder, Traminer, Gutedel usw. und die eine (Sonnen-)Seite des Abhanges bringt solchen Wein, als Laßberg Ihnen vorgesetzt, die andern geringeren, — so kann ich also in guten Jahren auf zehn Ohm vortrefflichen, und ebensoviel mittelmäßigen Wein rechnen, — grad hinter dem Hause, wo der Schatten desselben den Reben sehr schadet, will ich diese ausroden, den Boden gleichmachen und eine kleine Blumenterrasse, nicht groß genug zum Spazierengehen, aber angenehm fürs Auge, mit lange und reichlich blühenden Blumen, Georginen, Rosen, Levkojen usw. bepflanzen lassen. O, Sie sollen sehen, ich mache ein kleines Paradies aus dem Nestchen! — schade, daß ich meine meiste Lebenszeit zweihundert Stunden davon zubringen werde! — oder vielmehr, gottlob, daß der heimische Boden und ich uns immer einander treu und sicher bleiben, und mir doch, falls mir von Zeit zu Zeit die hiesige Luft wieder nötig würde, bei allen denkbaren Wechselfällen ein niedliches Chez moi nicht fehlt. — Nun will ich Ihnen auch das Innere des Hauses beschreiben. — Man geht mit einer hübsch geschweiften, etwa acht Stufen hohen Steintreppe in den unteren Stock, der nur das Paradezimmer und die Küche enthält, ersteres ein Gemach von angenehmer Größe, mit einem Erker, in den das Kanapee mit Tisch und einigen Stühlen hinlänglich Raum haben, und das übrige Zimmer unbeengt lassen. Man sitzt dort wie in einem Glaskasten, ein Fenster im Rücken und zwei zu den Seiten, aber Besuchenden wird es himmlisch scheinen, der Aussicht wegen. In dies Zimmer tritt man unmittelbar von der Treppe, — die Küche daneben (wo ich einen zweiten Eingang werde brechen lassen) ist klein, doch nicht bis zur Unbequemlichkeit, und es läßt sich mit wenigen Gulden einrichten, daß das Herdfeuer zugleich den hübschen Kachelofen des Zimmers heizt, was im Winter sehr angenehm, und im Sommer durch Öffnung der Fenster nach der jedesmaligen Schattenseite, und Ladenschließung der übrigen leicht zu paralysieren ist, da mein Kochherd doch nicht allzu lange und stark brennen würde, und bei winterlichen Besuchen notwendig nachgeheizt werden müßte, — doch würde das Zimmer

immer trocken und eine gelinde Temperatur darin erhalten werden, die die Besuche gleich hineinzuführen erlaubte. — Aus der Küche führt eine Wendelstiege und Falltür in den oberen Stock, meine eigentliche Dachshöhle (oder Schwalbennest) — alles mit Zierlichkeit gemacht, die Stiege hübsch gewunden, die Falltür wie Getäfel geschnitzelt, und sich in die Wand fugend, so daß sie bei Tage nicht bemerkt, sondern für eine Verzierung gehalten wird; nachts, wenn sie geschlossen ist, paßt sie (mit der andern Seite) sehr genau in den Fußboden und macht das kleine obere Entree zu einem artigen Zimmerchen, wo im Hintergrunde, hinter anständigem weißen Vorhange, das Kammerjungfernbett verborgen sein, und diese auch in Sommertagen ihre Nähterei am Fenster beschicken kann, — hieran stößt dann mein eigentliches Quartier, ein heizbares Wohnzimmer, etwa um ein Drittel größer wie Ihr Kabinettchen, und ein Schlafzimmerchen, gerade groß genug für das Nötige, Bett, Waschtisch, Schrank, und noch einigen Raum zu freier Bewegung. — Sagen Sie selbst, Elise, was bedarf ich mehr? — Auch fällt mir eben ein, daß ich statt des Eisenofens im Wohnzimmer ja einen Kachelofen kann mauern lassen, der das Kammerjungfernzimmer mitheizt, so daß ich diese zu keiner Zeit um mich zu haben brauche, — der Keller geht unters ganze Haus her, und ist sehr gut, so wie der Bodenraum unterm Dache überflüssig geräumig, und es ließe sich dort leicht ein Verschlag herrichten, wo ich, der Sicherheit wegen, meinen Winzer könnte schlafen lassen, einen Mann, der sonst in der Stadt wohnt, und außer der Besorgung der Reben für ein Gewisses nicht in meinem Dienste steht, aber dann gern für eine Kleinigkeit zu Bestellungen und sonstiger Aushilfe bereit sein würde. Einen Brunnen habe ich nicht, aber ein Bleichplätzchen, und nicht hundert Schritte vom Hause eine Quelle, die Winter und Sommer fließt. — Kurz, ich sage Ihnen, es ist allerliebst; Laßberg sagt: „Je mehr man es untersucht, je besser wird es.“ Dach, Gemäuer, Fußböden, Türen, alles im besten Stande, von den Fensterläden nur zwei etwas schadhaft, aber in den Fenstern selbst vieles zu reparieren, und dieses die einzige etwas be-

deutende Ausgabe. Lieb Lies, ich habe Sie gewiß ermüdet mit meiner Freude, wo Sie sich doch nicht recht hineindenken können. — Zu etwas anderem. — Mein baumlanger Neffe Karl (Jennys Stiefsohn) ist seit sechs Wochen hier, sein Regiment steht in Prag, und nächsten Montag muß er uns wieder verlassen, er ist Hauptmann, noch um ein Jahr älter als ich, und der wahre Typus eines österreichischen Offiziers, nennt Mama ganz fromm Großmutter und mich Tante, — die gutmütigste Seele von der Welt, schenkt für sein Leben gern, besonders den Stiefschwesterchen, in die er ganz wie verliebt ist, — übrigens kann man ihn nicht gerade einen Überflieger nennen, und seine Kenntnisse und Liebhabereien sind nur rein militärisch, kurz, in der Art habe ich gar keine Ressource an ihm, sehe ihn auch nicht anders wie bei Tische, — dennoch sehen wir ihn alle gleich ungern abreisen, da er der beste Stiefverwandte ist, den der Himmel uns hätte geben können, und weit entfernt, diese späte und unerwartete Verminderung seines Vermögens zu bedauern, den letzten Rock ausziehen würde, um Jenny und den Kindern zu helfen, wenn's not tät. Wir haben am vierten November seinen Namenstag gefeiert, nach unsern besten Kräften, Laßberg und Jenny mit sehr schönen Geschenken, wir andern mit kleinen, aber gut gemeinten, — auch die Kinder brachten ein Trinkglas und eine Mundtasse, trugen Kränzchen und sagten ein paar Verse her, das freute ihn am allermeisten, er war feuerrot, dem Weinen nahe, und sagte: „Gott segne die klein Mädele, daß sie den alte Bruder so lieb habent . . .“

Meersburg, 14. 12. 1843. An Schücking:

Gott erhalte Sie so glücklich, wie Sie es jetzt sind, und ich habe gottlob allen Grund, dies zu hoffen. Sie können vermuten, daß ich mir alle Mühe gegeben, über Ihre Lage klar zu werden, und der Erfolg hat meinen wärmsten Wünschen entsprochen; ich bin über Louises Fähigkeiten, mein liebstes Kind glücklich zu machen, durch unparteiische Zeugnisse völlig beruhigt, und dazu gehört nicht wenig für das Herz einer Mutter. Sagen Sie der lieben Frau, daß ich ihr für

jede frohe Stunde, die sie Ihnen macht, tief dankbar bin und unserer persönlichen Bekanntschaft mit freudiger Spannung entgegensehe. Sie können mir nichts Lieberes erzählen, als von ihr und überhaupt Ihrem häuslichen Leben, was, wie Sie wissen, mir unendlich höher steht, als alle äußeren Verhältnisse, so ruhmvoll und glänzend sie sich je gestalten möchten. Für Eheleute gibt's nur einen Himmel und eine Hölle im eigenen Hause, alles andere ist fortan nur Zugabe — selbst die bestgemeinte Liebe anderer —; das ist die Ehe in ihrer vollen Heiligkeit, und wer nur um ein Haar davon ändern möchte, kennt sie nicht oder hat nicht nachgedacht.

... Ich bin recht gern hier, obwohl außer Laßberg und Jenny, der alten Burg und dem See eben alles anders ist, wie vor'm Jahre, als läge ein Dezennium dazwischen: lauter neue Domestiken, außer Augusten und dem alten Fasser, der noch immer seinen Kopf aus dem Guckloche unter der blutigen Hand hervorstreckt; — die Kinder sehr langbeinig und verändert, Hildel auch moralisch sehr zu ihrem Vorteile, äußerlich beide durch Zähne und eine hübsche Haartracht; — das Kesselsche Institut fort, nach Karlsruhe verlegt, am neuen Schlosse alle Läden zu, nichts als Gefangene und Ratten darin; — der unermüdliche maître de plaisir, Stiele, in Konstanz verheiratet, nur einmal, mit dem Dampfboote, als sehr dicker, ernster Hausvater sichtbar geworden; — Doktor Luschka und der Physikus beide fort; — das Liebhabertheater aufgelöst; — Mama hier, und im untern Stock drei Zimmer für sie eingerichtet, die mir wie ein ganz neues Stück Welt vorkommen; — Figel fast bankerutt, will sein Häuschen verkaufen; niemand besucht ihn mehr, wir sind nur einmal aus alten Erinnerungen hingegangen, fanden niemand dort und konnten kaum etwas erhalten; sein Zöpfchen steht vor Melancholie ganz schief, während seine gezwungenen Späße in der traurigen Lage einen unheimlichen Eindruck machen und ich nicht wieder habe hingehen mögen; — meine alte Trödlerin bankerutt gemacht; — ich in das neue Turmzimmer logiert, das damals für Sie ausgebaut wurde, und das jetzt, möbliert, gar nicht mehr an die leeren Wände erinnert, die

wir anguckten; — mein früheres Zimmer, sowie das Ihrige jetzt als Fremdenzimmer immer verschlossen, also für mich so gut wie gar nicht mehr da; — ebenso die Gewölbe, in denen wir herumkletterten, und Ihr Turmzimmer, in dem Sie den Lafleur und das Stiftsfräulein schrieben; in beide letztere habe ich bei einer allgemeinen Hausschau mal einen Blick getan, und es war mir wie „eine Geschichte vergangener Zeiten". Das sind doch viele Veränderungen für ein kurzes Jahr! denn gerade ein Jahr nach meiner Abreise bin ich wieder hier eingezogen. Freilich ist auch manches geblieben; vor allem heimelte mich das Speisezimmer an, alles, als wär's gestern: das kleine Kanapee am Ofen, unter dem die Lachtauben gurren, — das Klavier, ganz mit denselben Notenblättern, die ein Jahr Rast gehalten, — Laßbergs Noli me tangere-Winkel, — die alte Uhr auf dem Schreibtische, die immer zwölf schlägt. Dort ist die Zeit ebenso unbegreiflich still gestanden, wie sie anderwärts unbegreiflich gerannt ist. Herr Hufschmid, um keinen Tag älter geworden, kommt noch jeden Abend im selben braunen Rocke, spielt langen Puff, und bittet uns, nicht zu früh aufzustehen. Und jeden Nachmittag geh' ich meine alten Wege am Seeufer, zwar mutterseelenallein, aber doch vergnügt, weil mich nichts stört, nicht mal ein neuer Rebpfahl. Ungestörtheit habe ich überhaupt hier, soviel mein Herz verlangt; ich bin in meinem Turm wie begraben und komme nur hervor, wenn ich nach dem Läuten des Dampfboots alte Freunde habe die Steige herauftraben gesehen, was aber selten vorkommt. Herr v. Baumbach ist ganz fort, nach Karlsruhe gezogen; Gaugrebens waren einmal hier, Stanz ein paarmal und erkundigte sich sehr eifrig nach Ihnen — er hat Jenny eine sehr schöne Scheibe geschenkt, gotische Bogenhallen, darunter eine Frau mit zwei Kindern in blauen und roten Kleidchen —; sonst waren Besuche genug hier, meistens fremde Gesichter und Namen und mir nur sichtbar, wenn sie über Tisch blieben.

Was ich in meiner Einsamkeit treibe? Ich lese, beendige die Abschrift meiner Gedichte und sehe mir in der Dämmerung über den See das Abendrot an, was eigens mir zuliebe in

diesem Jahre unvergleichlich schön glüht; ich wollte, Sie könnten's mit ansehen; auch der See und die Alpen waren im September und Oktober fast täglich mit Tinten überhaucht, von denen ich früher keine Vorstellung gehabt: alle Zacken der Alpenreihe rot wie glühendes Eisen und scheinbar durchsichtig, andere Male der See vollkommen smaragdgrün, auf jeder Welle einen goldenen Saum. Es ist mir unbegreiflich, daß ich habe ein rundes Jahr hier sein können, ohne daß nur ein solcher Moment eintrat, und jetzt war es mindestens ein um den andern Tag, und ich habe mir fast die Augen schwach daran gesehen. Ach, es ist doch eine schöne, schöne Gegend! Sie kennen sie nur noch gar nicht in ihrem beau jour. Sie sehen, die Natur tut alles, mir an Poesie von außen zu ersetzen, was mir in den Mauern fehlt; denn in dieser Beziehung stehe ich hier allein, wie Sie am besten wissen. Zwar soll's hier jetzt ein Genie in der Stadt geben, Dichter, Musiker, der meine Bekanntschaft eifrig sucht und unter Herrn Jungs Auspizien schon zweimal an verschlossene Türen — — ich war spazieren — gepocht hat; aber ich habe kein Zutrauen zu dem Handel hierzulande, habe mich auch nach gar nichts erkundigt und das zufällig Gehörte vergessen, so daß ich ihn nicht weiter bezeichnen kann, weder nach Namen, Stand, Alter, noch ob er poetischer Dilettant oder bereits unter der Presse gelegen. Doch werde ich ihn wahrscheinlich im Laufe der Zeit sehen, da er Mitglied eines wöchentlichen — neu etablierten Liebhaberkonzerts ist, zu dem ich höflichst eingeladen bin und doch wohl einigemal hingehen werde; ich werde dann ja sehen, ob ich mir einige geistige Ressource von ihm versprechen kann.

Meersburg, 8. 1. 1844. An Schücking

Dieser Brief, mein guter Levin, ist der Vorläufer eines größeren, den ich absenden werde, sobald ich auf diesen Antwort erhalten. Zuerst tausend, tausend Dank, mein gutes Kind, für die Liebe, mit der Sie Ihres Mütterchens gedacht und ihr eine Freude bereitet haben, eine recht große Freude, und das würde es immer bleiben, selbst wenn die Mineralien

nicht so schön und die Autographen nicht so zahlreich und mir sonst so unmöglich zu erhalten gewesen wären. Vor allen freut mich Zedlitz, auch Laube und Duller sehr, und für die Stolterfoth haben Sie längst ein persönliches Interesse in mir angeregt, was mir ihre Handschrift sehr wert macht. Und wo hat mein Junge den guten Steingeschmack hergenommen? Das hat ihm ein anderer eingeblasen, er selbst ist viel zu dumm dazu. Die Versteinerungen sind köstlich, und alle die Spate ganz vollkommen in ihrer Art. Aber wie haben Sie sich von etwas trennen können, was so komplett wie brauner Zucker aussieht? Es muß Ihnen zumute gewesen sein, als sollten Sie das Porträt Ihrer Geliebten fortschenken. Unter uns: was war Ihre erste Bewegung, als Sie ihn, den Spat, in die Hand bekamen? So sollten Sie lithographiert und Ihren sämtlichen Werken beigegeben werden, als schlagender Beweis der Kindlichkeit eines Poetenherzens. Während Ihr, liebes Volk, so freundlich an mich dachtet, habe ich indessen auch an Euch gedacht, d. h. für diesmal zumeist an Ihr Frauchen, der ich so gern ein Zeichen meiner herzlichen Zuneigung geben möchte. Wär' ich nur in Rüschhaus, dann wär' mir hunderterlei zur Hand, — Levins Mütterchen hat wohl schöne Sachen! — aber hier bin ich arm wie eine Kirchenmaus. Da habe ich denn meine Feder der ersten besten Gans in den Flügel gesteckt, meine blauen Strümpfe ausgezogen und ganz ordinärweg ein Paar Pantoffeln gestickt, die auch fertig sind, und die ich schicken will — kleines Pferdchen, jetzt stell' Deine langen Ohren auf! — die ich schicken will mit der gleichfalls fertigen Abschrift meiner sämtlichen Gedichte, sobald ich sicher bin, daß selbiges Hotto weder ausschlägt noch durchgeht. Ausschlagen heißt hier greulich räsonieren, wogegen ich allerdings ziemlich verhärtet bin; aber Durchgehen ist schlimmer, dann wird in der Regel der Reiter abgeworfen, und gerade die kleinen Pferdchen sind dann die schlimmsten mit Abgrasen, Vertrampeln usw. Ernstlich, Levin, ich erkenne Ihre Güte herzlich an, und sie ist mir gottlob nichts Neues, bin auch jetzt selbst der Ansicht, daß es für alle Parteien am besten sein möchte, wenn meine Unterhandlungen

mit Cotta durch Sie gehen. Laßberg ist hierin mit mir einverstanden; er hat sich anfangs sehr freudig angeboten, und nun kommt's ihm wie ein Riesenwerk vor, — Sie kennen seine Umständlichkeit, — er liest schon seit acht Tagen an dem Manuskripte, und mir kommt's vor, als blieb' sein Zeichen, eine fladdrige Karlsruher Zeitung, die fast mit dem Hefte fortfliegt, immer auf derselben Stelle; und doch sagt er: „Ich beeile mich bestens, aber nachher wollen wir das Ganze etwas umständlicher durchgehen." Sie sehen, es wird mir gehen, wie den Heiligen, die erst nach dem Tode zu Ansehen kommen; zudem wird ihm der Gedanke, Cotta Geldforderungen zu machen, jede Stunde beklemmender, — kurz, er paßt miserabel zu seinem Amte und wird's so gern niederlegen wie Sancho Pansa seine Statthalterschaft. Daß mir dann auch besser geholfen ist, versteht sich von selbst, und Ihnen, mein guter Levin, wollen wir suchen, die Sache möglichst vorteilhaft zu stellen, und ich möchte um Ihretwillen herzlich wünschen, daß Cotta recht große Lust zu dem Handel hätte, d. h. nicht nur zu diesem, sondern auch zu den westfälischen Gemälden, woran ich nun gleich fortarbeiten werde, und was mir sonst noch prädestiniert ist. Sie könnten dann immer für denjenigen gelten, durch den ich allein mobil zu machen wäre, und ich würde jederzeit — und will auch jetzt — auf Bedingungen eingehen, wie ich sie mir von keinem andern würde gefallen lassen; d. h. solange Ihr Schicksal von Cotta abhängt, sonst, gestehe ich Ihnen, bin ich um einen Verleger gar nicht verlegen, und wär' mir unter gegenwärtigen tristen Umständen der Meistbietende der liebste. Machen Sie ihm, Cotta, also gemäßigte Forderungen, und geht er nicht darauf ein, so sagen Sie ihm, aber erst hintennach, daß ich nicht derart wäre, dergleichen unvernünftigerweise übelzunehmen — einen plausiblen Vorwand wird er ja schon stellen — und deshalb seinem Morgenblatt nach wie vor Beiträge schicken würde; kurz, erhalten Sie ihn möglichst bei guter Laune und sich in dem Ansehen einer höchst einflußreichen Person. Laßberg will jetzt, daß ich einen „Liedersaal" — heißt's nicht so? — verhochdeutschen soll, und zwar unter seinen Augen,

wo er dann für die Richtigkeit und ich für die Harmonie zu stehen hätte; dies könnte dann Cotta auch bekommen, d. h. wenn ihn danach gelüstet, sonst nimmt's ein anderer, oder ich lasse die ganze Arbeit, die mir doch nicht sonderlich ansteht, auf der langen Bank liegen. Sie sehen, Levin, ich möchte gern alles für Sie tun, was ich kann; nun geben Sie mir dagegen aber auch ein Versprechen, und zwar ein ernstes, unverbrüchliches, Ihr Ehrenwort, wie Sie es einem Manne geben und halten würden, daß Sie an meinen Gedichten auch nicht eine Silbe willkürlich ändern wollen. Ich bin in diesem Punkte unendlich empfindlicher, als Sie es noch wissen, und würde gerade jetzt, nachdem ich Sie so dringend gewarnt, höchstens mich äußerlich zu fassen suchen, aber es Ihnen nie vergeben und einer inneren Erkältung nicht vorbeugen können . . .

Und nun, mein liebstes Kind, adieu; dieser Brief kommt je eher, je besser zur Post. Tausend Liebes an Ihre bessere Hälfte, der ich in der nächsten Woche, id est: sobald ich Ihre Antwort habe, mit der ganzen Sendung so herzlich schreiben werde, wie es mir zumute ist, und sie es durch ihre Freundlichkeit um mich tausendmal verdient hat. Adieu.

Meersburg, 17. 1. 1844. An Frau Louise Schücking:

Zürnen Sie mir nicht, meine liebe junge Freundin, wenn ich Ihre mir so herzlich lieben Briefe dieses Mal nur sehr kurz beantworte. Diese Zeilen sollen keinen Brief weder bedeuten noch dafür gelten. Sie sind nur ein flüchtiges Zeichen, daß ich Sie liebe und Ihrer gedenke, — ein Gruß, ohne den ich das Paket, mit dem es, wie Levin behauptet, große Eile hat, dennoch nicht mag abgehen lassen, und vor allem eine Warnung, die Pantoffeln doch ja nicht zu schonen. Ich bin eine Person, die gern zu guten Zwecken beiträgt, und werde mit Vergnügen fortwährend den nötigen Bedarf liefern. Deshalb brauchen Sie sie, liebe Louise, brauchen Sie sie mutig und wachsam! Es werden schon neue heranwachsen. Striegeln und streicheln Sie das kleine Pferd wenigstens bis zum Zebra. Er ist zwar — um Ihnen zu zeigen, daß ich auch in

andern Zweigen der Naturwissenschaft kein Hund bin — im Grunde edles Metall, aber Sie wissen auch, wie das traktiert und mit Spitzhacke und Schüreisen noch anders gestriegelt werden muß. Ich freue mich schon darauf, Ostern in selbige Stufe hineinzusehen wie in einen goldenen Becher. Freuen Sie sich nicht auf Ostern, Louise? Freuen Sie sich nicht auf mich? Ich freue mich ungeheuer auf Sie, und da müssen Sie schon aus Billigkeit ein übriges tun. Dann kennen Sie nachher alles, was mir lieb ist: die Meinigen, mein Zimmer, meine Beschäftigungen, sogar meinen dicken, schwarzen Überrock, und vor allem meine Gedanken und kleinen Freuden, und es gibt fortan so manche Erinnerung, so unzählige Berührungspunkte zwischen uns, daß ich fürchte, der arme kleine Junge wird nachher an Briefen zu kurz kommen. Halten Sie bis dahin die Liebe warm, die Levin in Ihnen zu mir angeregt hat, ich halte es treulich so mit der meinigen zu Ihnen.

Adieu, meine teure Louise, dies ist, wie gesagt, kein Brief, nur ein Gruß, ein ehrliches Handreichen in die Ferne, — der Brief soll in einer ruhigen Stunde nachfolgen. Gott segne Sie, mein gutes neues Kind, ebenso warm und reichlich wie den, der Ihnen der allernächste und uns beiden so wert ist. Nicht wahr, er ist ein guter Junge? Adieu.

Meersburg, 29. 2. 1844. An Frau Louise Schücking:

Zum ersten Male, meine liebe junge Freundin, setze ich mich mal recht fest hin, um Ihnen in Ruhe zu schreiben; dieser Brief gilt natürlich für Levin mit, aber Sie sind es doch, an die ich meine Gedanken eigentlich richte, und Ihre Augen, groß, klar und freundlich, wie ich sie mir denke, sehen mich an, während ich zu Ihnen rede. Es ist etwas Seltsames um einen vertrauten Briefwechsel, ohne sich persönlich zu kennen, etwas höchst Reizendes und doch wieder Beklemmendes, da selbst die glücklichste Phantasie uns gerade über die feinsten und reizbarsten Seiten des andern nichts sagen kann. Sie haben's darin besser wie ich: Levin kennt mich sehr genau, weiß immer voraus, was ich denken werde, und errät vielleicht aus einem halben Worte mehr, als ich mir selbst klar

bewußt war; ich hingegen bin ganz mir selbst überlassen und einer Phantasie, die mich vielleicht irreführt. Nur eines steht fest, liebe Louise, daß ich den wärmsten Wunsch und Willen habe, ein möglichst nahes, liebes Verhältnis unter uns zu begründen; Sie haben dies ja auch, — was wollen wir mehr für den Anfang? Daß Ihr beiden Leutchen reich werden wollt, ist prächtig, und mehr als die Hälfte des Weges dazu; kennen Sie das spanische Sprichwort, daß jeder Papst werden werden kann, der einen festen Willen dazu hat?

... Wachen Sie etwas über unsern guten Jungen, liebes Frauchen, wenn er seine generösen Anfälle bekommt, sonst opfert er den Rock vom Leibe und geht selbst in Hemdärmeln. Ein Philister ist er freilich wohl, wer zweifelt daran! — aber eben deshalb ein um so besserer Ehemann, und je weniger sich seine westfälische Natur lange in den Wolken halten kann, ohne seekrank zu werden, um so fester wurzelt sie in allem, was ihr einmal heimisch und eigen geworden ist. Bei ihm liegen sich der Poet und der Philister immer in den Haaren; der erste trägt, wie billig, den Sieg davon, läßt aber doch vom andern noch genug übrig, um das Leben zu würzen, ohne es zu versalzen oder verpfeffern. Er hat mich oft miserabel en bagatelle behandelt, und doch hat der Schlingel anderseits etwas Herzliches an sich, weshalb man schon anderthalb Augen zugedrückt. Wir wollen einander unser Leid klagen, da trägt sich's leichter, und hinter seinem Rücken ratschlagen, da raten oder schlagen wir vielleicht einige Besserung heraus. In unsere Briefe wird er seine indiskrete Nase stecken, das kann ich mir ganz klärlich vorbilden; aber wenn wir erst mal beisammen sind, dann gnade ihm Gott! Wären wir erst beisammen! Der Frühling scheint so langsam zu kommen, und ich fürchte, Sie treffen die Gegend noch im halben Negligé, was mich doch ärgern würde, denn sie kann süperbe Toilette machen, das kann ich Sie versichern! Doch spürt man auch den Winter hier weniger als anderwärts; das immer lebendige, rollende Gewässer und die immer gleich grau durchklüfteten Alpen ersetzen vieles. Mein Turm ist köstlich, d. h. meinem Geschmacke nach: einsam, graulich, —

heimliche Stiegen in den Mauern, — Fensterscheiben mit Sprüchen von Gefangenen eingeschnitten, — eine eiserne Tür, die zu Gewölben führt, wo es nachts klirrt und rasselt, — und nun drinnen mein lieber, warmer Ofen, — mein guter, großer Tisch mit allem darauf, was mein Herz verlangt, Bücher, Schreibereien, Mineralien, — und als Hospitant mein kleines Kanarienvögelchen, das mir aus der Hand frißt und die Federn verschleppt. O, es ist ein prächtiges Ding, der runde Turm; ich sitze darin wie ein Vogel im Ei, und mit viel weniger Lust, herauszukommen. Mein Wachtelhündchen habe ich abgeben müssen; Laßberg meinte, er würde endlich Flöhe bringen, obwohl es noch so rein und seiden war wie eine Boa von petit-gris. Es ist mir leid gewesen, aber mein Vögelchen ist auch gut und singt unendlich besser als Ali, so oft die Glocken läuteten. Sie sehen, ich tue dick mit meinen Schätzen, aber das muß man reichen Leuten schon übersehen.

Meersburg fängt übrigens seit kurzem an, sich herauszumachen; wir haben ein Theater, und — denken Sie! — ein sehr gutes. Das Lokal ist allerdings lächerlich elend, eine große Tanzstube im Wilden Manne, — Levin kennt ihn, dem Schiffe gegenüber, — wo die Schauspieler zwei Fuß über dem Boden agieren und doch mit den Federbüschen die Decke fegen; aber die zwölf Mann starke Truppe ist wirklich gut und im Lustspiel sogar vorzüglich. Der Direktor, Herr Wurschbauer, ein Schauspieler von Ruf, früher verhätscheltes Mitglied eines bedeutenden Theaters — ich meine in Dresden —, dem's aber wie der Geiß „zu wohl im Stalle" geworden ist, und der jetzt mit seiner Familie und einigen andern gleich freiheitsdürstigen Freunden zur Abwechslung mal eine Art Vagabundenleben versucht. Ich denke, es wird nicht lange währen, so haben sie es satt; die besseren kriechen wieder bei ordentlichen Theatern unter, und die andern kommen auch schon fort; denn entschieden schlecht spielt keiner. Gestern gaben sie den „Heurathsantrag auf Helgoland", ganz vortrefflich. Ihre Garderobe ist noch gut, die Dekorationen nicht störend, und sie beschränken sich auf kleine Stücke. So habe ich seltsamerweise Gelegenheit, wöchentlich dreimal für vier-

undzwanzig Kreuzer einen Komiker zu sehen, bei dessen Auftreten noch vor drei Jahren in Dresden die Preise erhöht wurden. Dergleichen romantische Wunderlichkeiten können nur in Meersburg passieren; sie gehören zum wunderlichen alten Schlosse mit dem wunderlichen alten Gerümpel darin, zu Laßberg, den Alpen und dem Herrn Figel, der NB. auch wieder aufblüht, d. h. seine Schulden bezahlt, und wieder con amore mit seinem Zöpfchen wedelt.

Ich habe zwei neue Bekanntschaften gemacht, die mir zusagen; nur liegt leider ein Stückchen Weges zwischen uns, was mich doch für die meiste Zeit auf meine gewohnte Einsamkeit beschränkt. Die eine, Fürstin Salm, anderthalb Stunden von hier, kommt jeden Sonntag, ist eine sehr gute und durchaus fein gebildete Frau von etwa sechsunddreißig Jahren — eine geborene Hohenlohe —, malt sehr hübsch, liest viel, ist passioniert für Musik und möchte mich, da sie furchtsam im Fahren ist, viel lieber auf einige Zeit herüberverlocken, als jeden Sonntag unter Stöhnen und Zittern den Berg hinanfahren; ich habe aber keine Zeit und weiß wohl, was es mit den schönen Redensarten von „ganz ungeniert, ganz für sich, soviel man will, sein" auf sich hat, — man kommt doch zu nichts; sonst habe ich sie sehr gern und freue mich schon am Samstag auf ihren Besuch. Noch lieber ist mir die andere, Miß Philippa Pearsall, Tochter eines englischen Baronets, der sich im Kanton St. Gallen angekauft hat, ein höchst geniales, liebenswürdiges Mädchen von zwanzig Jahren, in der eine tüchtige Malerin und Gesangkomponistin steckt ...

Meersburg, 17. 4. 1844. An Schücking:

Ich bin krank gewesen, Levin, schon vor der Karwoche piano angefangen, und die Karwoche hat mich ganz kaput gemacht, seit Ostermontag im Bette, mit zugeschwollenem Halse und Fieber, vorgestern zum erstenmal aufgestanden, gestern die Gedichte abgeschrieben, und heute noch geschwind ein Appendix und dann zur Post! Wozu viel schreiben, da es mich noch sehr angreift, und gottlob, gottlob wir uns in vierzehn

Tagen alles mündlich tausendmal besser sagen können? Ein Quartier habe ich, klein, aber reinlich und billig, und immer See und Alpen vor Augen. Die Sache war schwieriger, als ich gedacht: niemand wollte anders wie halbjährlich vermieten; zudem überall Zimmer genug, im Schussenriether Hof usw., aber leere Wände, blank und bar, und auch anderwärts fast nirgends Möbel, und gar nirgends Betten und Weißzeug, außer in der Traube, was, wie Sie wissen, früher ein Wirtshaus war. So hatte ich eigentlich gar keine Wahl und habe nun dort das Quartier für Sie genommen, was früher nacheinander Stiele, Hannea und die Rätin Waldmann bewohnten: zwei Zimmer, gar nicht zu klein, wenn sie nicht an der hier unvermeidlichen Niedrigkeit litten, das kleinere mit zwei sehr guten neuen Betten, in beiden kein Sofa, aber das Nötige an Tischen, Stühlen, Kommode, Kleiderschrank usw., und Weißzeug dazu, das Ganze wöchentlich für zwei und einen halben Gulden — das scheint mir doch nicht teuer! und das ganz gleiche Quartier unter Ihnen hat eine sehr elegante Frau von Friedrichs aus Konstanz, die Seebäder brauchen will, gemietet, und ist froh, es zu haben. Man hat mir hier für um nichts bessere, unmöblierte und lange nicht so reinlich gehaltene mitunter mehr abgefordert, was ich freilich auch unverschämt gefunden habe. Frühstück können Sie im Hause bekommen, so oft Sie wollen, Mittagessen aber nicht, haben aber ganz nahe zum Löwen. Die Tochter vom Hause — der Traube — wird sich gewiß besonderer Aufmerksamkeit befleißigen, da sie hier im Schlosse das Kochen gelernt hat; kurz, ich habe es so gut gemacht, wie ich konnte, und meine, es gehe auch schon recht gut so.

Meersburg, 20. 6. 1844. An Schückings:

Hier wäre alles schön in der Ordnung, wenn nicht das ganze Haus hustete, ich obenan, und habe wieder Zimmerarrest. Jenny hat Ihren Brief erhalten, Laßberg dito, und grüßen herzlichst. Jenny war ganz angegriffen nach Eurer Abreise; sie hält große Stücke auf Levin und ist auch schon in dem Alter, wo man weiß, wie unsicher und jedenfalls, wie ganz

unähnlich dem früheren jedes spätere Zusammenleben ist. Der Laßberg hingegen ist ein leichtsinniger Patron, meint, das Leben sei in ihm eingerostet, und pflanzt Obstkerne, um nach dreißig Jahren satt Kirschen essen zu können. Er spricht wohl mal von Nichtwiedersehen, aber es ist ihm kein Ernst, oder wenigstens nur momentan, und dann geht's wieder mit allen Segeln in die Unendlichkeit, — er spricht von Eurem nächsten und nochmaligen und unendlich multiplizierten Wiederkommen, als wäre dies sicher wie das Neujahr und er der ewige Jude. Ich glaube, dieser sorglose Sinn läßt ihn auch so alt werden und rüstig bleiben. Gottlob!

Wir werden jetzt, da wir allein reisen, vor der Mitte nächsten Monats nicht fortgehen. Gott gebe, daß wir jetzt nur nicht durchs Paderbörnische müssen, zu einer Rundtour bei allen Verwandten! Das würde bis zum Herbst hinhalten und es ist ein fatales Hängen zwischen Himmel und Erde — überall in den allerengsten Beschlag genommen und doch nirgends heimisch und bequem, ein Reisesack die stehende Equipage und keine Minute für sich zum Arbeiten oder Ruhen —; dagegen wart Ihr doch noch Könige in Eurer Traube! Ad vocem „Traube": das Haus ist mir förmlich fatal, seit Ihr nicht mehr darin seid. In den ersten Tagen wäre ich gern hineingegangen, um Eure zurückgelassenen Papierschnitzel und Bindfäden zu sehen, ehe sie ausgefegt wurden; ich habe es aber versäumt, und jetzt wäre es mir schrecklich öde darinnen, und es ist mir nur lieb, daß die Läden zu sind, — also noch kein neuer Mietsmann! Lieber Levin, ich besuche jetzt unsere alten Plätze am See sehr selten oder vielmehr gar nicht. Die alten Erinnerungen sind notwendig durch neue verdrängt, und da prädominieren die Figelei und der öde Stein; solche Plätze sind eben nur, was man selbst hineinlegt. Ich wollte, ich wäre in diesem Augenblicke gesund und könnte auf dem öden Stein stehen, — am liebsten mit Euch. Es stürmt furchtbar, der See wirft haushohe Spritzwellen und ist von einem Farbenspiel, wie ich ihn nie gesehen, — im Vordergrund tief smaragdgrün, dann eine dunkelviolette Bahn und am Horizont wie junges Buchenlaub, und alle Farben von der größ-

ten Reinheit und Bestimmtheit. Das ist nur so bei starkem Sturme mit Sonnenschein dabei und war im vorigen Herbste öfters, aber seitdem nicht wieder; Ihr habt es recht übel getroffen, keinen solchen Tag hier erlebt zu haben; dann sieht man erst, was die Landschaft sein kann...

Meersburg, 2. 8. 1844. An den Onkel August v. Haxthausen:

Meine Haupt-„Liebschaft" hier (Umgang kann ich es leider nicht nennen, da ich sie fast nie sehe) ist ein allerliebstes altes Jüngferchen aus Konstanz, Fräulein Lottchen Ittner, Tochter eines Gelehrten, die Latein spricht wie Wasser, aber vor Blödigkeit fast ihr Schürzchen zerreißt, wenn man sie anredet, vom Vater Münzen, Kupferstiche usw. geerbt und damit ihr Zimmerchen wie ein Puppenschränkchen ausgeziert hat. — Man kann sie nicht ohne Rührung ansehen; sie hat ein Gesichtchen, worin die Güte förmlich festgetrocknet ist und bringt ihre Zeit damit hin, kranken oder sonst verlassenen armen Leuten vorzulesen — die Zeitungen, wenn's anders nicht sein kann, obwohl ihr diese in den Tod zuwider sind. Meine zweite „Liebe" ist der Provisor in der Apotheke, meinem Turm gegenüber, auch ein kleines grauköpfiges Wurzelmännchen, der aus bloßer Treue schon der vierten Generation derselben Familie dient, obwohl ihm zehnmal bessere Stellen angeboten sind, jetzt einen schlimmen Herrn hat, der die Armen drückt, und aus seinem dünnen Provisorbeutel den Leuten das Geld zusteckt, womit sie seinen Herrn bezahlen. — Ich habe ihm lange nachgestellt und ihn oft in meinen Turm zur Münzschau eingeladen, aber der ägyptische Joseph will nicht daran und ich mag mich begnügen, ihn aus der Ferne zu betrachten, wenn er seines Herrn krummbeinige eheleibliche Kretins an die Mauer spazieren trägt. — Du siehst, es gibt hier mitunter nette Leute; wenn die Schwaben gut sind, so sind sie gleich recht gut, sonst durchgängig etwas dickhäutig und dickköpfig aber doch durch die Bank fromme Schlucker und das Sprichwort „ehrlich wie ein Schwab" ist nicht umsonst da. Es wohnen hier noch viele ehemalige Diener und Beamte der letzten Fürstbischöfe von Konstanz, (die hier bekanntlich resi-

dierten) und ich habe mich bei diesen Leuten aus der guten alten Schule, die so ehrerbietig sind und doch so würdig ihre Stelle auszufüllen wissen, recht erholt von der geistreichen Taktlosigkeit unseres modernen Bürgerstandes; — dazu die himmlische Gegend, die gesunde Luft, das romantische alte Schloß und Musik von allen Ecken: Musik von Blasinstrumenten auf dem See und in den Felspartien, Musik von Männerstimmen täglich im Seminar und wunderschön!

Rüschhaus, 29. 9. 1844. An Schücking:

Lieber Levin, Sie sehen also jetzt der allerwichtigsten Veränderung Ihres häuslichen Lebens entgegen; ich freue mich herzlich darüber und weiß, daß es gerade für Sie ein unbeschreiblich festes Band an Frau und Haus sein wird. Jetzt geht erst das rechte Glück an und bringt freilich auch erst die rechten Sorgen mit, die aber noch niemand mit dem Glücke zugleich hätte los sein mögen. Es wäre ein Wunder, wenn die in Ihrer Familie ohnedies schon erbliche Poesie jetzt nicht doppelt aufschießen sollte. Sechs schriftstellernde Schückinge gibt es schon, Ihre Eltern, Sie und Louise, Alfred und Pauline; das wird werden wie bei den Grafen von Reuß, „Schücking XVII.—XVIII." Hüten Sie Louise jetzt nur wie Ihren Augapfel; Sie müssen bedenken, daß sie selbst noch unerfahren ist, nicht weiß, was ihr gut oder schädlich sein könnte, und ihr keine Mutter mit Rat zur Hand geht. Vor allem lassen Sie sie nichts Schweres heben und überhaupt nie über sich hinaufheben oder -langen; es soll schaden, wenn man es nicht für möglich hielt und gar keine Anstrengung fühlte.

Ich habe in Meersburg noch allerlei namhafte Leute kennen gelernt, unter andern Guido Görres, der mit seiner eben angetrauten Frau, einer Tochter der berühmten Metzger-Vespermann, drei Flitterwochen bei uns verlebte. Er hat eine ungeheure Ähnlichkeit mit meinem Onkel August Haxthausen, und zwar, auf den ersten abord, nicht von der vorteilhaftesten Seite, gewinnt aber ungemein im Umgange, wo er bedeutenden Geist nebst großer Gutmütigkeit und Offenheit entwickelt. S i e ist blutjung, hat la beauté du diable,

und nichts Bedeutendes, aber so viel Kindliches und Neulingartiges in Physiognomie und Benehmen, daß einem dadurch alles, was sie sagt, auch das mitunter recht Gescheite, fast kindisch vorkommt. Wir hatten sie gern, und ihr schüchternes Gemüt hatte sich uns so angeschlossen, daß sie beim Abschiede bitterlich weinte. Seltsam macht sich zu ihrem kleinen blonden Figürchen ein ausgezeichnetes musikalisches Talent; sie spielt nicht nur süperbe Klavier, sondern phantasiert auch ganz hinreißend und war eben daran, eine Sammlung sehr schöner Liederkompositionen auf Texte ihres Mannes herauszugeben. Sie arbeiten überhaupt gern gemeinschaftlich; Görres machte ein Gedicht auf die alte Meersburg, und nach einer halben Stunde war ihre Komposition mit Klavierbegleitung fertig; zu einem Gedichte, das er mir niederschrieb, setzte sie sogar in einem Morgen die durch alle Strophen gehende Musik. Es ist sonderbar, daß unter allen Talenten gerade die Musik, das zarteste und unkörperlichste von allen, sich häufig bei scheinbar unbedeutenden Persönlichkeiten einquartiert; denn so lieb und gut die Görres sind, kann ich sie doch unmöglich für durchgängig genial halten.

... Über Johanna Droste aber kann ich Ihnen genaue Auskunft geben; denn mein Bruder ist hier, und der Mund ihm noch warm vom Erzählen. Die Sache ist unleugbar und auch durch die Kraft des Glaubens bewirkt, die freilich aber noch kein Wunder bedingt. Die verstorbene Gräfin Droste war sehr schwächlich und hat — außer einem — lauter schwächliche Kinder hinterlassen, einen blindgeborenen Sohn und vier Töchter, von denen bereits drei, durch allerlei Übel, Lähmungen, Nervenschwäche usw. gepeinigt, abgezehrt und gestorben sind. Johanna ist die letzte Überlebende, achtzehn Jahre alt, und schon seit Jahren am Beine gelähmt, was zugleich im Knie bereits ganz krumm gewachsen und verknorpelt war; auch im übrigen war ihre Gesundheit höchst elend, und man legte ihr schon seit zwei Jahren immer nur wochen-, höchstens monatsweise Lebensfristung zu. Dennoch brachte man sie diesen Sommer in ein Bad am Rhein, — welches, habe ich schon vergessen, obwohl ich es erst eben hörte, —

ohne Hoffnung, nur um alles versucht zu haben. Dort hörte sie von der Ausstellung des heiligen Rockes (Christi) in Trier, einer Reliquie, die für gewöhnlich in einer Nische vermauert ist und nur nach beträchtlichen Zwischenräumen — ich glaube, alle fünfzig Jahre — in der aufgebrochenen und vergitterten Nische auf einige Wochen ausgestellt wird. Sie sah das beständige Vorüberfahren der Wallfahrer in Kähnen und auf großen Flößen, mit aufgepflanztem Kreuze in der Mitte, und in ihr setzte sich die Überzeugung fest, sie werde vor dem heiligen Schreine unfehlbar geheilt werden. Ihre Begleiter waren gegen dies Unternehmen, das weit über ihre Kräfte zu gehen schien; als aber die Ärzte erklärten, keine Anstrengung könne ihr so schaden, wie diese unbefriedigte Sehnsucht, ward sie mit großer Beschwerde nach Trier transportiert, in die Kirche getragen und dort vor dem Schreine auf ihr gesundes Knie niedergelassen. Daß sie dann mit großer Inbrunst und Aufregung gebetet hat, läßt sich denken. Man hatte ihr erlaubt, die Reliquie zu berühren; es kam aber nicht dazu, weil gerade eine Prozession in die Kirche zog. Dennoch kommt ihr auf einmal unter dem Beten die Überzeugung, sie sei geheilt; sie richtet sich an ihren Krücken auf, streckt das gekrümmte Bein aus, stellt sich dann gerade hin und ruft: „Jesus Maria, ich stehe auf beiden Füßen!" Man springt zu, sie zu stützen; aber sie weist alle zurück, lehnt sich nur leicht auf den Arm ihrer Großmutter, der alten Erbdrostin, und die ganze Gesellschaft verläßt, laut weinend, die Kirche, nachdem Johanna ihre Krücken dort zurückgelassen hat. Seitdem ist das krumme Knie ganz gerade, gelenkig und so brauchbar, wie das andere; nur hinkt sie stark, da sich der eine Fuß jetzt als bedeutend kürzer als der andere ausgewiesen hat, und ist auch sonst fortwährend ein schwaches Persönchen geblieben. Indessen ist die Streckung und Wiedergelenkigkeit eines bereits ganz verknorpelten und verkrummten Gliedes etwas, bei dem sich bis jetzt sowohl die Macht der Arzneikunst als die der Phantasie als gänzlich erfolglos bewiesen haben, und der Fall gehört jedenfalls unter die alleraußerordentlichsten. Dies ist der wahre Hergang einer Begebenheit, die fast in jedem

Munde variiert und selbst in öffentlichen Blättern so seltsam entstellt worden ist.

Rüschhaus, 5. 3. 1845. An Schücking:

Hier ist alles wohl, nur ich habe viel Trübsal gehabt: schon vom Dampfboot einen Husten mitgebracht, meine liebe alte Amme sehr kümmerlich gefunden; nach einigen Wochen brach die Brustwassersucht völlig bei ihr aus, und seitdem habe ich ein Leben gehabt, wie ich es keinem Türken gönnen möchte, — Tag und Nacht das Jammern gehört, und das Elend vor Augen. Mama wollte mich umquartieren, aber die Köchin, die neben der Alten schlief, hatte einen gar zu festen Schlaf und konnte es auch der Alten nicht recht machen; so setzte ich es durch, unten zu bleiben. Es ist überstanden, aber es war eine harte Zeit, von Ende Oktober bis zum 23. Februar, wo wir meine gute Alte begraben haben. Mama brachte mich gleich nach Hülshoff, denn ich war die ganze Zeit über krank gewesen und die letzten Wochen bettlägerig — schreiben konnte ich schon seit dem November nicht mehr —; dort habe ich mich in acht Tagen unglaublich erholt und bin kaum noch krank zu nennen, nur sehr schwach, — ein sicherer Beweis, daß alles rein nervös war.

... Nun sagen Sie mir doch auch, wie es dem Cotta mit dem Verkaufe meiner Gedichte geht. Hier in Münster werden sie, gegen meine Erwartung, sehr stark gelesen; ob gekauft, ist eine andere Frage, und ich weiß darüber nichts zu sagen. Es ist leider münsterische Manier, sogar bei den reichsten Leuten, sich auf das Leihen zu verlassen und, selbst wenn sie sehr begierig auf ein Buch sind, ganz naiv zu sagen: „Ich habe mich schon jahrelang um das Buch bemüht und kann es noch immer nicht bekommen", während es in allen Läden am Fenster steht. Auch jetzt haben mir ein paar sehr vornehme und reiche Damen geklagt, daß ihre Exemplare von all dem Ausleihen schon ganz zerlumpt wären, und meinten, mir noch ein Kompliment damit zu machen, während mir doch Cottas wegen ein Stich durchs Herz ging. Doch höre ich auch ab und zu, daß jemand sie gekauft oder geschenkt bekommen hat ...

Lieber Levin, hier in Rüschhaus kommt es mir jetzt ganz öde vor; ich kann mich noch nicht daran gewöhnen, daß meine Alte fort ist. Ich wohne nun oben im Hause, auf dem kleinen Zimmer, vis-à-vis von Ihrem Quartier dort; in meinem Zimmer unten ist die gute Alte auf dem schwarzen Kanapee gestorben, und ihre Leiche hat da gestanden; so ist es jetzt gescheuert und verschlossen, und ich soll fürs erste nicht wieder hinein. Ich wollte, ich wäre vier Wochen weiter; jetzt liegt es mir noch sehr im Sinne.

Rüschhaus, 7. 2. 1846. An Schücking:

Von Schlüters höre ich blutwenig; das Professorchen wird älter, kälter und immer kränklicher, mag keine Fußtouren mehr unternehmen, — schreiben hat es nie gemocht, — ich kann jetzt auch weder schreiben noch kommen: so bleibt es beim Hinundhergrüßen, wenn sich die seltene Gelegenheit dazu findet. Doch weiß ich, daß Schlüterchen vergnügt ist, — vergnügt in seinem Gott, seinem Bewußtsein, „Welt und Glauben" geschrieben zu haben, und der Diktatur über ein neues Elf-Uhr-Kränzchen, das dem früheren bedeutend nachsteht und ihm somit ein um so angenehmeres Gefühl von Überlegenheit gibt. Das soll kein Spott sein, Levin: ich habe Schlüterchen von Herzen lieb, stelle seinen Charakter und seine Kenntnisse sehr hoch; so war es mir sehr leid, daß er sich in ein Feld wagte, wo keine Lorbeeren für ihn wachsen konnten, und freut es mich jetzt sehr, daß die Umstände eine angenehme und natürliche Täuschung herbeiführen; denn seine jetzige Umgebung schwört nicht höher als bei den endlosen Sonetten. Die Lombard ist unzertrennlich von ihm und hat mit an dem Buche geschrieben. Dies zur Nachricht, wenn Sie mit ihr zusammentreffen sollten, wie auch, daß fortwährend die strengste Anonymität behauptet wird und Schlüterchen von den grausamsten Unglücksfällen — Verlust seines Gnadengehalts, gänzliche Leere seines Hörsaals usw. — phantasiert, wenn er auf der Poeterei ertappt würde. Bewahren Sie also dieses öffentliche Geheimnis, ich mag nicht als die Verräterin genannt werden ....

Meersburg, 4. 2. 1847. An Elise Rüdiger:
[Annettens Mutter war am 1. Juli 1846 nach Meersburg vorangereist, Annette am 1. Oktober krank dort eingetroffen.]

An körperlicher Bewegung habe ich mich denn auch in der letzten Zeit halb tot exerziert, bis ich umfiel und endlich das Bett völlig hüten mußte. Ach, lieb Lies, da war Rüschhaus gar kein liebes, heimliches Winkelchen mehr! Ich sah den ganzen Tag nur die niedrigen Balken meines Schlafzimmers und außer dreimal im Tage sah keine Seele nach mir, da die Ernte im Gange war, und auch die Köchin viel daran half. Von eins bis sieben war das Haus ringsum verschlossen — ich mutterseelen allein darin, fiebernd und würgend. Bedurfte ich etwas Unvorhergesehenes, so mußte ich aus dem Bette klettern und mir selber Rat schaffen, oder wenn ich gerade im Fieberschweiß lag, geduldig aushalten bis zur Erlösungsstunde. Ich habe dies in meinem Eremitenleben sonst auch schon mitgemacht, aber nicht krank. Dann freute mich diese tiefe Einsamkeit, da mir Küche und Keller ja offen standen, und ich im Notfall an der steinernen Gartenbank meine Leute sehr leicht errufen konnte; aber jetzt kam ich mir oft vor wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet. Freilich war dies meine eigene Schuld, ich hätte ja nur Jennchen oder Anna zu Hause behalten können, aber die Leute sahen alle so eilfertig aus, rannten und schnauften so furchtbar, daß es mir gar nicht einfiel, jemand dem großen Werke zu entziehen. Lieber ging ich nach Hülshoff, nicht ohne Scheu vor Gottes neunfachem Segen dort. Werner und Line empfingen mich an der Treppe jubelnd und spottend, daß die Langeweile mich endlich hergetrieben, wurden aber mäuschenstill, als ich so elend aus dem Wagen stieg und nach einigen Minuten im Wohnzimmer ohnmächtig wurde. Man brachte mich gleich in meine Stube und ich kann nicht anders sagen, als daß ich bis zu meiner Abreise die sorgsamste, zärtlichste Pflege dort genossen habe. (Aber die Krankheit verschlimmerte sich und es erschien unwahrscheinlich, daß Annette einem westfälischen Winter gewachsen sein würde.) . . . Ich sagte: nach Meersburg! Werner meinte, er wolle froh sein, wenn er mich nur bis Bonn hätte, dort sei

auch schon Bergluft und sehr geschickte Ärzte. Der arme Schelm war ganz betrübt; Reisen schien ihm eigentlich unmöglich und Bleiben noch schlimmer. Er gab mir seinen (Sohn) Heinrich mit, der gerade in den Münchener Ferien dort war, und fuhr selbst mit bis Münster, um zu sehen, wie mir das Fahren bekomme; aber das Rütteln tat mir wohl... Der Weg bis Bonn wurde mir recht schwer. Hätte ich den Heinrich nicht bei mir gehabt, der mich fortwährend im Arme hielt und überhaupt pflegte wie eine Wartfrau, ich wäre im ersten besten Dorfe liegen geblieben. Er verließ mich mit der Überzeugung, daß ich in Bonn bleiben werde, was auch Pauline,*) deren Empfang rührend herzlich war, als ausgemacht annahm. Mir wurde in Bonn besser oder wenigstens bequemer. Die inneren Krämpfe fingen an, sich nach Fieberart auf gewisse Stunden zu beschränken, wo sie freilich um so ärger hantierten; ich gewann aber freie Zeit, wo ich sogar aufstehen und Besuche sehen konnte.. (Junkmann) nahm sehr besorgt Abschied von mir, als ich den scheinbar tollen Entschluß ausführte, ganz allein die weitere Reise nach Meersburg zu unternehmen. — Ich fühlte mich sehr krank, glaubte nicht an Besserung und wollte bei den Meinigen sterben. Ich machte mich in der letzten Zeit stärker, als ich war, um Paulinens Widerstand zu besiegen, die mich nicht begleiten konnte und mich mit großer Liebe und Sorge entließ. Sie hatte alles getan, mir die Reise zu erleichtern, mir alle Karten für Dampfboote und Eisenbahnen, sogar für den Omnibus bis Freiburg verschafft (diese Anstalten stehen miteinander in Berechnung) und zugleich ein Empfehlungsschreiben vom Direktor der Kölnischen Dampfschiffahrt, was, an sämtliche Wagen- und Schiffskondukteure gerichtet, ihnen jede Rücksicht für mich auf die Seele band. So bin ich übergekommen, fast so bequem wie in meinem Bette, d. h. bis Freiburg. Die Herren Kondukteure führten mich immer gleich in den Pavillon, nahmen anderen Kanapees und Kissen, um es mir bequem zu machen, versorgten mein Gepäck, banden mich den Marqueurs so eng aufs Gewissen,

*) Witwe des Bonner Professors Clemens von Droste.

daß fast jede Viertelstunde einer kam, nachzusehen, ob ich etwas bedürfe; und wenn wir angekommen waren, ließen sie mein Gepäck gleich in das morgige Dampfboot bringen und führten mich selbst an den Omnibus. Auf der Eisenbahn ging es ebenso, ich bekam beide Male einen Waggon für mich allein, und fast bei jeder Station erschien ein Gesicht am Wagenschlage, um zu fragen, ob ich etwas bedürfe. Und doch hat dies alles meine Reise nur unbedeutend verteuert. Die Kondukteure nahmen nichts und meine männlichen Wartfrauen waren am Rhein mit einem Gulden, weiterhin schon mit dreißig Kreuzern überglücklich. Sie sehen, lieb Lies, ich bin wie in einem verschlossenen Kästchen gereist und habe (außer meinen lieben Wartfrauen) kein fremdes Gesicht gesehn, nicht mal in den Gasthöfen, wo ich mir gleich ein eigenes Zimmer geben ließ, wenn ich auch nur eine halbe Stunde blieb. So fühlte ich mich in Freiburg so wenig erschöpft, daß, statt wie früher beschlossen, Extrapost zu nehmen, ich mich dem Eilwagen anzuvertrauen beschloß, obwohl er abends abging. Meine Empfehlungen waren zu Ende, aber mein Glück verließ mich auch hier nicht. Ich hatte bis Mitternacht einen Beiwagen ganz für mich allein; dann mußte ich freilich in den allgemeinen Rumpelkasten voll schnarchender Männer und Frauensleute, die brummend und ächzend zusammenrückten, als ich mich einschob. Dann ging das Schnarchen wieder an; ich allein war wach bei dieser scheußlichen Bergfahrt und merkte allein, wie den Pferden die Knie oft einbrachen und der Wagen wirklich schon anfing, rückwärtszurollen. Mein Visavis stieß mich unaufhörlich mit den Knien und die Köpfe meiner Nachbarn baumelten an mir herum, doch gottlob nicht lange. Es war noch stockfinster, als wir mit der Post nach Konstanz zusammentrafen, und siehe da! meine ganze Bagage kugelte und kletterte zum Wagen hinaus und ich war wieder frei! frei! und machte mir ein schönes Lager aus Kissen und Mantel, auf dem ich es sehr leidlich aushalten konnte bis nach Stockach, wo ich um zehn ankam, gleich Extrapost nahm und in Meersburg die Meinigen noch bei Tisch antraf ... Hier war große Freude über meine

Ankunft, aber auch große Bestürzung über mein Aussehen. Ich mußte gleich zu Bette und zwei Ärzte annehmen, einen aus der Stadt und den sehr geschickten Brunnenarzt von Überlingen. Da habe ich denn viele Medizin geschluckt und bin immer elender danach geworden, zuletzt so nervenschwach, daß mir jedes Wort klang wie eine Posaune, und zuweilen im Stockfinstern mir das Zimmer für einige Sekunden erleuchtet schien wie vom grellsten Sonnenschein und ich die kleinsten Gegenstände genau unterscheiden konnte, ... und dabei Fieber und Beklemmung und dabei halbtot husten! Ach, Lies, ich war schrecklich elend und wünschte auch gar nicht, wieder besser zu werden, nur tot! tot! — Endlich erklärte der Brunnenarzt, mir tauge keine Medizin ohne Ausnahme, ich sei in allen inneren Teilen völlig gesund, aber meine Nerven in einem Zustand der Überreizung, wie ihm noch nie vorgekommen. Er habe mir Dosen gegeben, wie sie für ein eben geborenes Kind paßten, und ich habe die ihnen entsprechenden Zufälle bekommen, als ob er mich mit ganzen Pfunden vergiftet hätte. Er fügte hinzu: Könnte ich an Homöopathie glauben, so wäre dies das Einzige, was ich bei Ihnen anwenden möchte; aber so l e b e n Sie wenigstens homöopathisch. Ich sage jetzt aus voller Überzeugung, daß Ihr natürlicher Widerwille gegen Gewürze, Wein usw. Ihr größtes Glück gewesen ist, und Ihre Hartnäckigkeit, siebzehn Jahre lang keine Arznei zu nehmen, das Klügste, was Sie tun konnten. Ich kann Ihnen nichts verordnen als die möglichste geistige und körperliche Ruhe. Liegen Sie ganz still. Schlafen? — Soviel Sie irgend können. Denken? — Womöglich gar nicht, oder nur Angenehmes, was Sie nicht aufregt. So werden Sie sich wahrscheinlich allmählich von selbst erholen. — Und so ist es auch gekommen; ich bin jetzt eigentlich hergestellt, aber noch ungeheuer schwach und reizbar, kann noch keine drei Seiten nacheinander lesen, und dieser ist mein erster Brief, an dem ich gewiß schon vierzehn Tage lang schreibe... Seit meiner Ankunft habe ich mein Zimmer nicht verlassen und nehme außer der (Fürstin) Salm durchaus keinen Besuch an. Dennoch habe ich Gesellschaft genug in meiner Spiegelei.

Laßberg kommt jeden Nachmittag auf eine Stunde, und Mama und Jenny bringen regelmäßig die Abende bei mir zu. Dann wird aber alles Aufregende im Gespräche vermieden, und ich höre, auf einen großen Lehnsessel an der Schattenseite des Ofens gekauert, ganz behaglich an, was von Tagesbegebenheiten, kleinen Abenteuern auf Spaziergängen u. w. vorgebracht wird. Überhaupt langweile ich mich gar nicht, meine Phantasie arbeitet nur zu sehr und ich muß aus allen Kräften dagegen ankämpfen. Jede etwas unebene Stelle an der Wand, ja, jede Falte im Kissen bildet sich mir gleich zu mitunter recht schönen Gruppen aus, und jedes zufällig gesprochene, etwas ungewöhnliche Wort steht gleich als Titel eines Romans oder einer Novelle vor mir, mit allen Hauptmomenten der Begebenheit. Sie sehen, wie überreizt ich noch bin. Gott, dürfte ich jetzt schreiben, d. h. diktieren, wie leicht würde es mir werden. Aber wie bald würde ich auch wieder alle viere von mir strecken! ... Mein Entschluß, mich von allen literarischen Bekanntschaften, außer von Ihnen, immer mehr zurückzuziehen, wird immer fester, sowie der, niemals eine Rezension oder kritischen Aufsatz zu lesen; sie sind bei der jetzigen Parteiwut und den überhandnehmenden persönlichen Antipathien und Sympathien immer einseitig, parteiisch und sehr häufig nicht einmal im Einklange mit dem eigenen Urteile des Schreibers, der nur seinem Freunde zuliebe versucht, ob es ihm gelingen will, irgend einigen dummen Teufeln von Nachbetern schwarz für weiß vorzumachen. Das ist doch kläglich! Und doch wird manches sonst gesunde Urteil dadurch für Augenblicke konfus gemacht, obwohl es nicht nachhält und jeder doch kauft und liest, was ihn freut, und liegen läßt, was ihm trotz aller Lobpreisungen nicht zu Gemüte will ...



Das nahe, menschlich beglückende, künstlerisch fördernde Verhältnis zu Levin Schücking, durch die Trennung, mehr noch durch die Verheiratung Schückings geschädigt, hatte sich nicht wiederherstellen lassen. Durch das Erscheinen zweier Romane Schückings, die Annette und ihre Familie als peinliche Indiskretionen empfand, war es völlig zerstört worden. Mit neuer Wärme wandte die Dichterin sich ihrem alten Freunde Schlüter wieder zu, auch in ihren Freundinnen Ersatz suchend.

Aber ihr Leben zerfiel. Noch einen langen Aufenthalt hatte sie auf Rüschhaus genommen, „wo man den Flug der Zeit am wenigsten gewahr wird". Dort starb ihre alte Amme und ihr war, als hätte sie eine nahe Verwandte verloren...

Krank kehrte sie nach Meersburg zurück, wo sie, mit dem Würdigsten beschäftigt, das hochgelegene Schloß nur selten verließ.

Schreit ich über die Terrasse
wie ein Geist am Runenstein,
sehe unter mir die blasse
alte Stadt im Mondenschein,
und am Walle pfeift es weidlich,
sind es Käuze oder Knaben?
Ist mir selber oft nicht deutlich,
ob ich lebend, ob begraben...

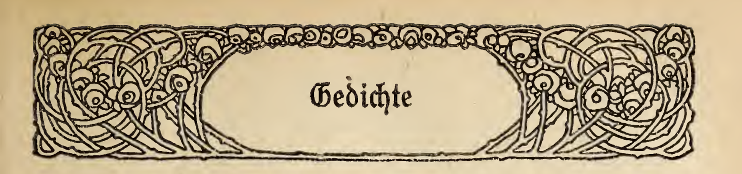
Die politischen Stürme des Frühjahrs 1848 brachten ihr die letzten schmerzlichen Aufregungen, die beiden heranwachsenden Töchter ihrer Schwester waren ihre letzte Freude.

Am 10. April 1848 beglückwünschte sie ihren Schwager zum achtundsiebzigsten Geburtstag mit den folgenden Versen:

Grad heute, wo ich gar zu gern
dir hätt ein herzlich Wort gesagt,
grad heute hat mein böser Stern
mit argem Husten mich geplagt.
Doch wär ich wohl hinaufgeklommen,
wär nicht mein Schwesterlein gekommen
und hätt es ernst mir untersagt...

Das waren ihre letzten Verse. Am 21. Mai 1848 machte ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende. Sie ruht auf dem Meersburger Friedhofe, seit 1855 neben ihrem Schwager, dem Freiherrn von Laßberg. Ein Stein in der von Efeu umwucherten Mauer zeigt Wappen, Geburts- und Sterbedatum und die Inschrift:

Ehre dem Herrn.



Gedichte

Meine Toten

Wer eine ernste Fahrt beginnt,
die Mut bedarf und frischen Wind
er schaut verlangend in die Weite
nach eines treuen Auges Brand,
nach einem warmen Druck der Hand,
nach einem Wort, das ihn geleite.

Ein ernstes Wagen heb ich an,
so tret ich denn zu euch hinan,
ihr meine stillen strengen Toten!
Ich bin erwacht an eurer Gruft,
aus Wasser, Feuer, Erde, Luft
hat eure Stimme mir geboten.

Wenn die Natur in Hader lag
und durch die Wolkenwirbel brach
ein Funke jener tausend Sonnen, —
sprecht aus der Elemente Streit
ihr nicht von einer Ewigkeit
und unerschöpften Lichtes Bronnen?

Am Hange schlich ich, krank und matt,
da habt ihr mir das welke Blatt
mit Warnungsflüstern zugetragen,
gelächelt aus der Welle Kreis,
habt aus des Angers starrem Eis
die Blumenaugen aufgeschlagen.

Was meine Adern muß durchziehn
sah ichs nicht flammen und verglühn,
an eurem Schreine nicht erkalten?
Vom Auge hauchtet ihr den Schein,
ihr meine Richter, die allein
in treuer Hand die Wage halten.

Kalt ist der Druck von eurer Hand,
erloschen eures Blickes Brand,
und euer Laut der Öde Odem,
doch keine andre Rechte drückt
so traut, so hat kein Aug geblickt,
so spricht kein Wort, wie Grabesbrodem!

Ich fasse eures Kreuzes Stab
und beuge meine Stirn hinab
zu eurem Gräserhauch, dem stillen:
Zumeist geliebt, zuerst gegrüßt,
laßt, lauter wie der Äther fließt,
mir Wahrheit in die Seele quillen.

Spätes Erwachen

Wie war mein Dasein abgeschlossen,
als ich im grünumhegten Haus
durch Lerchenschlag und Fichtensprossen
noch träumt in den Azur hinaus!

Als keinen Blick ich noch erkannte,
als den des Strahles durchs Gezweig,
die Felsen meine Brüder nannte,
Schwester mein Spiegelbild im Teich!

Nicht rede ich von jenen Jahren,
die dämmernd uns die Kindheit beut —
nein, so verdämmert und zerfahren
war meine ganze Jugendzeit!

Wohl sah ich freundliche Gestalten
am Horizont vorüberfliehn;
ich konnte heiße Hände halten
und heiße Lippen an mich ziehn;

Ich hörte ihres Grußes Pochen,
ihr leises Wispern um mein Haus
und sandte schwimmend, halbgebrochen,
nur einen Seufzer halb hinaus.

Ich fühlte ihres Hauches Fächeln,
und war doch keine Blume süß;
ich sah der Liebe Engel lächeln,
und hatte doch kein Paradies.

Mir war, als habe in den Noten
sich jeder Ton an mich verwirrt,
sich jede Hand, die mir geboten,
im Dunkel wunderlich verirrt.

Verschlossen blieb ich, eingeschlossen
in meiner Träume Zauberturm,
die Blitze waren mir Genossen
und Liebesstimme mir der Sturm.

Dem Wald ließ ich ein Lied erschallen,
wie nie vor einem Menschenohr,
und meine Träne ließ ich fallen,
die heiße, in den Blumenflor.

Und alle Pfade mußt ich fragen:
Kennt Vögel ihr und Strahlen auch?
Doch keinen: wohin magst du tragen,
von welchem Odem schwillt dein Hauch?

Wie ist das anders nun geworden,
seit ich ins Auge d i r geblickt;
wie ist nun jeder Welle Borden
ein Menschenbildnis eingedrückt!

Wie fühl ich allen warmen Händen
nun ihre leisen Pulse nach,
und jedem Blick sein scheues Wenden,
und jeder schweren Brust ihr Ach!

Und alle Pfade möcht ich fragen:
Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,
in dem lebendge Herzen schlagen,
lebendger Odem schwillt hinaus?

Entzünden möcht ich alle Kerzen
und rufen jedem müden Sein:
auf ist mein Paradies im Herzen,
zieht alle, alle nun hinein!

Abschied von der Jugend

Wie der zitternde Verbannte
steht an seiner Heimat Grenzen,
rückwärts er das Auge wendet,
rückwärts seine Augen glänzen,
Winde, die hinüberstreichen,
Vögel in der Luft beneidet,
schaudernd vor der kleinen Scholle,
die das Land vom Lande scheidet;

Wie die Gräber seiner Toten,
seine Lebenden, die süßen,
alle stehn am Horizonte,
und er muß sie weinend grüßen.
Alle kleinen Liebesschätze,
unerkannt und unempfunden,
alle ihn wie Sünden brennen
und wie ewig offne Wunden:

So an seiner Jugend Scheide
steht ein Herz voll stolzer Träume,

blickt in ihre Paradiese
und der Zukunft öde Räume,
seine Neigungen verkümmert,
seine Hoffnungen begraben,
alle stehn am Horizonte,
wollen ihre Träne haben.

Und die Jahre, die sich langsam,
tückisch reihten aus Minuten,
alle brechen auf im Herzen,
alle nun wie Wunden bluten.
Mit der armen kargen Habe,
aus dem reichen Schacht erbeutet,
mutlos, ein gebrochner Wandrer,
in das fremde Land er schreitet.

Und doch ist des Sommers Garbe
nicht geringer als die Blüten,
und nur in der feuchten Scholle
kann der frische Keim sich hüten.
Über Fels und öde Flächen
muß der Strom, daß er sich breite,
und es segnet Gottes Rechte
übermorgen so wie heute.

Das Spiegelbild (Selbstbildnis)

Schaust du mich an aus dem Kristall
mit deiner Augen Nebelball,
Kometen gleich, die im Verbleichen,
mit Zügen, worin wunderlich
zwei Seelen wie Spione sich
umschleichen, ja, dann flüstre ich:
Phantom, du bist nicht meinesgleichen!

Bist nur entschlüpft der Träume Hut,
zu eisen mir das warme Blut,

die dunkle Locke mir zu blassen;
und dennoch, dämmerndes Gesicht,
drin seltsam spielt ein Doppellicht,
trätest du vor, ich weiß es nicht,
würd ich dich lieben oder hassen?

Zu deiner Stirne Herrscherthron,
wo die Gedanken leisten Fron
wie Knechte, würd ich schüchtern blicken;
doch von des Auges kaltem Glast,
voll toten Lichts, gebrochen fast,
gespenstig, würd, ein scheuer Gast,
weit, weit ich meinen Schemel rücken.

Und was den Mund umspielt so lind,
so weich und hilflos wie ein Kind,
das möcht in treuer Hut ich bergen;
und wieder, wenn er höhnend spielt,
wie von gespanntem Bogen zielt,
wenn leis es durch die Züge wühlt,
dann möcht ich fliehen wie vor Schergen.

Es ist gewiß, du bist nicht Ich,
ein fremdes Dasein, dem ich mich
wie Moses nahe, unbeschuhet,
voll Kräfte, die mir nicht bewußt,
voll fremden Leides, fremder Lust;
gnade mir Gott, wenn in der Brust
mir schlummernd deine Seele ruhet!

Und dennoch fühl ich, wie verwandt,
zu deinen Schauern mich gebannt,
und Liebe muß der Furcht sich einen.
Ja, trätest aus Kristalles Rund,
Phantom, du lebend auf den Grund,
nur leise zittern würd ich, und
mich dünkt — ich würde um dich weinen!

Doppelgänger

S war eine Nacht, vom Taue wachgeküßt,
das Dunkel fühlt ich kühl wie zarten Regen
an meine Wange gleiten, das Gerüst
des Vorhangs schien sich schaukelnd zu bewegen —
s war eine Nacht, wo man am Morgen denkt:
Ward Dasein jetzt dir, oder dort geschenkt?

Mir war so wohl und federleicht zumut,
so schwimmend, nun die Wimper halb geschlossen;
verlorne Funken zuckten durch mein Blut,
von fernen Lauten wähnt ich mich umflossen; —
s war eine Nacht, wo man am Morgen fragt:
Hats damals oder hat es jetzt getagt?

Und immer heller ward der süße Klang,
das liebe Lachen; es begann zu schwimmen
wie Bilder von Daguerre die Deck entlang,
gleich Feuerwürmern sah ich Augen glimmen,
dann wurden feucht sie, wurden blau und lind,
und mir zu Füßen saß ein schönes Kind.

Das sah zu mir empor, so ernst gespannt,
als quelle ihm die Seele aus den Blicken,
bald schloß es, schmerzlich zuckend, seine Hand,
bald schüttelt es sie, funkelnd vor Entzücken,
und horchend, horchend klomm es sacht heran
zu meiner Schulter — und wo blieb es dann? —

O, wärens Geisterstimmen aus der Luft,
die sich wie Vogelzwitschern um mich reihten!
Wär Grabesbrodem nur der leise Duft,
der mich umseufzte aus verschollnen Zeiten!
Doch nur mein Herz ist eure stille Gruft,
und meine Heilgen, meine einst Geweihten,
sie leben alle, wandeln allzumal —
vielleicht zum Segen sich, doch mir zur Qual.

Carpe diem!

Pflücke die Stunde, wär sie noch so blaß,
ein falbes Moos, vom Dunst des Moores naß,
ein farblos Blümchen, flatternd auf der Heide;
ach, einst von allem träumt die Seele süß,
von allem, was, ihr eigen, sie verließ,
und mancher Seufzer gilt entflohnem Leide.

In alles senkt sie Blutestropfen ein,
legt Perlen aus dem heiligtiefsten Schrein
bewußtlos selbst in grauverhängte Stunden;
steigt oft ein unklar Sehnen dir empor,
du schaust vielleicht wie durch Gewölkes Flor
nach Tagen, längst vergessen, doch empfunden.

Wer, der an seine Kinderzeit gedenkt,
als die Vokabeln ihn in Not versenkt,
wer möcht nicht wieder Kind sein und sich grauen?
Ja, der Gefangene, der die Wand beschrieb,
fühlt er nach Jahren Glückes nicht den Trieb,
die alten Sprüche einmal noch zu schauen?

Wohl gibt es Stunden, die so ganz verhaßt,
daß, dem Gedächtnis eine Zentnerlast,
wir ihren Schatten abzuwälzen sorgen;
doch selten schickt sie uns des Himmels Zorn,
und meistens ist darin ein giftger Dorn,
der Moderwurm geheimer Schuld, verborgen.

Drum, wer noch eines Blicks nach oben wert,
der nehme, was an Lieben ihm beschert,
die stolze, wie die Stund im schlichten Kleide;
der schlürfe jeden stillen Tropfen Tau,
und spiegelt drin sich nicht des Äthers Blau,
so lispelt drüber wohl die fromme Weide.

Freu dich an deines Säuglings Lächeln, freu
dich an des Jauchzens ungewissem Schrei,

mit dem er streckt die lustbewegten Glieder;
wär zehnmal stolzer auch, was dich durchweht,
wenn er vor dir dereinst, ein Jüngling, steht,
dein lächelnd Kindlein gibt er dir nicht wieder.

Freu dich des Freundes, eh zum Greis er reift,
Erfahrung ihm die kühne Stirn gestreift,
von seinem Scheitel Grabesblumen wehen;
freu dich des Greises, schau ihm lange nach,
in kurzem gäbst vielleicht du manchen Tag,
um einmal noch dies graue Haupt zu sehen.

O, wer nur ernst und fest die Stund ergreift,
den Kranz ihr auch von bleichen Locken streift,
dem spendet willig sie die reichste Beute;
doch wir, wir Toren, drängen sie zurück,
vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück,
und unsre Morgen morden unsre Heute.

Die Taxuswand

Ich stehe gern vor dir,
du Fläche schwarz und rauh,
du schartiges Visier
vor meines Liebstes Brau,
gern mag ich vor dir stehen,
wie vor grundiertem Tuch,
und drüber gleiten sehen
den bleichen Krönungszug.

Als mein die Krone hier,
von Händen, die nun kalt;
als man gesungen mir
in Weisen, die nun alt;
Vorhang am Heiligtume,
mein Paradiesestor,
dahinter alles Blume,
und alles Dorn davor!

Denn jenseits weiß ich sie,
die grüne Gartenbank,
wo ich das Leben früh
mit glühen Lippen trank,
als mich mein Haar umwallt
noch golden wie ein Strahl,
als noch mein Ruf erschallte,
ein Hornstoß, durch das Tal.

Das zarte Efeureis,
so Liebe pflegte dort,
sechs Schritte — und ich weiß,
ich weiß dann, daß es fort.
So will ich immer schleichen
nur an dein dunkles Tuch
und achtzehn Jahre streichen
aus meinem Lebensbuch.

Du starrtest damals schon
so düster treu wie heut,
du, unsrer Liebe Thron
und Wächter manche Zeit;
man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
dir aus den Nadeln raucht —
ach, wacher war ich nimmer,
als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt
und möcht an deinem Saum
vergleiten, wie ein Blatt,
geweht vom nächsten Baum;
du lockst mich wie ein Hafen,
wo alle Stürme stumm:
O, schlafen möcht ich, schlafen,
bis meine Zeit herum!

Die Bank

Im Parke weiß ich eine Bank,
die schattenreichste nicht von allen,
nur Erlen lassen, dünn und schlank,
darüber karge Streifen wallen.
Da sitz ich manchen Sommertag
und laß mich rösten von der Sonnen,
rings keiner Quelle Plätschern wach,
doch mir im Herzen springt der Bronnen.

Dies ist der Fleck, wo man den Weg
nach allen Seiten kann bestreichen,
das staubge Gleis, den grünen Steg
und dort die Lichtung in den Eichen:
Ach manche, manche liebe Spur
ist unterm Rade aufgeflogen!
Was mich erfreut, bekümmert, nur
von drüben kam es hergezogen.

Du frommer Greis im schlichten Kleid,
getreuer Freund seit zwanzig Jahren,
dem keine Wege schlimm und weit,
galt es, den heilgen Dienst zu wahren:
Wie oft sah ich den schweren Schlag
dich drehn mit ungeschickten Händen,
und langsam steigend nach und nach
dein Käppchen an des Dammes Wänden.

Und du in meines Herzens Grund,
mein lieber schlanker blonder Junge
mit deiner Büchs und braunem Hund,
du klares Aug und muntre Zunge,
wie oft hört ich dein Pfeifen nah,
wenn zu der Dogge du gesprochen,
mein lieber Bruder warst du ja,
wie sollte mir das Herz nicht pochen?

Und manches, was die Zeit verweht,
und manches, was sie ließ erkalten,
wie Banquos Königsreihe geht
und trabt es aus des Waldes Spalten.
Auch was mir noch geblieben und
was neu erblüht im Lebensgarten,
der werten Freunde heitrer Bund,
von drüben muß ich ihn erwarten.

So sitz ich Stunden wie gebannt,
im Gestern halb und halb im Heute,
mein gutes Fernrohr in der Hand
und laß es streifen durch die Weite.
Am Damme steht ein wilder Strauch,
o, schmählich hat mich der betrogen!
Rührt ihn der Wind, so mein ich auch,
was Liebes komme hergezogen!

Mit jedem Schritt weiß er zu gehn,
sich anzuformen alle Züge,
so mag er denn am Hange stehn,
ein wert Phantom, geliebte Lüge.
Ich aber hoffe für und für,
sofern ich mich des Lebens freue,
zu rösten an der Sonne hier,
geduldger Märtyrer der Treue.

Im Moose

Als jüngst die Nacht dem sonnenmüden Land
der Dämmrung leise Boten hat gesandt,
da lag ich einsam noch in Waldes Moose.
Die dunklen Zweige nickten so vertraut,
an meiner Wange flüsterte das Kraut,
unsichtbar duftete die Heiderose

Und flimmern sah ich durch der Linde Raum
ein mattes Licht, das im Gezweig der Baum
gleich einem mächtgen Glühwurm schien zu tragen
es sah so dämmernd wie ein Traumgesicht,
doch wußte ich, es war der Heimat Licht,
in meiner eignen Kammer angeschlagen.

Ringsum so still, daß ich vernahm im Laub
der Raupe Nagen, und wie grüner Staub
mich leise wirbelnd Blätterflöckchen trafen.
Ich lag und dachte, ach, so manchem nach,
ich hörte meines eignen Herzens Schlag,
fast war es mir, als sei ich schon entschlafen.

Gedanken tauchten aus Gedanken auf,
das Kinderspiel, der frischen Jahre Lauf,
Gesichter, die mir lange fremd geworden.
Vergeßne Töne summten um mein Ohr,
und endlich trat die G e g e n w a r t hervor,
da stand die Welle, wie an Ufers Borden.

Dann, gleich dem Bronnen, der verrinnt im Schlund
und drüben wieder sprudelt aus dem Grund,
so stand ich plötzlich in der Z u k u n f t Lande;
ich sah mich selber, gar gebückt und klein,
geschwächten Auges, am ererbten Schrein
sorgfältig ordnen staubge Liebespfande.

Die Bildei meiner Lieben sah ich klar,
in einer Tracht, die jetzt veraltet war,
mich sorgsam lösen aus verblichnen Hüllen,
Löckchen, vermorscht, zu Staub zerfallen schier,
sah über die gefurchte Wange mir
langsam herab die karge Träne quillen.

Und wieder an des Friedhofs Monument,
dran Namen standen, die mein Lieben kennt,
da lag ich betend, mit gebrochnen Knien,

und horch, die Wachtel schlug! Kühl strich der Hauch —
und noch zuletzt sah ich, gleich einem Rauch,
mich leise in der Erde Poren ziehen.

Ich fuhr empor und schüttelte mich dann,
wie einer, der dem Scheintod erst entrann,
und taumelte entlang die dunklen Hage,
noch immer zweifelnd, ob der Stern am Rain
sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein
oder das ewge Licht am Sarkophage.

Durchwachte Nacht

Wie sank die Sonne glüh und schwer,
und aus versengter Welle dann
wie wirbelte der Nebel Heer
die sternenlose Nacht heran! —
Ich höre ferne Schritte gehn —
die Uhr schlägt zehn...
Noch ist nicht alles Leben eingenickt,
der Schlafgemächer letzte Türen knarren;
vorsichtig in der Rinne Bauch gedrückt,
schlüpft noch der Iltis an des Giebels Sparren,
die schlummertrunkne Färse murrend nickt,
und fern im Stalle dröhnt des Rosses Scharren,
sein müdes Schnauben, bis, vom Mohn getränkt,
es schlaff die regungslose Flanke senkt.

Betäubend gleitet Fliederhauch
durch meines Fensters offnen Spalt,
und an der Scheibe grauem Rauch
der Zweige wimmelnd Neigen wallt.
Matt bin ich, matt wie die Natur! —
Elf schlägt die Uhr...
O wunderliches Schlummerwachen, bist

der zarten Nerve Fluch du oder Segen? —
s ist eine Nacht, vom Taue wach geküßt,
das Dunkel fühl ich kühl wie feinen Regen
an meine Wange gleiten, das Gerüst
des Vorhangs scheint sich schaukelnd zu bewegen,
und dort das Wappen an der Decke Gips
schwimmt sachte mit dem Schlängeln des Polyps.

Wie mir das Blut im Hirne zuckt!
Am Söller geht Geknister um,
im Pulte raschelt es und ruckt,
als drehe sich der Schlüssel um,
und — horch! der Seiger hat gewacht!
s ist Mitternacht...
War das ein Geisterlaut? So schwach und leicht
wie kaum berührten Glases schwirrend Klingen,
und wieder wie verhaltnes Weinen steigt
ein langer Klageton aus den Syringen,
gedämpfter, süßer nun, wie tränenfeucht
und selig kämpft verschämter Liebe Ringen; —
o Nachtigall, das ist kein wacher Sang,
ist nur im Traum gelöster Seele Drang.

Da kollerts nieder vom Gestein!
Des Turmes morsche Trümmer fällt,
das Käuzlein knackt und hustet drein;
ein jäher Windesodem schwellt
Gezweig und Kronenschmuck des Hains; —
die Uhr schlägt eins...
Und drunten das Gewölke rollt und klimmt;
gleich einer Lampe aus dem Hünenmale
hervor des Mondes Silbergondel schwimmt,
verzitternd auf der Gasse blauem Stahle;
an jedem Fliederblatt ein Fünkchen glimmt,
und hell gezeichnet von dem blassen Strahle
legt auf mein Lager sich des Fensters Bild,
vom schwanken Laubgewimmel überhüllt.

Jetzt möcht ich schlafen, schlafen gleich,
entschlafen unterm Mondeshauch,
umspielt vom flüsternden Gezweig,
im Blute Funken, Funk im Strauch
und mir im Ohre Melodei; —
die Uhr schlägt zwei...
Und immer heller wird der süße Klang,
das liebe Lachen; es beginnt zu ziehen
gleich Bildern von Daguerre die Deck entlang,
die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen;
mir ist, als seh ich lichter Locken Hang,
gleich Feuerwürmern seh ich Augen glühen,
dann werden feucht sie, werden blau und lind,
und mir zu Füßen sitzt ein schönes Kind.

Es sieht empor, so froh gespannt,
die Seele strömend aus dem Blick;
nun hebt es gaukelnd seine Hand,
nun zieht es lachend sie zurück;
und — horch! des Hahnes erster Schrei! —
die Uhr schlägt drei...
Wie bin ich aufgeschreckt, — o süßes Bild,
du bist dahin, zerflossen mit dem Dunkel!
Die unerfreulich graue Dämmrung quillt,
verloschen ist des Flieders Taugefunkel,
verrostet steht des Mondes Silberschild,
im Walde gleitet ängstliches Gemunkel,
und meine Schwalbe an des Frieses Saum
zirpt leise, leise auf im schweren Traum.

Der Tauben Schwärme kreisen scheu,
wie trunken in des Hofes Rund,
und wieder gellt des Hahnes Schrei,
auf seiner Streue rückt der Hund,
und langsam knarrt des Stalles Tür —
die Uhr schlägt vier...
Da flammts im Osten auf, — o Morgenglut!

Sie steigt, sie steigt, und mit dem ersten Strahle
strömt Wald und Heide vor Gesangesflut,
das Leben quillt aus schäumendem Pokale,
es klirrt die Sense, flattert Falkenbrut,
im nahen Forste schmettern Jagdsignale,
und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land
zerrinnend in des Horizontes Brand.

Färse = junge Kuh. Vom Mohn getränkt = schlaftrunken. Seiger = Standuhr, hier = Zeiger. Daguerre, Erfinder der Photographie.

Die Lerche

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
ihr Haupt die Sonne; in das Ätherbecken
taucht sie die Stirn; man sieht es nicht genau,
ob Licht sie zünde oder trink im Blau.
Glührote Pfeile zucken auf und nieder
und wecken Taues Blitze, wenn im Flug
sie streifen durch der Heide braunen Zug.
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
des Tages Herold seine Liverei;
ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,
blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug;
dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
und wirbelnd des Mandates erste Note
schießt in das feuchte Blau des Tages Bote:
„Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!
Schlaftrunkne Kämmrer, habt des Amtes acht;
du mit dem Saphirbecken Genziane,
Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
das Amt! das Amt ihr Blumen allzumal!
die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!“

Da regen tausend Wimpern sich zugleich,
Maßliebchen hält das klare Auge offen,

die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
erschrocken, daß im Bade sie betroffen;
wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,
daß zu der Hoheit Händen er es trage.
Ehrfürchtig beut den tauigen Pokal
das Genzian, und nieder langt der Strahl;
Prinz von Geblüte hat die erste Stätte
er, immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lischt gemach im Rosenlicht,
am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
des Vorhangs Falten, und aufs neue singt
die Lerche, daß es durch den Äther klingt:

„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tor!
Frischauf, ihr Musikanten in den Hallen,
laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
und, florbeflügelt Volk, heb an den Chor!
Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tor!“

Da krimmelt, wimmelt es im Heidgezweige,
die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
streicht an des Taues Kolophonium
und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer schnurrt,
die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
daß heller der Triangel möge klingen.
Diskant und auch Tenor die Fliege surrt;
und, immer mehrend ihren werten Gurt,
die reiche Katze um des Leibes Mitten,
ist als Bassist die Biene eingeschritten.

Schwerfällig hockend in der Blüte, rummeln
das Kontraviolon die trägen Hummeln. —
So tausendarmig ward noch nie gebaut

des Münsters Halle, wie im Heidekraut
Gewölbe an Gewölben sich erschließen,
gleich Labyrinthen ineinanderschießen.
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
wies musiziert aus grünem Heid hervor.
Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,
am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf! heraus aus eurem Schacht
bringt eure Schätze, und du, Fabrikant,
breit vor der Fürstin des Gewandes Pracht,
Kaufherrn, enthüllt den Saphir, den Demant!“

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schoß,
wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen,
und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen
gewaltge Stufen, wie der Träger groß;
Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!
Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
Doch sieh die Spinne, rutschend hin und her:
schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
viel edle Funken sind darin entglommen;
da kommt der Wind und häkelt es vom Heid,
es steigt, es flattert, und es ist verschwommen. —

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,
die Lerche schwieg und sank zum Ginsterstrauch.

Mandat = Auftrag, Botschaft. Gurt, die Katze (vgl. Geldkatze), worin die Biene Blütenstaub sammelt.

Die Jagd

Die Luft hat schlafen sich gelegt,
behaglich in das Moos gestreckt;
kein Rispeln, das die Kräuter regt,

kein Seufzer, der die Halme weckt.
Nur eine Wolke träumt mitunter
am blassen Horizont hinunter,
dort, wo das Tannicht überm Wall
die dunkeln Kandelaber streckt.
Da horch, ein Ruf, ein ferner Schall:
„Hallo! hoho!“ so langgezogen,
man meint, die Klänge schlagen Wogen
im Ginsterfeld und wieder dort:
„Hallo! hoho!“ — am Dickicht fort
ein zögernd Echo — alles still!
Man hört der Fliege Angstgeschrill
im Mettennetz, den Fall der Beere,
man hört im Kraut des Käfers Gang,
und dann wie ziehnder Kranichheere
Kling klang! von ihrer luftgen Fähre,
wie ferner Unkenruf: Kling klang!
ein Läuten das Gewäld entlang —
hui schlüpft der Fuchs den Wall hinab,
er gleitet durch die Binsenspeere,
und zuckelt fürder seinen Trab:
und aus dem Dickicht, weiß wie Flocken,
nach stäuben die lebendgen Glocken,
radschlagend an des Dammes Hang;
wie Aale schnellen sie vom Grund,
und weiter, weiter, Fuchs und Hund. —
Der schwankende Wacholder flüstert,
die Binse rauscht, die Heide knistert,
und stäubt Phalänen um die Meute.
Sie jappen, klaffen nach der Beute,
Schaumflocken sprühn aus Nas und Mund.
Noch hat der Fuchs die rechte Weite,
gelassen trabt er, schleppt den Schweif,
zieht in dem Taue dunklen Streif
und zeigt verächtlich seine Socken.
Doch bald hebt er die Lunte frisch,
und, wie im Weiher schnellt der Fisch,

fort setzt er über Kraut und Schmehlen,
wirft mit den Läufen Kies und Staub;
die Meute mit geschwollnen Kehlen
ihm nach, wie rasselnd Winterlaub.
Man höret ihre Kiefern knacken,
wenn fletschend in die Luft sie hacken;
in weitem Kreise so zum Tann,
und wieder aus dem Dickicht dann
ertönt das Glockenspiel der Bracken.

Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?
Im holprichten Galopp stampft es den Grund;
ha, brüllend Herdenvieh! voran der Stier,
und ihnen nach klafft ein versprengter Hund.
Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
eh Posto wird gefaßt im Heidegrunde.
Nun endlich stehn sie, murren noch zurück,
das Dickicht messend mit verglastem Blick,
dann sinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne
ein leises Rupfen klirrt im Thymiane:
unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
das Euter streifend am Wacholderstrauch,
und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
von summendem Gewürm und Fliegenvolke.
So, langsam schüttelnd den gefüllten Bauch,
fort grasen sie bis zu dem Heidekolke.

Ein Schuß: „Hallo!“ — ein zweiter Schuß: „Hoho!“
Die Herde stutzt, des Kolkes Spiegel kraust
ihr Blasen, dann die Hälse streckend, so
wie in des Dammes Mönch der Strudel saust,
ziehn sie das Wasser in den Schlund, sie prusten,
die kranke Sterke schaukelt träg herbei,
sie schaudert, schüttelt sich in hohlem Husten,
und dann — ein Schuß, und dann — ein Jubelschrei!

Das grüne Käppchen auf dem Ohr,
den halben Mond am Lederband,
trabt aus der Lichtung rasch hervor
bis mitten in das Heideland
ein Weidmann ohne Tasch und Büchse;
er schwenkt das Horn, er ballt die Hand,
dann setzt er an, und tausend Füchse
sind nicht so kräftig totgeblasen,
als heut es schmettert übern Rasen:

„Der Schelm ist tot, der Schelm ist tot!
Laßt uns den Schelm begraben!
Kriegen ihn die Hunde nicht,
dann fressen ihn die Raben.
Hoho hallo!“

Da stürmt von allen Seiten es heran,
die Bracken brechen aus Genist und Tann;
durch das Gelände sieht in wüsten Reifen
man johlend sie um den Hornisten schweifen.
Sie ziehen ihr Geheul so hohl und lang,
daß es verdunkelt der Fanfare Klang,
doch lauter, lauter schallt die Gloria,
braust durch den Ginster die Viktoria:

„Hängt den Schelm! hängt den Schelm!
Hängt ihn an die Weide,
mir den Balg und dir den Talg,
dann lachen wir alle beide;
hängt ihn! hängt ihn!
den Schelm, den Schelm! — —“

Phalänen, eine Schmetterlingsart. Kolk = mit Wasser gefülltes Erdloch, tiefe Stelle in einem Bach. Mönch = Schleuse zum Ablassen des Wassers. Sterke = junge Kuh.

Der Weiher

Er liegt so still im Morgenlicht,
so friedlich, wie ein fromm Gewissen;
wenn Weste seinen Spiegel küssen,
des Ufers Blume fühlt es nicht.
Libellen zittern über ihn,
blaugoldne Stäbchen und Karmin,
und auf des Sonnenbildes Glanz
die Wasserspinne führt den Tanz.
Schwertlilienkranz am Ufer steht
und horcht des Schilfes Schlummerliede;
ein lindes Säuseln kommt und geht,
als flüstr es: Friede! Friede! Friede! —

Das Schilf

„Stille, er schläft! stille, stille!
Libelle, reg die Schwingen sacht,
daß nicht das Goldgewebe schrille,
und, Ufergrün, hab gute Wacht,
kein Kieselchen laß niederfallen.
Er schläft auf seinem Wolkenflaum
und über ihn läßt säuselnd wallen
das Laubgewölb der alte Baum.
Hoch oben, wo die Sonne glüht,
wieget der Vogel seine Flügel,
und wie ein schlüpfend Fischlein zieht
sein Schatten durch des Teiches Spiegel.
Stille, stille! er hat sich geregt,
ein fallend Reis hat ihn bewegt,
das grad zum Nest der Hänfling trug;
Su, Su! breit, Ast, dein grünes Tuch —
Su, Su! nun schläft er fest genug."

Die Linde

„Ich breite über ihn mein Blätterdach,
soweit ich es vom Ufer strecken mag.
Schau her, wie langaus meine Arme reichen,
ihm mit den Fächern das Gewürm zu scheuchen,

das hundertfarbig zittert in der Luft.
Ich hauch ihm meines Odems besten Duft,
und auf sein Lager laß ich niederfallen
die lieblichste von meinen Blüten allen.
Und eine Bank lehnt sich an meinen Stamm,
da schaut ein Dichter von dem Uferdamm,
den hör ich flüstern wunderliche Weise
von mir und dir und der Libell so leise,
daß er den frommen Schläfer nicht geweckt;
sonst wahrlich hätt die Raupe ihn erschreckt,
die ich geschleudert aus dem Blätterhag.
Wie grell die Sonne blitzt! schwül wird der Tag.
O könnt ich, könnt ich meine Wurzeln strecken
recht mitten in das tief kristallne Becken,
den Fäden gleich, die, grünlicher Asbest,
schaun so behaglich aus dem Wassernest,
wie mir zum Hohne, die im Sonnenbrande
hier einsam niederlechzt vom Uferrande."

Die Wasserfäden

„Neid uns! neid uns! laß die Zweige hangen,
nicht weil flüssigen Kristall wir trinken,
neben uns des Himmels Sterne blinken,
Sonne sich in unserm Netz gefangen —
nein, des Teiches Blutsverwandte fest
hält er all uns an die Brust gepreßt,
und wir bohren unsre feinen Ranken
in das Herz ihm, wie ein liebend Weib,
dringen Adern gleich durch seinen Leib,
dämmern auf wie seines Traums Gedanken.
Wer uns kennt, der nennt uns lieb und treu,
und die Schmerle birgt in unsrer Hut
und die Karpfenmutter ihre Brut;
Welle mag in unserm Schleier kosen;
uns nur traut die holde Wasserfei,
sie, die Schöne, lieblicher als Rosen.
Schleuß, Trifolium, die Glocken auf,
kurz dein Tag, doch königlich sein Lauf!"

Kinder am Ufer

„O sieh doch! siehst du nicht die Blumenwolke
da drüben in dem tiefsten Weiherkolke?
O, das ist schön! hätt ich nur einen Stecken!
Schmalzweiße Kelch mit dunkelroten Flecken,
und jede Glocke ist frisiert so fein,
wie unser wächsern Engelchen im Schrein.
Was meinst du, schneid ich einen Haselstab
und wat ein wenig in die Furt hinab?
Pah! Frösch und Hechte können mich nicht schrecken —
allein, ob nicht vielleicht der Wassermann
dort in den langen Kräutern hocken kann?
Ich geh, ich gehe schon — ich gehe nicht —
mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —
komm, laß uns lieber heim, die Sonne sticht!"

Asbest hier für im Wasser wachsende Fäden und Fasern. Schmerle, ein Fisch. Trifolium, eine schöne kurzlebige Wasserblume.

Der Hünenstein

Zur Zeit der Scheide zwischen Nacht und Tag,
als wie ein siecher Greis die Heide lag
und ihr Gestöhn des Mooses Teppich regte,
krankhafte Funken im verwirrten Haar
elektrisch blitzten und, ein dunkler Mahr,
sich über sie die Wolkenschichte legte;

zu dieser Dämmerstunde wars, als ich
einsam hinaus mit meinen Sorgen schlich
und wenig dachte, was es draußen treibe.
Nachdenklich schritt ich und bemerkte nicht
des Krautes Wallen und des Wurmes Licht;
ich sah auch nicht, als stieg die Mondesscheibe.

Grad war der Weg, ganz sonder Steg und Bruch;
so träumt ich fort und, wie ein schlechtes Buch,
ein Pfennigs-Magazin uns auf der Reise

von Station zu Stationen plagt,
hab zehnmal Weggeworfnes ich benagt
und fortgeleiert überdrüßge Weise.

Entwürfe wurden aus Entwürfen reif,
doch, wie die Schlange packt den eignen Schweif,
fand ich mich immer auf derselben Stelle;
da plötzlich fuhr ein plumper Schröter jach
ans Auge mir, ich schreckte auf und lag
am Grund, um mich des Heidekrautes Welle.

Seltsames Lager, das ich mir erkor!
Zur Rechten, Linken schwoll Gestein empor,
gewaltge Blöcke, rohe Porphyrbrote;
mir überm Haupte reckte sich der Bau,
langhaarge Flechten rührten meine Brau,
und mir zu Füßen schwankt die Ginsterlode.

Ich wußte gleich, es war ein Hünengrab,
und fester drückt ich meine Stirn hinab,
wollüstig saugend an des Grauens Süße,
bis es mit eisgen Krallen mich gepackt,
bis wie ein Gletscher=Bronn des Blutes Takt
aufquoll und hämmert unterm Mantelvließe.

Die Decke über mir, gesunken, schief,
an der so blaß gehärmt das Mondlicht schlief,
wie eine Witwe an des Gatten Grab.
Vom Hirtenfeuer Kohlenscheite sahn
so leichenbrandig durch den Thymian,
daß ich sie abwärts schnellte mit dem Stabe.

Husch fuhr ein Kiebitz schreiend aus dem Moos;
ich lachte auf; doch trug wie bügellos
mich Phantasie weit über Spalt und Barren.
Dem Wind hab ich gelauscht so scharf gespannt,
als bring er Kunde aus dem Geisterland,
und immer mußt ich an die Decke starren.

Ha! welche Sehnen wälzten diesen Stein?
Wer senkte diese wüsten Blöcke ein,
als durch das Heid die Totenklage schallte?
Wer war die Drude, die im Abendstrahl
mit Run und Spruch umwandelte das Tal,
indes ihr goldnes Haar im Winde wallte?

Dort ist der Osten; dort, drei Schuh im Grund,
dort steht die Urne, und in ihrem Rund
ein wildes Herz zerstäubt zu Aschenflocken.
Hier lagert sich der Traum vom Opferhain,
und finster schütteln über diesen Stein
die grimmen Götter ihre Wolkenlocken.

Wie, sprach ich Zauberformel? Dort am Damm —
es steigt, es breitet sich wie Wellenkamm,
ein Riesenleib, gewaltger, höher immer;
nun greift es aus mit langgedehntem Schritt,
schau, wie es durch der Eiche Wipfel glitt,
durch seine Glieder zittern Mondenschimmer.

Komm her, komm nieder — um ist deine Zeit!
Ich harre dein, im heilgen Bad geweiht;
noch ist der Kirchenduft in meinem Kleide! —
Da fährt es auf, da ballt es sich ergrimmt,
und langsam, eine dunkle Wolke, schwimmt
es über meinem Haupt entlang die Heide.

Ein Ruf, ein hüpfend Licht — es schwankt herbei —
und — „Herr, es regnet" — sagte mein Lakai,
der ruhig übers Haupt den Schirm mir streckte.
Noch einmal sah ich zum Gestein hinab:
ach Gott, es war doch nur ein rohes Grab,
das armen, ausgedorrten Staub bedeckte!

Mahr, quälendes Nachtgespenst. Schröter, ein Blatthornkäfer. das Heid = das Heidekraut (Erica). Drude = Unholdin, Hexe.

Die Mergelgrube

Stoß deinen Scheit drei Spannen in den Sand,
Gesteine siehst du aus dem Schnitte ragen,
blau, gelb, zinnoberrot, als ob zur Gant
Natur die Trödelbude aufgeschlagen.
Kein Pardelfell war je so bunt gefleckt,
kein Rebhuhn, keine Wachtel so gescheckt,
als das Gerölle, gleißend wie vom Schliff,
sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff
der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze.

Wie zürnend sturt dich an der schwarze Gneis,
Spatkugeln kollern nieder, milchig weiß,
und um den Glimmer fahren Silberblitze,
gesprenkelte Porphyre, groß und klein,
die Ockerdruse und der Feuerstein. —
Nur wenige hat dieser Grund gezeugt,
der sah den Strand, und der des Berges Kuppe;
die zornge Welle hat sie hergescheucht,
Leviathan mit seiner Riesenschuppe,
als schäumend übern Sinai er fuhr,
des Himmels Schleusen dreißig Tage offen,
Gebirge schmolzen ein wie Zuckerkand,
als dann am Ararat die Arche stand,
und eine fremde, üppige Natur
ein neues Leben quoll aus neuen Stoffen. —

Findlinge nennt man sie, weil von der Brust,
der mütterlichen, sie gerissen sind,
in fremde Wiege, schlummernd, unbewußt,
die fremde Hand sie legt wies Findelkind.
O welch ein Waisenhaus ist diese Heide,
die Mohren, Blaßgesicht und rote Haut
gleichförmig hüllet mit dem braunen Kleide!
Wie endlos ihre Zellenreihn gebaut!

Tief ins Gebröckel, in die Mergelgrube
war ich gestiegen, denn der Wind zog scharf;

dort saß ich seitwärts in der Höhlenstube
und horchte träumend auf der Luft Geharf.
Es waren Klänge, wie wenn Geisterhall
melodisch schwinde im zerstörten All,
und dann ein Zischen, wie von Moores Klaffen,
in sich zusammen brodelnd eingesunken,
mir überm Haupt ein Rispeln und ein Schaffen,
als scharre in der Asche man den Funken.
Findlinge zog ich Stück auf Stück hervor
und lauschte, lauschte mit berauschtem Ohr.
Vor mir, um mich der graue Mergel nur;
was drüber, sah ich nicht; doch die Natur
schien mir verödet, und ein Bild erstand
von einer Erde, mürbe, ausgebrannt.
Ich selber schien ein Funken mir, der doch
erzittert in der toten Asche noch,
ein Findling im zerfallnen Weltenbau.
Die Wolke teilte sich, der Wind ward lau;
mein Haupt nicht wagt ich aus dem Hohl zu strecken,
um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
wie neues quoll und altes sich zersetzte. —
War ich der erste Mensch oder der letzte?

Ha, auf der Schieferplatte hier Medusen —
noch schienen ihre Strahlen sie zu zücken,
als sie geschleudert von des Meeres Busen
und das Gebirge sank, sie zu zerdrücken.
Es ist gewiß, die alte Welt ist hin,
ich Petrefakt, ein Mammutsknochen drin!
Und müde, müde sank ich an den Rand
der staubgen Gruft; da rieselte der Grand
auf Haar und Kleider mir, ich ward so grau
wie eine Leich im Katakomben-Bau,
und mir zu Füßen hört ich leises Knirren,
ein Rütteln, ein Gebröckel und ein Schwirren.
Es war der Totenkäfer, der im Sarg
soeben eine frische Leiche barg;

ihr Fuß, ihr Flügelchen emporgestellt
zeigt eine Wespe mir von dieser Welt.
Und anders ward mein Träumen nun gewandet,
zu einer Mumie ward ich versandet,
mein Linnen Staub, fahlgrau mein Angesicht,
und auch der Skarabäus fehlte nicht.

Wie, Leichen über mir? — soeben gar
rollt mir ein Byssusknäuel in den Schoß;
nein, das ist Wolle, ehrlich Lämmerhaar —
und plötzlich ließen mich die Träume los.
Ich gähnte, dehnte mich, fuhr aus dem Hohl,
am Himmel stand der rote Sonneball,
getrübt von Dunst, ein glüher Karneol,
und Schafe weideten am Heidewall.
Dicht über mir sah ich den Hirten sitzen,
er schlingt den Faden, und die Nadeln blitzen,
wie er bedächtig seinen Socken strickt.
Zu mir hinunter hat er nicht geblickt.

„Ave Maria" hebt er an zu pfeifen,
so sacht und schläfrig, wie die Lüfte streifen.
Er schaut so seelengleich die Herde an,
daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann.
Ein Räuspern dann, und langsam aus der Kehle
schiebt den Gesang er in das Garngesträhle:

„Es stehet ein Fischlein in einem tiefen See,
danach tu ich wohl schauen, ob es kommt in die Höh;
wandl ich über Grunheide bis an den kühlen Rhein,
alle meine Gedanken bei meinem Feinsliebchen sein.

Gleich wie der Mond ins Wasser schaut hinein,
und gleich wie die Sonne im Wald gibt güldenen Schein,
also sich verborgen bei mir die Liebe findt,
alle meine Gedanken, sie sind bei dir, mein Kind.

Wer da hat gesagt, ich wollte wandern fort,
der hat sein Feinsliebchen an einem andern Ort;

trau nicht den falschen Zungen, was sie dir blasen ein,
alle meine Gedanken, sie sind bei dir allein."

Ich war hinaufgeklommen, stand am Bord,
dicht vor dem Schäfer, reichte ihm den Knäuel;
er steckt ihn an den Hut und strickte fort,
sein weißer Kittel zuckte wie ein Weihel.
Im Moose lag ein Buch: ich hob es auf —
„Bertuchs Naturgeschichte; lest Ihr das?"
Da zog ein Lächeln seine Lippen auf:
„Der lügt mal, Herr! Doch das ist just der Spaß!
Von Schlangen, Bären, die in Stein verwandelt,
als, wie Genesis sagt, die Schleusen offen;
wärs nicht zur Kurzweil, wär es schlecht gehandelt;
man weiß ja doch, daß alles Vieh versoffen."

Ich reichte ihm die Schieferplatte: „Schau,
das war ein Tier." Da zwinkert er die Brau
und hat mir lange pfiffig nachgelacht —
daß ich verrückt sei, hätt er nicht gedacht! —

Mergel, fette Erde. Gant = Versteigerung. sturen = stieren. Gneis, Spat, Glimmer, Ocker, Gesteinsarten. Leviathan, Name eines Seeungeheuers im Alten Testament. Medusen, Quallenart. Petrefakt, Versteinerung. Mammut, ausgestorbene Elefantenart. Grand, Kiessand. Skarabäus, ein im Altertum heiliger Käfer. Byssus, Muschelseide. Karneol, fleischfarb. Stein. Weihel = Nonnengewand. Genesis, das erste Buch Mosis.

Die Krähen

Heiß, heiß der Sonnenbrand
drückt vom Zenit herunter,
weit, weit der gelbe Sand
zieht sein Gestäube drunter;
nur wie ein grüner Strich
am Horizont die Föhren;
mich dünkt, man müßt es hören,
wenn nur ein Kanker schlich.

Der blasse Äther siecht —
ein Ruhen rings, ein Schweigen,

dem matt das Ohr erliegt;
nur an der Düne steigen
zwei Fichten dürr, ergraut,
wie Trauernde am Grabe,
wo einsam sich ein Rabe
die ruppgen Federn kraut.

Da ziehts im Westen schwer
wie eine Wetterwolke,
kreist um die Föhren her
und fällt am Heidekolke;
und wieder steigt es dann,
es flattert und es ächzet,
und immer näher krächzet
das Galgenvolk heran.

Rechts, wo der Sand sich dämmt,
da lagert es am Hügel;
es badet sich und schwemmt,
stäubt Asche durch die Flügel,
bis jede Feder grau;
dann rasten sie im Bade
und horchen der Suade
der alten Krähenfrau,

die sich im Sande reckt,
das Bein lang ausgeschossen.
Ihr eines Aug gefleckt,
das andre ist geschlossen;
zweihundert Jahr und mehr
gehetzt mit allen Hunden,
schnarrt sie nun ihre Kunden
dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebar!
Wenn er so herstolzierte vor der Schar
und ließ sein bäumend Roß so drehn und schwenken,
da mußt ich immer an Sankt Görgen denken,
den Wettermann, der — als am Schlot ich saß

und ließ die Sonne mir den Rücken brennen —
vom Wind getrillt mich schlug so hart, daß baß
ich es dem alten Raben möchte gönnen,
der dort von seiner Hopfenstange schaut,
als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
dann standen seine Landsknecht auf den Füßen
wie Speere, solche Blicke konnt er schießen.
Einst brach sein Schwert; er riß die Kuppel los,
stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
ganz sonder Witz der Mensch geboren werde:
denn nie hab ich gesehn, daß aus der Schlacht
er eine Leber nur beiseit gebracht.

„An einem Sommertag — heut sind es grad
zweihundertfünfzehn Jahr, es lief die Schnat
am Damme drüben damals bei den Föhren —
da konnte man ein frisch Drommeten hören,
ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
radschlagen sah man Reiter von den Rossen,
und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat und Wachtel liefen kunterbunt
wie junge Kiebitze am sandgen Grund.

„Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
man überschauen konnte recht mit Fug;
dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
hat seinen Stab geschwungen so und so . . .
und wie er schwenkte, zogen die Soldaten. —
Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Loh,
es knallte, daß ich bin zu Fall geraten,
und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
da pfiff der Halberstadt davon zu Roß.

„Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl, ich schwang
mich auf — und nach der Qualm in Strömen drang;
Am Grunde, welch Geschrei, Geschnaub, Geächze!
entlang die Heide fuhr ich mit Gekrächze.
Die Rosse wälzten sich und zappelten,
Todwunde zuckten auf, Landsknecht und Reiter
knirschten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
und mancher hat noch einen Stich versucht,
als über ihn der Bayer weggeflucht.

„Noch lange haben sie getobt, geknallt.
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald,
doch als die Sonne färbt der Föhren Spalten,
ha, welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaust, kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
das gab ein Hacken, Picken, Leich auf Leich —
allein der Halberstadt war nicht darunter:
nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,
wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht."

Sie zuckt die Klaue, kraut den Schopf
und streckt behaglich sich im Bade;
da streckt ein grauer Herr den Kopf,
weit älter als die Schehrazade.
„Ha," krächzt er, „das war wüste Zeit —
da gabs nicht Frauen, wie vor Jahren,
als Ritter mit dem Kreuz gefahren
und man die Münster hat geweiht!"
Er hustet, speit ein wenig Sand und Ton,
dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,
die heilge Frau im Ordenskleide!
Ihr mocht der Weihel süßer stehn,
als andern Güldenstück und Seide.
Kaum war sie holder an dem Tag,

da ihr jungfräulich Haar man fällte,
als ich ans Kirchenfenster schnellte
und schier Tobias Hündlein brach.

„Da stand die alte Gräfin, stand
der alte Graf, geduldig harrend;
er aufs Barettlein in der Hand,
sie fest aufs Paternoster starrend;
ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —
und aus der Mutter Wimpern glitten
zwei Tränen auf der Schaube Mitten,
doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,
von Perlen und Juwel umfunkelt,
bleich war sie, aber nicht von Leid,
ihr Blick, doch nicht von Gram, umdunkelt.
So mild hat sie das Haupt gebeugt,
als woll auf den Altar sie legen
des Haares königlichen Segen,
vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,
ein Mann die Seidenstränge packte,
da faßte mich ein wild Gelüst,
ich schlug die Scheiben, daß es knackte,
und flattert fort, als ob der Stahl
nach meinem Nacken wollte zücken —
ja wahrlich, über Kopf und Rücken
fühlt ich den ganzen Tag mich kahl!

„Und später sah ich manche Stund
sie betend durch den Kreuzgang schreiten,
ihr süßes Auge übern Grund
entlang die Totenlager gleiten;
ins Quadrum flog ich dann hinab,
spazierte auf dem Leichensteine,
sang, oder suchte auch zum Scheine
nach einem Regenwurm am Grab.

„Wie sie gestorben, weiß ich nicht;
die Fenster hatte man verhangen,
ich sah am Vorhang nur das Licht
und hörte, wie die Schwestern sangen;
auch hat man keinen Stein geschafft
ins Quadrum, doch ich hörte sagen,
daß manchem Kranken Heil getragen
der selgen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch gibt es am Kirchenend,
da kann man ins Gewölbe schauen,
wo matt die ewge Lampe brennt,
Steinsärge ragen, fein gehauen;
da streck ich oft im Dämmergrau
den Kopf durchs Gitter, klage, klage
die Schlafende im Sarkophage,
so hold, wie keine Krähenfrau!"

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!"
gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;
matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,
ein Bild gebrochnen Herzens sitzt er da. —

Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!"
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,
von Teut und Thor und von dem Hünengrabe?
Saht ihr den Opferstein" — da mit Gekrächz
hebt sich die Schar und klatscht entlang den Hügel.
Der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz,
die Federn sträubend wie ein zornger Igel;
dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

Kanker, eine Spinnenart. „der Halberstadt", Christian Herzog von Braunschweig, im dreißigjährigen Kriege General. Schnat = Grenze. Scheherazade, Märchenerzählerin in Tausend und eine Nacht. Seladon, Romanfigur eines schmachtenden Liebhabers. Weihel = Nonnengewand. Schaube = Frauenkleid.

Das Hirtenfeuer

Dunkel, Dunkel im Moor,
über der Heide Nacht,
nur das rieselnde Rohr
neben der Mühle wacht,
und an des Rades Speichen
schwellende Tropfen schleichen.

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Grase duckt,
in dem modernden Stumpf
schlafend die Kröte zuckt,
und am sandigen Hange
rollt sich fester die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginster
und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinster,
die löschend niederstäuben;
nun wieder alles dunkel —
ich hör des Stahles Picken,
ein Knistern, ein Gefunkel,
und auf die Flammen zücken.

Und Hirtenbuben hocken
im Kreis umher, sie strecken
die Hände, Torfes Brocken
seh ich die Lohe lecken;
da bricht ein starker Knabe
aus des Gestrüppes Windel
und schleifet nach im Trabe
ein wüst Wacholderbündel.

Er läßts am Feuer kippen —
hei, wie die Buben johlen,
und mit den Fingern schnippen
die Funken-Girandolen!

Wie ihre Zipfelmützen
am Ohre lustig flattern,
und wie die Nadeln spritzen,
und wie die Äste knattern!

Die Flamme sinkt, sie hocken
aufs neu umher im Kreise,
und wieder fliegen Brocken,
und wieder schwelt es leise;
glührote Lichter streichen
an Haarbusch und Gesichte,
und schier Dämonen gleichen
die kleinen Heidewichte.

Der da, der unbeschuhte,
was streckt er in das Dunkel
den Arm wie eine Rute?
Im Kreise welch Gemunkel?
Sie spähn wie junge Geier
von ihrer Ginsterschütte:
ha, noch ein Hirtenfeuer,
recht an des Dammes Mitte!

Man sieht es eben steigen
und seine Schimmer breiten,
den wirren Funkenreigen
übern Wacholder gleiten;
die Buben flüstern leise,
sie räuspern ihre Kehlen,
und alte Heideweise
verzittert durch die Schmehlen:

„Helo, heloe!
Heloe, loe!
Komm du auf unsre Heide,
wo ich mein Schäflein weide,
komm, o komm in unser Bruch,

da gibts der Blümelein genug! —
Helo, heloe!"

Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Tann,
und leise durch den Ginster ziehts heran:

„Helo, heloe!
Ich sitze auf dem Walle,
meine Schäflein schlafen alle,
komm, o komm in unsern Kamp,
da wächst das Gras wie Brahm so lang! —
Heloe, heloe!
Heloe, loe!"

Girandole, Feuerrad. Kamp, eingehegter Acker. Brahm = Ginster.

Der Heidemann (Heidenebel)

„Geht, Kinder, nicht zu weit ins Bruch,
die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
die Biene matter, schlafgehemmt,
am Grunde schwimmt ein blasses Tuch,
der Heidemann kömmt!" —

Die Knaben spielen fort am Raine,
sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
sie plätschern in des Teiches Rinne,
erhaschen die Phalän am Ried
und freun sich, wenn die Wasserspinne
langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras! —
Seht, wo noch grad die Biene saß,
wie weißer Rauch die Glocken füllt.
Scheu aus dem Busche glotzt der Has,
der Heidemann schwillt!" —

Kaum hebt ihr schweres Haupt die Schmehle
noch aus dem Dunst, in seine Höhle
schiebt sich der Käfer, und am Halme
die träge Motte höher kreucht,
sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus!
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
seht, wie bereits der Dorn ergraut,
die Drossel ächzt zum Nest hinaus,
der Heidemann braut!“ —

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
und vor ihm her die Herde schwimmen,
wie Proteus seine Robbenscharen
heimschwemmt im grauen Ozean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren,
und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht!
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
schon an des Pförtchens Klinke reicht;
am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
der Heidemann steigt!“ —

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
noch aus dem Dunste grüne Gipfel,
wie übern Schnee Wacholderbüsche;
ein leises Brodeln quillt im Moor,
ein schwaches Schrillen, ein Gezische
dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt, kommt schnell herein!
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
die Kröte schwillt, die Schlang im Ried;
jetzt ists unheimlich draußen sein,
der Heidemann zieht!“ —

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
zergeht die Fichte, langsam tauchend
steigt Nebelschemen aus dem Moore,
mit Hünenschritten gleitets fort;
ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
des Hünen Glieder zu durchziehen;
es siedet auf, es färbt die Wellen,
der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
der Horizont ein Lavastrich!

„Gott gnad uns! wie es zuckt und dräut,
wies schwelet an der Dünenscheid!
Ihr Kinder, faltet eure Händ,
das bringt uns Pest und teure Zeit —
der Heidemann brennt!" —

Phalänen, eine Schmetterlingsart.

Das Haus in der Heide

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
die strohgedeckte Hütte,
recht wie im Nest der Vogel duckt,
aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fensterloche streckt das Haupt
die weißgestirnte Sterke,
bläst in den Abendduft und schnaubt
und stößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
mit reinlichem Gelände,
wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
das scheint den Grund zu jäten,
nun pflückt sie eine Lilie lind
und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
im Heidekraut sich strecken
und mit des Aves Melodie
träumende Lüfte wecken.

Und von der Tenne ab und an
schallt es wie Hammerschläge,
der Hobel rauscht, es fällt der Span,
und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
sich aus den Föhrenzweigen,
und grade ob der Hütte Dach
scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
es alte Meister hegten,
kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
es auf den Goldgrund legten:

Der Zimmermann — die Hirten gleich
mit ihrem frommen Liede,
die Jungfrau mit dem Lilienzweig,
und rings der Gottesfriede,

des Sternes wunderlich Geleucht
aus zarten Wolkenfloren —
ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?

Sterke = junge Kuh. Sonnenwende = Sonnenblume.

O schaurig ists, übers Moor zu gehn,
wenn es wimmelt vom Heiderauche,
sich wie Phantome die Dünste drehn
und die Ranke häkelt am Strauche,
unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
wenn aus der Spalte es zischt und singt,
o, schaurig ists, übers Moor zu gehn,
wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
und rennt, als ob man es jage;
hohl über die Fläche sauset der Wind —
was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstige Gräberknecht,
der dem Meister die besten Torfe verzecht;
hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein zage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
unheimlich nicket die Föhre,
der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
durch Riesenhalme wie Speere;
und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
das ist die gebannte Spinnlenor,
die den Haspel dreht im Geröhre!

Voran, voran! nur immer im Lauf,
voran, als woll es ihn holen!
Vor seinem Fuße brodelt es auf,
es pfeift ihm unter den Sohlen
wie eine gespenstige Melodei . . .
Das ist der Geigemann ungetreu!
das ist der diebische Fiedler Knauf,
der den Hochzeitheller gestohlen!

Da birst das Moor, ein Seufzer geht
hervor aus der klaffenden Höhle;
weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe springt wie ein wundes Reh;
wär nicht Schutzengel in seiner Näh,
seine bleichenden Knöchelchen fände spät
ein Gräber im Moorgeschwele.

Da mählich gründet der Boden sich,
und drüben, neben der Weide,
die Lampe flimmert so heimatlich,
der Knabe steht an der Scheide.
Tief atmet er auf, zum Moor zurück
noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre wars fürchterlich,
o, schaurig wars in der Heide!

Die Elemente Luft: Der Morgen, der Jäger.

Wo die Felsenlager stehen,
sich des Schnees Daunen blähen
auf des Chimborasso Höhen
ist der junge Strahl erwacht;
regt und dehnt die rosgen Glieder,
schüttelt dann sein Goldgefieder,
mit dem Flimmerauge nieder
blinzt er in des Tales Schacht.
Hörst du, wie es fällt und steigt?
Fühlst du, wie es um dich streicht?
Dringt zu dir im weichen Duft
nicht der Himmelsodem — Luft?

ins frische Land der Jäger tritt:
„Gegrüßt du fröhlicher Morgen!
Gegrüßt du Sonn, mit dem leichten Schritt
wir beide ziehn ohne Sorgen.

Und dreimal gegrüßt, mein Geselle Wind,
der stets mir wandelt zur Seite,
im Walde flüstert durch Blätter lind,
zur Höh gibt springend Geleite.
Und hat die Gems, das listige Tier,
mich verlockt in ihr zackiges Felsrevier,
wie sind wir drei dann so ganz allein,
du, Luft, und ich und der uralte Stein!"

Die Elemente Wasser: Der Mittag, der Fischer.

Alles still ringsum —
die Zweige ruhen, die Vögel sind stumm.
Wie ein Schiff, das im vollen Gewässer brennt,
und das die Windsbraut jagt,
so durch den Azur die Sonne rennt
und immer flammender tagt.
Natur schläft — ihr Odem steht,
ihre grünen Locken hangen schwer,
nur auf und nieder ihr Pulsschlag geht
ungehemmt im heiligen Meer.
Jedes Räupchen sucht des Blattes Hülle,
jeden Käfer nimmt sein Grübchen auf;
nur das Meer liegt frei in seiner Fülle
und blickt zum Firmament hinauf.

In der Bucht wiegt ein Kahn,
ausgestreckt der Fischer drin,
und die lange Wasserbahn
schaut er träumend überhin.
Neben ihm die Zweige hängen,
unter ihm die Wellchen drängen,
plätschernd in der blauen Flut
schaukelt seine heiße Hand:
„Wasser," spricht er, „Welle gut,
hauchst so kühlig an den Strand.

Du, der Erde köstlich Blut,
meinem Blute nah verwandt,
sendest deine blanken Wellen,
die jetzt kosend um mich schwellen,
durch der Mutter weites Reich,
Börnlein, Strom und glatter Teich,
und an meiner Hütte gleich
schlürf ich dein geläutert Gut,
und du wirst mein eigen Blut,
liebe Welle! heilge Flut!" —
Leiser plätschernd schläft er ein,
und das Meer wirft seinen Schein
um Gebirg und Feld und Hain;
und das Meer zieht seine Bahn
um die Welt und um den Kahn.

Rötliche Flöckchen ziehen
über die Berge fort,
und wie Purpurgewänder
und wie farbige Bänder
flattert es hier und dort
in der steigenden Dämmrung Hort.

Gleich einem Königsgarten,
den verlassen die Fürstin hoch —
nur in der Kühle ergehen
und um die Beete sich drehen
flüsternd ein paar Hoffräulein noch.

Da des Himmels Vorhang sinkt,
öffnet sich der Erde Brust;
leise, leise Kräutlein trinkt
und entschlummert unbewußt;
und sein furchtsam Wächterlein,

Würmchen mit dem grünen Schein,
zündet an dem Glühholz sein
Leuchtchen klein.

Der Gärtner, über die Blumen gebeugt,
spürt an der Sohle den Tau,
gleich vom nächsten Halme er streicht
lächelnd die Tropfen lau;
geht noch einmal entlang den Wall,
prüft jede Knospe genau und gut:

„Schlaft denn," spricht er, „ihr Kindlein all,
schlafet! ich laß euch der Mutter Hut;
liebe Erde, mir sind die Wimpern schwer,
hab die letzte Nacht durchwacht,
breit wohl deinen Taumantel um sie her,
nimm wohl mir die Kleinen in acht."

Die Elemente Feuer: Die Nacht, der Hammerschmied.

Dunkel! All Dunkel schwer!
Wie Riesen schreiten Wolken her —
über Gras und Laub
wirbelts wie schwarzer Staub;
hier und dort ein grauer Stamm,
am Horizont des Berges Kamm
hält die gespenstige Wacht,
sonst alles Nacht — Nacht — nur Nacht.

Was blitzt dort auf? — ein roter Stern —
nun scheint es nah, nun wieder fern;
schau! wie es zuckt und zuckt und schweift,
wies ringelnd gleich der Schlange pfeift,
Nun am Gemäuer glimmt es auf,
unwillig wirfts die Asch hinauf,
und wirbelnd überm Dach hervor
die Funkensäule steigt empor.

Und dort der Mann im rußgen Kleid
— sein Angesicht ist bleich und kalt,
ein Bild der listigen Gewalt —
wie er die Flamme dämpft und facht
und hält den Eisenblock bereit!
Den soll ihm die gefangne Macht,
die wilde hartbezähmte Glut
zermalmen gleich in ihrer Wut.

Schau, wie das Feuer sich zersplittert,
wies tückisch an der Kohle knittert,
lang aus die rote Kralle streckt
und nach dem Kerkermeister reckt,
wies vor verhaltnem Grimme zittert:
„O, hätt ich dich, o könnte ich
mit meinen Klauen fassen dich!
Ich lehrte dich den Unterschied
von dir zu Elementes Zier,
an deinem morschen, staubgen Glied,
du ruchlos Menschentier!"

Die tote Lerche

Ich stand an deines Landes Grenzen,
an deinem grünen Saatenwald,
und auf des ersten Strahles Glänzen
ist dein Gesang herabgewallt.
Der Sonne schwirrtest du entgegen,
wie eine Mücke nach dem Licht,
dein Lied war wie ein Blütenregen,
dein Flügelschlag wie ein Gedicht.

Da war es mir, als müsse ringen
ich selber nach dem jungen Tag,
als horch ich meinem eignen Singen
und meinem eignen Flügelschlag;

die Sonne sprühte glühe Funken,
in Flammen brannte mein Gesicht,
ich selber taumelte wie trunken,
wie eine Mücke nach dem Licht.

Da plötzlich sank und sank es nieder,
gleich toter Kohle in die Saat,
noch zucken sah ich kleine Glieder
und bin erschrocken dann genaht;
dein letztes Lied, es war verklungen,
du lagst, ein armer kalter Rest,
am Strahl verflattert und versungen,
bei deinem halbgebauten Nest.

Ich möchte Tränen um dich weinen,
wie sie das Weh vom Herzen drängt,
denn auch mein Leben wird verscheinen,
ich fühls, versungen und versengt.
Dann du, mein Leib, ihr armen Reste!
Dann nur ein Grab auf grüner Flur,
und nah nur, nah bei meinem Neste,
in meiner stillen Heimat nur!

Am Bodensee

Über Gelände, matt gedehnt,
hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,
müde, müde die Luft am Strande stöhnt,
wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt.
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
im öden Turme kein Heimchen schrillt,
nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
in dem zitternden Element.

Ich hör es wühlen am feuchten Strand,
mir unterm Fuße es wühlen fort,

die Kiesel knistern, es rauscht der Sand,
und Stein an Stein entbröckelt dem Bord.
An meiner Sohle zerfährt der Schaum,
eine Stimme klaget im hohlen Grund,
gedämpft, mit halbgeschlossenem Mund,
wie des grollenden Wetters Traum.

Ich beuge mich lauschend am Turme her,
Sprühregenflitter fährt in die Höh.
Ha, meine Locke ist feucht und schwer!
Was treibst du denn, unruhiger See?
Kann dir der heilige Schlaf nicht nahn?
Doch nein, du schläfst, ich seh es genau,
dein Auge decket die Wimper grau,
am Ufer schlummert der Kahn.

Hast du so vieles, so vieles erlebt,
daß dir im Traume es kehren muß,
daß dein gleißender Nerv erbebt,
naht ihm am Strand eines Menschen Fuß?
Dahin, dahin! die einst so gesund,
so reich und mächtig, so arm und klein,
und nur ihr flüchtiger Spiegelschein
liegt zerflossen auf deinem Grund.

Der Ritter, so aus der Burg hervor
vom Hange trabte in aller Früh,
— jetzt nickt die Esche vom grauen Tor,
am Zwinger zeichnet die Mylady —
das arme Mütterlein, das gebleicht
sein Leichenhemde den Strand entlang,
der Kranke, der seinen letzten Gang
an deinem Borde gekeucht.

Das spielende Kind, das neckend hier
sein Schneckenhäuschen geschleudert hat,
die glühende Braut, die lächelnd dir

von der Ringelblume gab Blatt um Blatt,
der Sänger, der mit trunkenem Aug
das Metrum geplätschert in deiner Flut,
der Pilger, so am Gesteine geruht:
Sie alle dahin wie Rauch!

Bist du so fromm, alte Wasserfei,
hältst nur umschlungen, läßt nimmer los?
Hat sich aus dem Gebirge die Treu
geflüchtet in deinen heiligen Schoß?
O, schau mich an! ich zergeh wie Schaum,
wenn aus dem Grabe die Distel quillt,
dann zuckt mein längst zerfallnes Bild
wohl einmal durch deinen Traum!

Grüße

Steigt mir in diesem fremden Lande
die allbekannte Nacht empor,
klatscht es wie Hufesschlag vom Strande,
rollt sich die Dämmerung hervor
gleich Staubeswolken mir entgegen
von meinem lieben starken Nord,
und fühl ich meine Locken regen
der Luft geheimnisvolles Wort,

dann ist es mir, als hör ich reiten
und klirren und entgegenziehn
mein Vaterland von allen Seiten,
und seine Küsse fühl ich glühn;
dann wird des Windes leises Munkeln
mir zu verworrnen Stimmen bald,
und jede schwache Form im Dunkeln
zur tiefvertrautesten Gestalt.

Und meine Arme muß ich strecken,
muß Küsse, Küsse hauchen aus,

wie sie die Leiber könnten wecken,
die modernden, im grünen Haus;
muß jeden Waldeswipfel grüßen,
und jede Heid und jeden Bach,
und alle Tropfen, die da fließen,
und jedes Hälmchen, das noch wach.

Du, Vaterhaus, mit deinen Türmen,
vom stillen Weiher eingewiegt,
wo ich in meines Lebens Stürmen
so oft erlegen und gesiegt; —
ihr breiten, laubgewölbten Hallen,
die jung und fröhlich mich gesehn,
wo ewig meine Seufzer wallen
und meines Fußes Spuren stehn.

Du feuchter Wind von meinen Heiden,
der wie verschämte Klage weint,
du Sonnenstrahl, der so bescheiden
auf ihre Kräuter niederscheint; —
ihr Gleise, die mich fortgetragen,
ihr Augen, die mir nachgeblinkt,
ihr Herzen, die mir nachgeschlagen,
ihr Hände, die mir nachgewinkt.

Und Grüße, Grüße, Dach, wo nimmer
die treuste Seele mein vergißt
und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer
für mich den Abendsegen liest,
wo bei des Hahnes erstem Krähen
sie matt die graue Wimper streicht
und einmal noch vor Schlafengehen
an mein verlaßnes Lager schleicht.

Ich möcht euch alle an mich schließen,
ich fühl euch alle um mich her,
ich möchte mich in euch ergießen,

gleich siechem Bache in das Meer.
O, wüßtet ihr, wie krank gerötet,
wie fieberhaft ein Äther brennt,
wo keine Seele für uns betet,
und keiner unsre Toten kennt!

Die vorletzte Strophe bezieht sich auf Annettens alte Amme.

Am Turme

Ich steh auf hohem Balkone am Turm,
umstrichen vom schreienden Stare,
und laß gleich einer Mänade den Sturm
mir wühlen im flatternden Haare.
O wilder Geselle, o toller Fant,
ich möchte dich kräftig umschlingen,
und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh ich am Strand, so frisch
wie spielende Doggen, die Wellen
sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch
und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht ich hinein alsbald,
recht in die tobende Meute,
und jagen durch den korallenen Wald
das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh ich ein Wimpel wehn
so keck wie eine Standarte,
seh auf und nieder den Kiel sich drehn
von meiner luftigen Warte.
O, sitzen möcht ich im kämpfenden Schiff,
das Steuerruder ergreifen
und zischend über das brandende Riff
wie eine Seemöwe streifen.

Wär ich ein Jäger auf freier Flur,
ein Stück nur von einem Soldaten,
wär ich ein Mann doch mindestens nur,
so würde der Himmel mir raten.
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
gleich einem artigen Kinde,
und darf nur heimlich lösen mein Haar
und lassen es flattern im Winde!

Das öde Haus

Tiefab im Tobel liegt ein Haus,
zerfallen nach des Försters Tode,
dort ruh ich manche Stunde aus,
vergraben unter Rank und Lode;
s ist eine Wildnis, wo der Tag
nur halb die schweren Wimpern lichtet;
der Felsen tiefe Kluft verdichtet
ergrauter Äste Schattenhag.

Ich horche träumend, wie im Spalt
die schwarzen Fliegen taumelnd summen,
wie Seufzer streifen durch den Wald,
am Strauche irre Käfer brummen;
wenn sich die Abendröte drängt
an sickernden Geschiefers Lauge,
dann ists, als ob ein trübes Auge,
ein rotgeweintes drüber hängt.

Wo an zerrißner Laube Joch
die langen magern Schossen streichen,
an wildverwachsner Hecke noch
im Moose Nelkensprossen schleichen,
dort hat vom tröpfelnden Gestein
das dunkle Naß sich durchgesogen,
kreucht um den Buchs in trägen Bogen
und sinkt am Fenchelstrauche ein.

Das Dach, von Moose überschwellt,
läßt wirre Schober niederragen,
und eine Spinne hat ihr Zelt
im Fensterloche aufgeschlagen;
da hängt, ein Blatt von zartem Flor,
der schillernden Libelle Flügel,
und ihres Panzers goldner Spiegel
ragt kopflos am Gesims hervor.

Zuweilen hat ein Schmetterling
sich gaukelnd in der Schlucht gefangen
und bleibt sekundenlang am Ring
der kränkelnden Narzisse hangen;
streicht eine Taube durch den Hain,
so schweigt am Tobelrand ihr Girren,
man höret nur die Flügel schwirren
und sieht den Schatten am Gestein.

Und auf dem Herde, wo der Schnee
seit Jahren durch den Schlot geflogen,
liegt Aschenmoder feucht und zäh,
von Pilzes Glocken überzogen;
noch hängt am Mauerpflock ein Rest
verwirrten Wergs, das Seil zu spinnen,
wie halbvermorschtes Haar, und drinnen
der Schwalbe überjährig Nest.

Und von des Balkens Haken nickt
ein Schellenband an Schnall und Riemen,
mit grober Wolle ist gestickt
„Diana" auf dem Lederstriemen;
ein Pfeifchen auch vergaß man hier,
als man den Tannensarg geschlossen;
den Mann begrub man, totgeschossen
hat man das alte treue Tier.

Sitz ich so einsam am Gesträuch
und hör die Maus im Laube schrillen,

das Eichhorn blafft von Zweig zu Zweig.
am Sumpfe läuten Unk und Grillen —
wie Schauer überläufts mich dann
als hör ich klingeln noch die Schellen,
im Walde die Diana bellen
und pfeifen noch den toten Mann.

Mondesaufgang

An des Balkones Gitter lehnte ich
und wartete, du mildes Licht, auf dich.
Hoch über mir, gleich trübem Eiskristalle
zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle.
Der See verschimmerte mit leisem Dehnen,
zerfloßne Perlen oder Wolkentränen?
Es rieselte, es dämmerte um mich,
ich wartete, du mildes Licht, auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm;
im Laube summte der Phalänen Reigen,
die Feuerfliege sah ich glimmend steigen,
und Blüten taumelten wie halb entschlafen;
mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
und Bildern seliger Vergangenheit. — —

Das Dunkel stieg, die Schatten drangen ein —
wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein? —
Sie drangen ein, wie sündige Gedanken.
Des Firmamentes Woge schien zu schwanken,
verzittert war der Feuerfliege Funken,
längst die Phaläne an den Grund gesunken,
nur Bergeshäupter standen hart und nah,
ein düstrer Richterkreis, im Düster da.

Und Zweige zischelten an meinem Fuß,
wie Warnungsflüstern oder Todesgruß;
ein Summen stieg im weiten Wassertale,
wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
mir war, als müßte etwas Rechnung geben,
als stehe zagend ein verlornes Leben,
als stehe ein verkümmert Herz allein,
einsam mit seiner Schuld und seiner Pein. — —

Da — auf die Wellen sank ein Silberflor,
und langsam stiegst du, frommes Licht, empor;
der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,
und aus den Richtern wurden sanfte Greise;
der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,
an jedem Zweige sah ich Tropfen blinken,
und jeder Tropfen schien ein Kämmerlein,
drin flimmerte der Heimatlampe Schein.

O, Mond, du bist mir wie ein später Freund,
der seine Jugend dem Verarmten eint,
um seine sterbenden Erinnerungen
des Lebens zarten Widerschein geschlungen,
bist keine Sonne, die entzückt und blendet,
in Feuerströmen lebt, in Blute endet,
bist, was dem kranken Sänger sein Gedicht,
ein fremdes, aber o ein mildes Licht.

Phalänen, eine Schmetterlingsart.

Im Grase

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
von des Krautes Arom umhaucht,
tiefe Flut, tief tieftrunkne Flut,
wenn die Wolk am Azure verraucht,
wenn aufs müde, schwimmende Haupt
süßes Lachen gaukelt herab,
liebe Stimme säuselt und träuft
wie die Lindenblüt auf ein Grab.

Wenn im Busen die Toten dann,
jede Leiche sich streckt und regt,
leise, leise den Odem zieht,
die geschloßne Wimper bewegt,
tote Lieb, tote Lust, tote Zeit,
all die Schätze im Schutt verwühlt,
sich berühren mit schüchternem Klang
gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß
eines Strahls auf den trauernden See,
als des ziehenden Vogels Lied,
das mir niederperlt aus der Höh,
als des schillernden Käfers Blitz,
wenn den Sonnenpfad er durcheilt,
als der flüchtige Druck einer Hand,
die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur
dieses eine: nur für das Lied
jedes freien Vogels im Blau
eine Seele, die mit ihm zieht,
nur für jeden kärglichen Strahl
meinen farbigschillernden Saum,
jeder warmen Hand meinen Druck,
und für jedes Glück einen Traum.

Die Schenke am See (An Levin Schücking)

Ists nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund,
das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
wo so possierlich uns der Wirt erscheint,
so übermächtig sich die Landschaft breitet;
wo uns ergötzt im neckischen Kontrast
das Wurzelmännchen mit verschmitzter Miene,
das wie ein Aal sich schlingt und kugelt fast,
im Angesicht der stolzen Alpenbühne?

Sitz nieder! — Trauben! und behend erscheint
zopfwedelnd der geschäftige Pygmäe;
o sieh, wie die verletzte Beere weint
blutige Tränen um des Reifes Nähe.
Frisch! greif in die kristallne Schale, frisch!
Die saftigen Rubine glühn und locken;
schon fühl ich an des Herbstes reichem Tisch
den kargen Winter nahn auf leisen Socken.

Das sind dir Hieroglyphen, junges Blut,
und ich, ich will an deiner lieben Seite
froh schlürfen meiner Neige letztes Gut,
schau her, schau drüben in die Näh und Weite;
wie uns zur Seite sich der Felsen bäumt,
als könnten wir mit Händen ihn ergreifen,
wie uns zu Füßen das Gewässer schäumt,
als könnten wir im Schwunge drüber streifen!

Hörst du das Alphorn überm blauen See?
So klar die Luft, mich dünkt, ich seh den Hirten
heimzügeln von der duftbesäumten Höh —
wars nicht, als ob die Rinderglocken schwirrten?
Dort, wo die Schlucht in das Gestein sich drängt,
mich dünkt, ich seh den kecken Jäger schleichen;
wenn eine Gemse an der Klippe hängt,
gewiß, mein Auge müßte sie erreichen.

Trink aus! — die Alpen liegen stundenweit,
nur nah die Burg, uns heimisches Gemäuer,
wo Träume lagern lang verschollner Zeit,
seltsame Mär und zornge Abenteuer.
Wohl ziemt es mir, in Räumen schwer und grau,
zu grübeln über dunkler Taten Reste,
doch du, Levin, schaust aus dem grimmen Bau
wie eine Schwalbe aus dem Mauerneste.

Sieh drunten auf dem See im Abendrot
die Taucherente hin und wieder schlüpfend!

Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Lot,
nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;
seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;
du flüsterst lächelnd: immer kommt sie auf! —
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!

Noch einen Blick dem segensreichen Land,
den Hügeln, Auen, üppgem Wellenrauschen.
Und heimwärts dann, wo von der Zinne Rand
freundliche Augen unserm Pfade lauschen;
brich auf! — da haspelt in behendem Lauf
das Wirtlein Abschied wedelnd uns entgegen:
„— Geruhge Nacht — stehns nit zu zeitig auf! —"
Das ist der lustgen Schwaben Abendsegen.

An Levin Schücking

Kein Wort, und wär es scharf wie Stahles Klinge,
soll trennen, was in tausend Fäden eins,
so mächtig kein Gedanke, daß er dringe
vergällend in den Becher reinen Weins.
Das Leben ist so kurz, das Glück so selten,
so großes Kleinod: einmal sein statt gelten!

Hat das Geschick uns, wie in frevlem Witze,
auf feindlich starre Pole gleich erhöht,
so wisse, dort, dort auf der Scheidung Spitze
herrscht, König über alle, der Magnet,
nicht fragt er, ob ihn Fels und Strom gefährde,
ein Strahl fährt mitten er durchs Herz der Erde.

Blick in mein Auge, — ist es nicht das deine,
ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?
Du lächelst — und das Lächeln ist das meine,
an gleicher Lust und gleichem Sinnen reich;

worüber alle Lippen freundlich scherzen,
wir fühlen heilger es im eignen Herzen.

Pollux und Kastor, — wechselnd Glühn und Bleichen,
des Einen Licht geraubt dem Andern nur,
und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. —
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern sich die holde Mythe,
wo überm Helm die Zwillingsflamme glühte.

An Levin Schücking

Zum zweiten Male will ein Wort
sich zwischen unsre Herzen drängen,
den felsbewachten Erzeshort
will eines Knaben Mine sprengen.
Sieh mir ins Auge, wende nicht
das deine nach des Fensters Borden,
ist denn so fremd dir mein Gesicht,
denn meine Sprache dir geworden?

Sieh freundlich mir ins Auge, schuf
Natur es gleich im Eigensinne
nach harter Form, muß ihrem Ruf
antworten ich mit scharfer Stimme;
der Vogel singt, wie sie gebeut,
Libelle zieht die farbgen Ringe,
und keine Seele hat bis heut
sie noch gezürnt zum Schmetterlinge.

Still ließ an meiner Jahre Rand
die Parze ihre Spindel schlüpfen,
zu strecken meint ich nur die Hand,
um alte Fäden anzuknüpfen,
da fand den deinen ich so reich,
fand ihn so vielbewegt verschlungen,

darf es dich wundern, wenn nicht gleich
so Ungewohntes mir gelungen?

Daß manches schroff in mir und steil,
wer könnte, ach, wie ich es wissen!
Es ward zu meiner Seele Heil
mein zweites zarteres Gewissen,
es hat den Übermut gedämpft,
der mich gigantengleich bezwungen,
hat glühend, wie die Reue kämpft,
mit dem Dämone oft gerungen.

Doch du, das tief versenkte Blut
in meinem Herzen, durftest denken,
so wolle ich mein eignes Gut,
so meine eigne Krone kränken?
O, sorglos floß mein Wort und bunt,
im Glauben, daß es dich ergötze,
daß nicht geschaffen dieser Mund
zu einem Hauch, der dich verletze.

Sieh her, nicht eine Hand dir nur,
ich reiche beide dir entgegen,
zum Leiten auf verlorne Spur,
zum Liebespenden und zum Segen.
Nur ehre ihn, der angefacht
das Lebenslicht an meiner Wiege,
nimm mich, wie Gott mich hat gemacht,
und leih mir keine fremden Züge!

Lebt wohl (An Levin und Luise Schücking)

Lebt wohl, es kann nicht anders sein!
Spannt flatternd eure Segel aus,
laßt mich in meinem Schloß allein,
im öden geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
und meinen letzten Sonnenstrahl;
er scheide, scheide nur sogleich,
denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Sees Bord,
mich schaukelnd mit der Wellen Strich,
allein mit meinem Zauberwort,
dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
erschüttert, aber nicht zerdrückt,
solange noch das heilge Licht
auf mich mit Liebesaugen blickt.

Solange mir der frische Wald
aus jedem Blatt Gesänge rauscht,
aus jeder Klippe, jedem Spalt
befreundet mir der Elfe lauscht.

Solange noch der Arm sich frei
und waltend mir zum Äther streckt,
und jedes wilden Geiers Schrei
in mir die wilde Muse weckt.

Kinderspiel

Wie sind meine Finger so grün,
Blumen hab ich zerrissen;
sie wollten für mich blühn
und haben sterben müssen.
Sie neigten sich in mein Angesicht
wie fromme schüchterne Lider,
ich war in Gedanken, ich achtets nicht
und bog sie zu mir nieder,
zerriß die lieben Glieder
in sorgenlosem Mut.

Da floß ihr grünes Blut
um meine Finger nieder.
Sie klagten nicht, sie weinten nicht,
sie starben ohne Laut,
nur dunkel ward ihr Angesicht,
wie wenn der Himmel graut.
Sie konntens mir nicht ersparen,
sonst hätten sie es getan,
wo bin ich hingefahren
in trübem Sinneswahn?

O töricht Kinderspiel,
o schuldlos Blutvergießen!
Gleichts auch dem Leben viel,
laßt mich die Augen schließen,
denn was geschehn ist, ist geschehn,
und wer kann für die Zukunft stehn?

Die Schulen

Kennst du den Saal? — ich schleiche sacht vorbei,
„Der alte Teufel tot, die Götter neu" —
und was man Großes sonst darin mag hören.
Wie üppig wogend drängt der Jugend Schwarm!
Wie reich und glänzend! — aber ich bin arm,
da will ich lieber eure Lust nicht stören.

Dann das Gewölb — mir wird darin nicht wohl,
wo man der Gruft den modernden Obol
entschaufelt und sich drüberlegt zum Streite;
ergraute Häupter nicken rings herum,
wie weis und gründlich! — aber ich bin dumm,
da schleich ich lieber ungesehn beiseite.

Doch die Katheder im Gebirge nah —
der Meister unsichtbar, doch laut Hurra
ihm Wälder, Strom und Sturmesflügel rauschen,

Matrikel ist des Herzens frischer Schlag,
da will zeitlebens ich, bei Nacht und Tag,
demütger Schüler seinen Worten lauschen.

[1842 durch den Aufenthalt in Bonn (auf der Reise von Meersburg nach Rüschhaus) angeregt, wo Annette als junges Mädchen ihre Freundin Frau Mertens gepflegt hatte.]

Nach fünfzehn Jahren

Wie hab ich doch so manche Sommernacht,
du düstrer Saal, in deinem Raum verwacht!
Und du, Balkon, auf dich bin ich getreten,
um leise für ein teures Haupt zu beten,
wenn hinter mir aus des Gemaches Tiefen
wie Hilfewimmern bange Seufzer riefen,
die Odemzüge aus geliebtem Mund;
ja, bitter weint ich — o Erinnerung! —
Doch trug ich mutig es, denn ich war jung,
war jung noch und gesund.

Du Bett mit seidnem Fransenhang geziert,
wie hab ich deine Falten oft berührt,
mit leiser, leiser Hand gehemmt ihr Rauschen,
wenn ich mich beugte durch den Spalt zu lauschen,
mein Haupt so müde, daß es schwamm wie trunken,
so matt mein Knie, daß es zum Grund gesunken!
Mechanisch löste ich der Zöpfe Bund
und sucht im frischen Trunk Erleichterung;
ach, alles trägt man leicht, ist man nur jung,
nur jung noch und gesund!

Und als die Rose, die am Stock erblich,
sich wieder auf die kranke Wange schlich,
wie hab ich an dem Pfeilertische drüben
dem Töchterchen geringelt seine lieben
goldbraunen Löckchen! wie ich mich beflissen,
eh ich es führte an der Mutter Kissen!

Und gute Sitte flüstert ich ihm ein,
gelobte ihm die Fabel von dem Schaf
und sieben Zicklein, wenn es wolle brav,
recht brav und sittig sein.

Und dort die Hütte in der Tannenschlucht,
da naschten sie und ich der Rebe Frucht,
da fühlten wir das Blut so keimend treiben,
als müß es immer frisch und schäumend bleiben;
des Überstandnen lachten wir im Hafen:
Wie ich geschwankt, wie stehend ich geschlafen;
und wandelten am Rasenstreifen fort,
und musterten der Stämmchen schlanke Reihn,
und schwärmten, wie es müsse reizend sein
nach fünfzehn Jahren dort! ...

O fünfzehn Jahre, lange öde Zeit!
Wie sind die Bäume jetzt so starr und breit!
Der Hütte Tür vermocht ich kaum zu regen,
da schoß mir Staub und wüst Gerüll entgegen.
Und an dem blanken Gartensaale drüben,
da steht ne schlanke Maid mit ihrem Lieben,
die schaun sich lächelnd in der Seele Grund,
in ihren braunen Locken rollt der Wind;
Gott segne dich, du bist geliebt, mein Kind,
bist fröhlich und gesund!

Sie aber, die vor Lustren dich gebar,
wie du so schön, so frisch und jugendklar,
sie steht mit einer an des Parkes Ende
und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,
mit einer, wie du nimmer möchtest denken,
so könne deiner Jugend Flut sich senken;
sie schaun sich an, du nennst vielleicht es kalt,
zwei starre Stämme, aber sonder Wank
und sonder Tränenquell, denn sie sind krank,
ach, beide krank und alt!

Lustrum, ein Zeitraum von fünf Jahren.

Die Unbesungenen

S gibt Gräber, wo die Klage schweigt
und nur das Herz von innen blutet,
kein Tropfen in die Wimper steigt
und doch die Lava drinnen flutet;
s gibt Gräber, die wie Wetternacht
an unserm Horizonte stehn
und alles Leben niederhalten,
und doch, wenn Abendrot erwacht,
mit ihren goldnen Flügeln wehn
wie milde Saraphimgestalten.

Zu heilig sind sie für das Lied,
und mächtge Redner doch vor allen,
sie nennen dir, was nimmer schied,
was nie und nimmer kann zerfallen.
O, wenn dich Zweifel drückt herab,
und möchtest atmen Ätherluft,
und möchtest schauen Seraphsflügel,
dann tritt an deines Vaters Grab,
dann tritt an deines Bruders Gruft,
dann tritt an deines Kindes Hügel!

An eine Freundin (Mit den Gedichten)

Auf hohem Felsen lieg ich hier,
der Krankheit Nebel über mir,
und unter mir der tiefe See
mit seiner nächtgen Klage Weh,
mit seinem Jubel, seiner Lust,
wenn buntgeschmückte Wimpel fliegen,
mit seinem Dräun aus hohler Brust,
wenn Sturm und Welle sich bekriegen.

Mir ist er gar ein trauter Freund,
der mit mir lächelt, mit mir weint,

ist, wenn er grünlich golden ruht,
mir eine sanfte Zauberflut,
aus deren tiefem, klarem Grund
Gestalten meines Lebens steigen,
geliebte Augen, süßer Mund
sich lächelnd, tröstend zu mir neigen.

Wie hab ich schon so manche Nacht
des Mondes Widerschein bewacht!
Die klare Bahn auf dunklem Grün,
wo meiner Toten Schatten ziehn;
wie manchen Tag den lichten Hang,
bewegt von hüpfend leichten Schritten,
auf dem mit leisem Geistergang
meiner Lebendgen Bilder glitten.

Und als dein Bild vorüberschwand,
da streckte ich nach dir die Hand,
und meiner Seele ward es weh,
daß dir verborgen ihre Näh;
so nimm denn meine Lieder nun
als liebesrote Flammenzungen,
laß sie in deinem Busen ruhn
und denk, ich hab sie dir gesungen.

Meine Sträuße

So oft mir ward eine liebe Stund
unterm blauen Himmel im Freien,
da habe ich, zu des Gedenkens Bund,
das Zeichen geflochten mit Treuen:
einen schlichten Kranz, einen wilden Strauß,
ließ drüber die Seele wallen;
nun stehe ich einsam im stillen Haus
und sehe die Blätter zerfallen.

Vergißmeinnicht mit dem Rosaband —
das waren dämmrige Tage,
als euch entwandte der Freundin Hand
dem Weiher drüben am Hage;
wir schwärmten in wirrer Gefühle Flut,
in sechzehnjährigen Schmerzen;
nun schläft sie lange. — Sie war doch gut,
ich liebte sie recht von Herzen.

Gar weite Wege hast du gemacht,
Kamelia, staubige Schöne,
in deinem Kelche die Flöte wacht,
Trompeten und Zimbelgetöne;
wie zitterten durch das grüne Revier
buntfarbige Lampen und Schleier!
Da brach der zierliche Gärtner mir
den Strauß beim bengalischen Feuer.

Dies Alpenröschen nährte mit Schnee
ein eisgrau starrender Riese;
und diese Tange entfischt ich der See
aus Muschelgescherbe und Kiese.
Es war ein volles, gesegnetes Jahr,
die Trauben hingen gleich Pfunden,
als aus der Rebe flatterndem Haar
ich diesen Kranz mir gewunden.

Und ihr, meine Sträuße vom wilden Heid,
mit lockerem Halme geschlungen,
o süße Sonne, o Einsamkeit,
die uns redet mit heimischen Zungen!
Ich hab sie gepflückt an Tagen so lind,
wenn die goldenen Käferchen spielen,
dann fühlte ich mich meines Landes Kind,
und die fremden Schlacken zerfielen.

Und wenn ich grüble an meinem Teich,
im duftigen Moose gestrecket,

wenn aus dem Spiegel mein Antlitz bleich
mit rieselndem Schauer mich necket,
dann lang ich sachte, sachte hinab
und fische die träufelnden Schmehlen;
dort hängen sie, drüben am Fensterstab,
wie arme vertrocknete Seelen.

So mochte ich still und heimlich mir
eine Zauberhalle bereiten,
wenn es dämmert, dort, und drüben, und hier
von den Wänden seh ich es gleiten;
eine Fei entschleicht der Kamelia sich,
Liebesseufzer stöhnet die Rose,
und wie Blutes Adern umschlingen mich
meine Wasserfäden und Moose.

Aus „Das malerische und romantische Westfalen".

Das Fegefeuer des westfälischen Adels

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,
und nicht, wo der greuliche Höllenschlund,
ob auch die Wolke zittert im Licht,
ob siedet und qualmet Vulkanes Mund;
doch, wo die westfälischen Edeln müssen
sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,
das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, nicht öde und schwer,
ein Aschenschleier hing in der Luft;
der Wanderbursche schritt flink einher,
mit Wollust saugend den Heimatduft;
o bald, bald wird er schauen sein Eigen,
schon sieht am Lutterberge er steigen
sich leise schattend die schwarze Kluft.

Er richtet sich. Wie Trompetenstoß
ein Holla ho! seiner Brust entsteigt —

Was ihm im Nacken? Ein schnaubend Roß,
an seiner Schulter es rasselt, feucht,
ein Rappe — grünliche Funken irren
über die Flanken, die knistern und knirren,
wie wenn man den murrenden Kater streicht.

„Jesus Maria!" — er setzt seitab.
Da langt vom Sattel es überzwerch —
ein eherner Griff, und in wüstem Trab
wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!
An seinem Ohre hört er es raunen
dumpf und hohl, wie gedämpfte Posaunen,
so an ihm raunt der gespenstige Scherg:

„Johannes Deweth! ich kenne dich!
Johann! du bist uns verfallen heut!
Bei deinem Heile, nicht lach noch sprich,
und rühre nicht an, was man dir beut;
vom Brote nur magst du brechen in Frieden,
ewiges Heil ward dem Brote beschieden,
als Christus in froner Nacht es geweiht!" —

Ob mehr gesprochen, man weiß es nicht,
da seine Sinne der Bursche verlor,
und spät erst hebt er sein bleiches Gesicht
vom Estrich einer Halle empor:
Um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,
von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel
und drüber schwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er schwankt voran:
An hundert Tischen, die Halle entlang,
all edle Geschlechter, so Mann an Mann;
es rühren die Gläser sich sonder Klang,
es regen die Messer sich sonder Klirren,
wechselnde Reden summen und schwirren
wie Glockengeläut, ein wirrer Gesang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glast,
das langsam schwellende Tropfen speit,
und wenn sie fallen, dann zuckt der Gast
und drängt sich einen Moment zur Seit;
und lauter, lauter dann wird das Rauschen,
wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,
und wirrer summet das Glockengeläut.

Strack steht Johann wie ein Lanzenknecht,
nicht möchte der gleißenden Wand er traun,
noch wäre der glimmende Sitz ihm recht,
wo rutschen die Knappen mit zuckenden Braun.
Da muß — o Himmel, wer sollt es denken —
den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,
den alten stattlichen Ritter er schaun.

„Mein Heiland, mach ihn der Sünden bar!"
Der Jüngling seufzet in schwerem Leid;
er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr;
doch ungern kredenzt er den Becher ihm heut!
Bei jedem Schlucke sieht er ihn schüttern,
ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,
wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut.

O manche Gestalt noch dämmert ihm auf,
dort sitzt sein Pate, der Metternich,
und eben durch den wimmelnden Hauf
Johann von Spiegel, der Schenke, strich;
Prälaten auch, je viere und viere,
sie blättern und rispeln im grauen Breviere
und zuckend krümmen die Finger sich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch
Schaumburger Grafen um Leut und Land,
Graf Simon schüttelt den Becher risch
und reibt mitunter die knisternde Hand;
ein Knappe nahet, er surret leise —

ha, welches Gesumse im weiten Kreise,
wie hundert Schwärme an Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen wert,
den schleichenden Wolf geschwinde herbei!“
Horch, wie es draußen rasselt und fährt!
Barhaupt stehet die Massoney,
hundert Lanzen dringen nach binnen,
hundert Lanzen, und mitten darinnen
der Asseburger, der blutige Weih!

Und als ihm alles entgegenzieht,
da spricht Johannes ein Stoßgebet:
Dann risch hinein! sein Ärmel sprüht,
ein Funken über die Finger ihm geht . . .
Voran! — Da: „Sieben“ schwirren die Lüfte,
„Sieben! Sieben! Sieben!“ die Klüfte,
„in sieben Wochen, Johann Deweth!“

Der sinkt auf schwellenden Rasen hin
und schüttelt gegen den Mond die Hand,
drei Finger, die bröckeln und stäuben hin,
zu Asch und Knöchelchen abgebrannt.
Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,
und, ach, die Vaterklause begrüßet
ein grauer Mann, von keinem gekannt,

der nimmer lächelt, nur des Gebets
mag pflegen drüben im Klosterchor,
denn „Sieben! Sieben!“ flüstert es stets
und „Sieben Wochen!“ ihm in das Ohr.
Und als die siebente Woche verronnen,
da ist er versiegt wie ein dürrer Bronnen —
Gott hebe die arme Seele empor!

Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie Asseburg. Massoney = Geheimbund (für Freimaurerbund gebräuchlicher).

Aus „Das malerische und romantische Westfalen" . . . (unweit der Senne) „das alte Schloß der Grafen von Rittberg, die Holle . . . eine Sage knüpft an die Burg ein Ereignis, welches mit verändertem Namen das folgende Gedicht erzählt . . . Es bestand und besteht hier und dort in katholischen Ländern die Sitte, am Vorabende des Oster- und Weihnachtstages den zwölften Glockenschlag abzuwarten, um den Eintritt des Festes mit einem frommen Liede zu begrüßen . . ." Annette von Droste-Hülshoff hat übrigens selbst einmal etwas ähnliches erlebt wie das „Fräulein von Rodenschild" des Gedichtes . . .

Das Fräulein von Rodenschild

Sind denn so schwül die Nächt im April?
Oder ist so siedend jungfräulich Blut?
Sie schließt die Wimper, sie liegt so still
und horcht des Herzens pochender Flut.
„O will es denn nimmer und nimmer tagen?
O will denn nicht endlich die Stunde schlagen?
Ich wache, und selbst der Zeiger ruht!

Doch horch! es summt, eins, zwei und drei —
noch immer fort? — sechs, sieben und acht,
elf, zwölf — o Himmel, war das ein Schrei?
Doch nein, Gesang steigt über der Wacht,
nun wird mirs klar, mit frommem Munde
begrüßt das Hausgesinde die Stunde,
anbrach die hochheilige Osternacht."

Seitab das Fräulein die Kissen stößt
und wie eine Hinde vom Lager setzt,
sie hat des Mieders Schleifen gelöst,
ins Häubchen drängt sie die Locken jetzt,
dann leise das Fenster öffnend, leise,
horcht sie der mählich schwellenden Weise,
vom wimmernden Schrei der Eule durchsetzt.

O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!
Die Fahnen wirbeln am knarrenden Tor —
da tritt aus der Halle das Hausgesind
mit Blendlaternen und einzeln vor.
Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,

am Dochte zupfet der Jäger säumend,
und wie ein Oger gähnet der Mohr.

Was ist? — wie das auseinanderschellt!
In Reihen ordnen die Männer sich,
und eine Wacht vor die Dirnen stellt
die graue Zofe sich ehrbarlich,
„Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?
Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,
nun langsam wenden die Häupter sich.

O weh meine Augen! bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ?
Hab ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
Das sind meine Glieder — welch ein Geblend!
Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken,
das ist mein Strich über Stirn und Locken!
Weh, bin ich toll, oder nahet mein End?"

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
das Fräulein wendet die Blicke nicht,
und leise rührend die Stufen zieht
am Steingeländer das Nebelgesicht,
in seiner Rechten trägt es die Lampe,
ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun schwebt es unter dem Sternendom,
Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,
nun durch die Reihen zieht das Phantom,
und jeder tritt einen Schritt zur Seit. —
Nun lautlos gleitets über die Schwelle —
nun wieder drinnen erscheint die Helle,
hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmel nicht,
sieht nicht die Blicke, stier und verscheucht,

fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
wie dunstig über die Scheiben es streicht.
— Nun ists im Saale, nun im Archive —
nun steht es still an der Nische Tiefe —
nun matter, matter — ha! es erbleicht!

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!"
Und wie ein Aal die beherzte Maid
durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,
hier droht ein Stoß, dort häkelt das Kleid,
leis tritt sie, leise, o Geistersinne
sind scharf! daß nicht das Gesicht entrinne!
Ja, mutig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Tor,
— ha, Schloß und Riegel! — sie steht gebannt,
sacht, sacht das Auge und dann das Ohr
drückt zögernd sie an der Spalte Rand,
tiefdunkel drinnen — doch einem Rauschen
der Pergamente glaubt sie zu lauschen
und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt —
was dämmert ihr zur Seite gemach?
Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,
und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,
gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch —
dann tritt sie näher — so die Gestalt —
nun stehen die beiden, Auge in Aug,
und bohren sich an mit Vampyres Gewalt.
Das gleiche Häubchen decket die Locken,
das gleiche Linnen, wie Schnees Flocken,
gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
und langsam, wie aus der Spiegelwand,
sich Linie um Linie entgegenreckt
mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
nun rührt sichs — die Lebendige spüret,
als ob ein Luftzug schneidend sie rühret,
der Schemen dämmert — zerrinnt — entschwand.

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
da siehst ein Mädchen du, schön und wild,
— vor Jahren hats eine Weile gesiecht —
das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,
doch lustig die Maid, sie hieß ja immer:
„Das tolle Fräulein von Rodenschild.“

Aus „Das malerische und romantische Westfalen“ . . . „vor den andern deutschen Stämmen ist, glaub ich, die Vorgeschichte, die Sehergabe der „Wicker“ (wicken = wahrsagen) den Westfalen eigentümlich; es ist dasselbe, was das second sight der Inselbewchner des nördlichen Britanniens; unsere blassen, nixäugigen Seher sind ganz, was den Faroe-Insulanern ihre „hohlen Menschen“ . . . Zur Erläuterung des Gedichts muß ich nur die Bemerkung voraussenden, daß den Sarg eines Kindes nach adligem Gebrauch die Wappen von Vater und Mutter schmücken, Rosen und Pfeile also hier dem schauenden Freiherrn seines Sohnes Sarg, Rosen allein den eigenen bezeichnen müssen . . .“

Vorgeschichte

Kennst du die Blassen im Heideland,
mit blonden flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weihers Rand
die Blitze der Welle fahren?
O sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

So klar die Lüfte, am Äther rein
träumt nicht die zarteste Flocke,
der Vollmond lagert den blauen Schein
auf des schlafenden Freiherrn Locke,

herniederbohrend in kalter Kraft
die Dampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Not
scheint seine Sinne zu quälen,
es zuckt die Wimper, ein leises Rot
will über die Wange sich stehlen;
schau, wie er woget und rudert und fährt,
wie einer, so gegen den Strom sich wehrt.

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,
nicht kann er sich dessen entsinnen —
ihn fröstelt, fröstelt, obs drinnen schäumt,
wie Fluten zum Strudel rinnen;
was ihn geängstet, er weiß es auch:
es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Heide, gleich Ahasver
unterm Nachtgestirne zu kreisen!
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
aufbohret der Seele Schleusen,
und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
kämpft gegen das mählich steigende Bild.

Im Mantel schaudernd mißt das Parkett
der Freiherr die Läng und Breite,
und wo am Boden ein Schimmer steht,
weitaus er beuget zur Seite,
er hat einen Willen und hat eine Kraft,
die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,
wo Glanz die Scheiben umgleitet,
doch langsam weichend, Spann um Spann,
wie ein wunder Edelhirsch schreitet,
in immer engerem Kreis gehetzt,
des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
die müde Seele zu laben,
denkt an sein liebes, einziges Kind,
seinen zarten, schwächlichen Knaben,
ob dessen Leben des Vaters Gebet
wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
gestellt an des Lagers Ende,
nach dem Abendkusse und Segen noch
drüber brünstig zu falten die Hände;
im Monde flimmernd das Pergament
zeigt Schild an Schilder, schier ohne End.

Rechtsab des eigenen Blutes Gezweig,
die alten freiherrlichen Wappen,
drei Rosen im Silberfelde bleich,
zwei Wölfe schildhaltende Knappen,
wo Ros an Rose sich breitet und blüht,
wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
der Frommen in Grabeszellen,
wo Pfeil an Pfeile, wie im Gefecht,
durch blaue Lüfte sich schnellen.
Der Freiherr seufzt, die Stirn gesenkt,
und — steht am Fenster, bevor ers denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
In dem Nebelnetze gefangen!
Und fest gedrückt an der Scheib Oval,
wie Tropfen am Glase hangen,
verfallen sein klares Nixenaug
der Heidequal in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! — er muß es sehn,
ein Gemurmel! er muß es hören,

wie eine Säule, so muß er stehn,
kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
und einzelne Laute dringen herauf.

Hei! eine Fackel! sie tanzt umher,
sich neigend, steigend in Bogen,
und nickend, zündend, ein Flammenheer
hat den weiten Estrich umzogen. –
All schwarze Gestalten im Trauerflor,
die Fackeln schwingen und halten empor.

Und alle gereihet am Mauerrand,
der Freiherr kennet sie alle:
Der hat ihm so oft die Büchse gespannt,
der pflegte die Roß im Stalle,
und der so lustig die Flasche leert,
den hat er siebzehn Jahre genährt.

Nun auch der würdige Kastellan,
die breite Pleureuse am Hute,
den sieht er langsam schlurfend nahn,
wie eine gebrochene Rute;
noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
versengt erst gestern an Herdes Brand.

Ha, nun das Roß! aus des Stalles Tür,
in schwarzem Behang und Flore...
O ists Achill, das getreue Tier?
Oder ists seines Knaben Medore?
Er starret, starrt und sieht nun auch,
wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,
in Krepp gehüllt die Posaunen,
haucht prüfend leise Kadenzen hervor,
wie träumende Winde raunen...

Dann alles still. O Angst! o Qual!
Es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
am schwarzen Sammet der Decke.
Ha! Ros an Rose, der Todesquell
hat gespritzet blutige Flecke!
Der Freiherr klammert das Gitter an:
„Die andere Seite!" stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger — blank
mit dem Monde die Schilder kosen.
„O" — seufzt der Freiherr — „Gott sei Dank!
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!"
Dann hat er die Lampe still entfacht
und schreibt sein Testament in der Nacht.

Pleureuse = Trauerbesatz.

Der Fundator (Hans Wehrden an der Weser)

Im Westen schwimmt ein falber Strich,
der Abendstern entzündet sich
grad überm Sankt Georg am Tore;
schwer haucht der Dunst vom nahen Moore.
Schlaftrunkne Schwäne kreisen sacht
ums Eiland, wo die graue Wacht
sich hebt aus Wasserbins und Rohre.

Auf ihrem Dach die Fledermaus,
sie schaukelt sich, sie breitet aus
den Rippenschirm des Schwingenflosses
und, mit dem Schwirren des Geschosses,
entlang den Teich, hinauf, hinab,
dann klammert sie am Fensterstab
und blinzt in das Gemach des Schlosses.

Ein weit Gelaß im Sammetstaat,
wo einst der mächtige Prälat
des Hauses Chronik hat geschrieben.
Frisch ist der Baldachin geblieben,
der grüne Tisch, an dem er saß. —
Und seine Seelenmesse las
man heut in der Kapelle drüben.

Heut sind es grade hundert Jahr,
seit er gelegen auf der Bahr
mit seinem Kreuz und Silberstabe.
Die ewge Lamp an seinem Grabe
hat heute hundert Jahr gebrannt . . .
In seinem Sessel an der Wand
sitzt heut ein schlichter alter Knabe.

Des Hauses Diener Sigismund
harrt hier der Herrschaft Stund auf Stund;
schon kam die Nacht mit ihren Flören,
oft glaubt die Kutsche er zu hören,
ihr Quitschern in des Weges Kies,
er richtet sich — doch nein — es blies
der Abendwind nur durch die Föhren.

s ist eine Dämmernacht, genau
gemacht für Alp und weiße Frau.
Dem Junkerlein ward es zu lange,
dort schläft es hinterm Damasthange.
Die Chronik hält der Alte noch
und blättert fort im Finstern, doch
im Ohre summt es gleich Gesange:

„So hab ich dieses Schloß erbaut,
ihm mein Erworbnes anvertraut
zu des Geschlechtes Nutz und Walten;
ein neuer Stamm sprießt aus dem alten,
Gott segne ihn! Gott mach ihn groß! —“

Der Alte horcht, das Buch vom Schoß
schiebt sacht er in der Lade Spalten.

Nein — durch das Fenster ein und aus
zog schrillend nur die Fledermaus,
nun schießt sie fort. — Der Alte lehnet
am Simse. Wie der Teich sich dehnet
ums Eiland, wo der Warte Rund
sich tief schattiert im matten Grund.
Das Röhricht knirrt, die Unke stöhnet.

Dort, denkt der Greis, dort hat gewacht
der alte Kirchenfürst, wenn Nacht
sich auf den Weiher hat ergossen.
Dort hat den Reiher er geschossen
und zugeschaut des Schlosses Bau,
sein weiß Habit, sein Auge grau
lugt drüben an den Fenstersprossen.

Wie scheint der Mond so kümmerlich!
— Er birgt wohl hinterm Tanne sich —
Schaut nicht der Turm wie ne Laterne,
verhauchend, dunstig, aus der Ferne!
Wie steigt der blaue Duft im Rohr
und rollt sich am Gesims empor!
Wie seltsam blinken heut die Sterne!

Doch ha! — er blinzt, er spannt das Aug,
denn dicht und dichter schwillt der Rauch.
Als ob ein Docht sich langsam fache
entzündet sich im Turmgemache
wie Mondenschein ein graues Licht . . .
Und dennoch — dennoch — las er nicht,
nicht Neumond heut im Almanache?

Was ist das? — deutlich, nur getrübt
vom Dunst, der hin und wieder schiebt,

ein Tisch, ein Licht in Turmes Mitten,
und nun — nun kommt es hergeschritten,
ganz wie ein Schatten an der Wand,
es hebt den Arm, es regt die Hand —
nun ist es an den Tisch geglitten.

Und nieder sitzt es, langsam, steif —
was in der Hand? — ein weißer Streif! —
Nun zieht es etwas aus der Scheiden
und fingert mit den Händen beiden
ein Ding — ein Stäbchen ungefähr —
dran fährt es langsam hin und her,
es scheint die Feder anzuschneiden.

Der Diener blinzt und blinzt hinaus:
Der Schemen schwankt und bleichet aus,
noch sieht er es die Feder tunken,
da drüber gleitet es wie Funken,
und in demselbigen Moment
ist alles in das Element
der spurlos finstern Nacht versunken.

Noch immer steht der Sigismund,
noch starrt er nach der Warte Rund,
ihn dünkt, des Weihers Flächen rauschen,
weit beugt er übern Sims, zu lauschen;
ein Ruder! — nein, die Schwäne ziehn!
Grad hört er längs dem Ufergrün
sie sacht ihr tiefes Schnarchen tauschen.

Er schließt das Fenster. — „Licht, o Licht!"
Doch mag das Junkerlein er nicht
so plötzlich aus dem Schlafe fassen,
noch minder es im Saale lassen.
Sacht schiebt er sich dem Sessel ein,
zieht sein korallnes Nösterlein . . .
— Was klingelt drüben an den Tassen? —

Nein — eine Fliege schnurrt im Glas!
Dem Alten wird die Stirne naß;
die Möbeln stehn wie Totenmale,
es regt und rüttelt sich im Saale,
allmählich weicht die Tür zurück,
und in demselben Augenblick
schlägt an die Dogge im Portale.

Der Alte drückt sich dicht zuhauf,
er lauscht mit Doppelsinnen auf,
— Ja! am Parkett ein leises Streichen,
wie Wiesel nach der Stiege schleichen —
und immer härter Tapp an Tapp,
wie mit Sandalen, auf und ab,
es kommt — es naht — er hört es keuchen —

Sein Sessel knackt! — ihm schwimmt das Hirn —
ein Odem dicht an seiner Stirn!
Da fährt er auf und wild zurücke,
errafft das Kind mit blindem Glücke
und stürzt den Korridor entlang...
O, Gott sei Dank! ein Licht im Gang!
Die Kutsche rasselt auf die Brücke. —

Nösterlein (Paternoster) Rosenkranz.

Aus „Das malerische und romantische Westfalen".

Kurt von Spiegel

O frommer Prälat, was ließest so hoch
des Marschalks frevelen Mut du steigen!
Wars seine Gestalt, deren Adel dich trog,
sein flatternder Witz unter Bechern und Reigen?
O frommer Bischof, wie war dir zumut,
als rauchend am Anger unschuldiges Blut
verklagte, verklagte dein zögerndes Schweigen!

Am Wewelsberge schallt Wald=Hurra,
des Rosses Flanke schäumt über den Bügel,
es keucht der Hirsch, und dem Edelwild nah,
ein flüchtiger Dogge, keucht Kurt von Spiegel. —
Von Turmes Fahne begierig horcht
der arme Tüncher, und unbesorgt
hält in der Hand er den bröckelnden Ziegel.

Da horch! Halali! das Treiben ist aus,
des Hirsches einzige Träne vergossen,
ein Hörnerstoß durch das waldige Haus
vereint zum Geweide die zottgen Genossen,
und bald aus der nickenden Zweige Geleit,
die Treiber so stumm, die Ritter so breit,
ziehn langsam daher mit den stöhnenden Rossen.

Der Spiegel spornt sein rauchendes Tier,
„Verfluchte Canaille, du hast mich bestohlen!"
Da sieht er hoch an des Turmes Zimier
den armen Tüncher auf schwankenden Bohlen.
„Ha," murrt er, „heute nicht Beute noch Schuß,
nie kam ich zurück noch mit solchem Verdruß,
ich möchte mir drüben den Spatzen wohl holen!"

Der Tüncher sieht, wie er blinzelt empor,
und will nach dem ärmlichen Hütlein greifen,
da sieht er drunten visieren das Rohr,
da hört er den Knall und die Kugel noch pfeifen;
getroffen, getroffen! — er schaukelt, er dreht,
mit Ziegel und Bohle und Handwerksgerät
kollert er nieder zum rasigen Streifen.

Als träf ihn selber das Todesgeschoß,
so zuckt der Prälat, seine Augen blitzen,
„Marschalk!" stöhnt er, die Stirne wird naß,
am schwellenden Halse zittern die Spitzen,
dann fährt auf die Wange ein glühendes Rot,

und „Marschalk!“ ruft er, „das bringt dir den Tod!
Greift ihn, greift ihn, meine Treiber und Schützen!“

Doch lächelnd der Spiegel vom Hengste schaut,
er lächelt umher auf die bleichen Vasallen:
„Mein gnädigster Herr, nicht zu laut, nicht zu laut,
eur Dräuen möchte im Walde verhallen!“
Dann wendet er rasch, im sausenden Lauf
durchs Tor und die donnernde Brücke hinauf.
Zu spät, zu spät sind die Gitter gefallen! —

Im Dome zu Paderborn ist verhallt
das Sterbegeläute des alten Prälaten,
und wieder im Dom hat Kapitels Gewalt
den neuen Beherrscher gewählt und beraten.
Stumm fährt das Gebirg und die Felder hinein
der neue Bischof zur Wewelsburg ein,
geleitet von summenden Volkskomitaten.

Und als nun über die Brücke er rollt
und sieht die massigen Türme sich strecken,
wie ihm im Busen es zittert und grollt!
An seiner Inful — o brandiger Flecken!
Des Spiegels Blut in dem Ahnenbaum hell!
Leis seufzet er auf, dann murmelt er schnell:
„Herr Truchseß, laßt unsre Tafel nun decken.“

Es kreisen die Becher beim Böllergeknall;
die stattlichen Ritter, die artigen Damen,
sich schleudernd des Witzes anmutigen Ball,
fast von der Stirne die Falten ihm nahmen!
Da, horch! im Flure ein Schreiten in Eil;
es knarren die Türen, es steht eine Säul,
der Spiegel, der blutige Marschalk, im Rahmen!

Der Bischof schaut wie ein Laken so bleich —
im weiten Saal keines Odems Verhallen —
ans Auge schlägt er die Rechte sogleich,

und langsam läßt er zur Seite sie fallen.
Dann seufzt er hohl und düster und schwer:
„Kurt! — Kurt von Spiegel, wie kommst du daher! —
Greift ihn, ergreift ihn, ihr meine Vasallen!"

Kein Sünderglöckchen geläutet ward,
kein Schandgerüst sah man zimmern und tragen,
doch sieben Schüsse, die knatterten hart,
und eine Messe hörte man sagen.
Der Bischof schaut auf den blutigen Stein,
dann murmelt er sacht ins Breve hinein:
„Es ist doch schwer, eine Inful zu tragen!"

Zimier = Helmstutz. Kapitels Gewalt = das Domkapitel. Volkskomitate = Volksgeleit. Inful, Infel, bischöfliche Kopfbedeckung. Breve = Brevier.

Aus „Das malerische und romantische Westfalen". . . . „In einem Hohlwege bei Gevelsberg stand bis 1836 ein Steinkreuz zur Erinnerung an die Tat, welche am 7 November 1225 in der Abenddämmerung hier geschehen... Der Erzbischof Engelbert kommt von Soest, wo er auf der Synode seinem Vetter, dem Isenburger, Vorwürfe wegen dessen Zwist mit der Abtei Werden gemacht hat. Friedrich begleitete ihn bis Westhofen, setzt dann heimlich durch die Ruhr und eilt dem Erzbischof voraus, der in einer Schenke von Gevelsberg die meisten seiner Reisigen zurückläßt. — Die Rose ist das Wappen von Berg, das Engelbert dem Bruder von Friedrichs Gemahlin vorenthielt, welche letztere viel Schuld an Friedrichs Tat gehabt haben mag. Ihretwegen auch kehrte dieser aus der Verbannung zurück und wurde, ehe er sie wiedergesehen, gefangen . . ."

Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln

I.

Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
im scharfen Ost die Halme pfeifen,
da trabt es sachte durch die Flur,
da taucht es auf wie Nebelstreifen,
da nieder rauscht es in den Fluß,
und stemmend gen der Wellen Guß
es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
das Roß schwingt seine nassen Flanken,

und wieder eins, und wieder zwei,
bis fünfundzwanzig stehn wie Schranken:
Voran! voran durch Heid und Wald!
Und wo sich wüst das Dickicht ballt,
da brechen knisternd sie die Ranken.

Am Eichenstamm, im Überwind,
um einen Ast den Arm geschlungen,
der Isenburger steht und sinnt
und naget an Erinnerungen.
Ob er vernimmt, was durchs Gezweig
ihm Rinkerad, der Ritter bleich,
raunt leise wie mit Vögelzungen?

„Graf,“ flüstert es, „Graf, haltet dicht,
mich dünkt, als wollt es Euch betören!
Bei Christi Blute, laßt uns nicht
heim wie gepeitschte Hunde kehren!
Wer hat gefesselt Eure Hand,
den freien Stegreif Euch verrannt?“ —
Der Isenburg scheint nicht zu hören.

„Graf,“ flüstert es, „wer war der Mann,
dem zu dem Kreuz die Rose paßte?
Wer machte Euren Schwäher dann
in seinem eignen Land zum Gaste?
Und, Graf, wer höhnte Euer Recht,
wer stempelt Euch zum Pfaffenknecht?“ —
Der Isenburg biegt an dem Aste.

„Und wer, wer hat Euch zuerkannt,
im härnen Sünderhemd zu stehen,
die Schandekerz in Eurer Hand,
und alte Vetteln anzuflehen
um Kyrie und Litanei!?“ —
Da krachend bricht der Ast entzwei
und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Isenburg: „Mein guter Fant,
und meinst du denn, ich sei begraben?
O, laß mich nur in meiner Hand —
doch ruhig! — still, ich höre traben!"
Sie stehen lauschend, vorgebeugt:
Durch das Gezweig der Helmbusch steigt
und flattert drüber gleich dem Raben.

II.

Wie dämmerschaurig ist der Wald
an neblichten Novembertagen,
wie wunderlich die Wildnis hallt
von Astgestöhn und Windesklagen!
„Horch, Knabe, war das Waffenklang?" —
„Nein, gnädger Herr! ein Vogel sang,
von Sturmesflügeln hergetragen." —

Fort trabt der mächtige Prälat,
der kühne Erzbischof von Köllen,
er, den der Kaiser sich zum Rat
und Reichsverweser mochte stellen,
die ehrne Hand der Klerisei —
zwei Edelknaben, Reisger zwei
und noch drei Äbte als Gesellen.

Gelassen trabt er fort, im Traum
von eines Wunderdomes Schöne,
auf seines Rosses Hals den Zaum,
er streicht ihm sanft die dichte Mähne,
die Windesodem senkt und schwellt;
es schaudert, wenn ein Tropfen fällt
von Ast und Laub, des Nebels Träne.

Schon schwindelnd steigt das Kirchenschiff,
schon bilden sich die krausen Zacken . . .
Da, horch! Ein Pfiff und hui ein Griff,

ein Helmbusch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel brichts heran,
die Äbte fliehn wie Spreu, und dann
mit Reisigen sich Reisge packen.

Ha, schnöder Strauß! Zwei gegen zehn!
Doch hat der Fürst sich losgerungen,
er peitscht sein Tier, und mit Gestöhn
hats übern Hohlweg sich geschwungen;
die Gerte pfeift — „Weh, Rinkerad!“ —
Vom Rosse gleitet der Prälat
und ist ins Dickicht dann gedrungen.

„Hussa, hussa, erschlagt den Hund,
den stolzen Hund!“ und eine Meute
fährts in den Wald, es schließt ein Rund
dann vor — und rückwärts und zur Seite;
die Zweige krachen — ha, es naht —
am Buchenstamm steht der Prälat
wie ein gestellter Eber heute.

Er blickt verzweifelnd auf sein Schwert,
er löst die kurze breite Klinge,
dann prüfend untern Mantel fährt
die Linke nach dem Panzerringe;
und nun wohlan! Er ist bereit! —
Ja, männlich focht der Priester heut,
sein Streich war eine Flammenschwinge.

Das schwirrt und klingelt durch den Wald,
die Blätter stäuben von den Eichen,
und über Arm und Schädel bald
blutrote Rinnen tröpfeln, schleichen;
entwaffnet der Prälat noch ringt,
der starke Mann, da zischend dringt
ein falscher Dolch ihm in die Weichen.

Ruft Isenburg: „Es ist genug!
Es ist zuviel!“ und greift die Zügel;
noch sah er, wie ein Knecht ihn schlug,
und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es ist zuviel, hinweg, geschwind!“
Fort sind sie, und ein Wirbelwind
fegt ihnen nach wie Eulenflügel — —

Des Sturmes Odem ist verrauscht,
die Tropfen glänzen an dem Laube,
und über Blutes Lachen lauscht
aus hohem Loch des Spechtes Haube.
Was knistert nieder von der Höh
und schleppt sich wie ein krankes Reh?
Ach, armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
so mußten dich die Mörder packen?
Mein frommer, o mein Heiliger!“
Das Tüchlein zerrt er sich vom Nacken,
er drückt es auf die Wunde dort,
und hier und drüben, immerfort,
ach, Wund an Wund und blutge Zacken!

„Ho, holla, ho!“ Dann beugt er sich
und späht, ob noch der Odem rege;
wars nicht, als wenn ein Seufzer schlich,
als wenn ein Finger sich bewege? —
„Ho, holla, ho!“ — „Holla, hoho!“
schallts wieder um, des war er froh:
„s sind unsre Reiter allewege!“

III.

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib
am Rabensteine unterm Rade,
und überm Rade liegt ein Leib,
an dem sich weiden Kräh und Made;

zerbrochen ist sein Wappenschild,
mit Trümmern seine Burg gefüllt,
die Seele steht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürsten hüllt der Rauch
von Ampeln und von Weihrauchschwelen ...
Um seinen qualmt der Moderhauch,
und Hagel peitscht der Rippen Höhlen.
Im Dome steigt ein Trauerchor ...
Und ein Tedeum stieg empor
bei seiner Qual aus tausend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
dann läßt er rasch sein Rößlein traben ...
Doch eine bleiche Frau, die kniet
und scheucht mit ihrem Tuch die Raben:
Um sie mied er die Schlinge nicht!
Er war ihr Held, er war ihr Licht
und, ach! der Vater ihrer Knaben!

Ein Notturno [Angeregt durch den allgemeinen
Wunsch nach Vollendung des Dombaues.]

Meister Gerhard von Köln

Wenn in den linden Vollmondnächten
die Nebel lagern überm Rhein,
und graue Silberfäden flechten
ein Florgewand dem Heilgenschrein:
Er träumt die Waldung, duftumsäumt,
es träumt die dunkle Flutenschlange,
wie eine Robbe liegt am Hange
der Schürg und träumt.

Tief zieht die Nacht den feuchten Odem,
des Walles Gräser zucken matt,
und ein zerhauchter Grabesbrodem
liegt über der entschlafnen Stadt:

Sie hört das Schlummerlied der Welln,
das leise murmelnde Geschäume,
und tiefer, tiefer sinkt in Träume
das alte Köln.

Dort, wo die graue Kathedrale,
ein riesenhafter Zeitentraum,
entsteigt dem düstern Trümmermale
der Macht, die auch zerrann wie Schaum —
dort, in der Scheibe Purpurrund
hat taumelnd sich der Strahl gegossen
und sinkt, und sinkt, in Traum zerflossen,
bis auf den Grund.

Wie ist es schauerlich im weiten
versteinten, öden Palmenwald,
wo die Gedanken niedergleiten
wie Anakonden schwer und kalt;
und blutig sich der Schatten hebt
am blutgen Märtyrer der Scheibe,
wie neben dem gebannten Leibe
die Seele schwebt.

Der Ampel Schein verlosch, im Schiffe
schläft halbgeschlossen Blum und Kraut.
Wie nackt gespülte Uferriffe
die Streben lehnen, tief ergraut;
anschwellend zum Altare dort,
dann aufwärts dehnend, lang gezogen,
schlingen die Häupter sie zu Bogen
und schlummern fort.

Und immer schwerer will es rinnen
von Quader, Säulenknauf und Schaft,
und in dem Strahle wills gewinnen
ein dunstig Leben, geisterhaft:
Da horch! es dröhnt im Turme — ha!
Die Glocke summt — da leise säuselt

der Dunst, er zucket, wimmelt, kräuselt —
nun steht es da! —

Ein Nebelmäntlein umgeschlagen,
ein graues Käppchen, grau Gewand,
am grauen Halse grauer Kragen,
das Richtmaß in der Aschenhand.
Durch seine Glieder zitternd geht
der Strahl wie in verhaltner Trauer,
doch an dem Estrich, an der Mauer
kein Schatten steht.

Es wiegt das Haupt nach allen Seiten,
unhörbar schwebt es durch den Raum,
nun sieh es um die Säulen gleiten,
nun fährt es an der Orgel Saum;
und allerorten legt es an
sein Richtmaß, webert auf und nieder,
und leise zuckt das Spiel der Glieder,
wie Rauch im Tann.

War das der Nacht gewaltger Odem? —
Ein weit zerfloßner Seufzerhall,
ein Zitterlaut, ein Grabesbrodem
durchquillt die öden Räume all:
Und an der Pforte, himmelan
das Männlein ringt die Hand, die fahle,
dann gleitets aufwärts am Portale —
es steht am Kran.

Und über die entschlafnen Wellen
die Hand es mit dem Richtmaß streckt;
ihr Schlangenleib beginnt zu schwellen,
sie brodeln auf, wie halb geweckt,
als drüber nun die Stimme dröhnt,
ein dumpf, verhallend, fern Getose,
wie träumend sich im Wolkenschoße
der Donner dehnt:

„Ich habe diesen Bau gestellt,
ich bin der Geist vergangner Jahre!
Weh! dieses dumpfe Schlummerfeld
ist schlimmer viel als Totenbahre!
O wann, wann steigt die Stunde auf,
wo ich soll lang Begrabnes schauen?
Mein starker Strom, ihr meine Gauen,
wann wacht ihr auf? —

„Ich bin der Wächter an dem Turm,
mein Ruf sind Felsenhieroglyphen,
mein Hornesstoß der Zeitensturm.
Allein sie schliefen, schliefen, schliefen!
Und schlafen fort, ich höre nicht
den Meißel klingen am Gesteine,
wo tausend Hände sind wie eine,
ich hör es nicht! —

„Und kann nicht ruhn, ich sehe dann
zuvor den alten Kran sich regen,
daß ich mein treues Richtmaß kann
in eine treue Rechte legen!
Wenn durch das Land ein Handschlag schallt,
wie einer alle Pulse klopfen,
ein Strom die Millionen Tropfen —“
da silbern wallt

im Osten auf des Morgens Fahne,
und, ein zerfloßner Nebelstreif,
der Meister fährt empor am Krane. —
Mit Räderknarren und Gepfeif,
ein rauchend Ungeheuer, schäumt
das Dampfboot durch den Rhein, den blauen —
O deutsche Männer! deutsche Frauen!
Hab ich geträumt? —

Anakonden, Riesenschlangen.

Der sterbende General

Er lag im dichtverhängten Saal,
wo grau der Sonnenstrahl sich brach,
auf seinem Schmerzensbette lag
der alte kranke General.
Genüber ihm am Spiegel hing
Echarpe, Orden, Feldherrnstab.
Still war die Luft, am Fenster ging
langsam die Schildwach auf und ab.

Wie der verwitterte Soldat
so stumm die letzte Fehde kämpft!
Zwölf Stunden, seit zuletzt gedämpft
um Wasser er, um Wasser bat.
An seinem Kissen beugten zwei,
des einen Auge rotgeweint,
des andern düster, fest und treu,
ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt seitwärts," sprach der eine, „laß
ihn seines Standes Ehren sehn! —
Den Vorhang weg, daß flatternd wehn
die Bänder an dem Spiegelglas!"
Der Kranke schlug die Augen auf,
man sah wohl, daß er ihn verstand,
ein Blick, ein leuchtender, und drauf
hat er sich düster abgewandt.

„Denkst, du, mein alter Kamerad,
der jubelnden Viktoria?
Wie flogen unsre Banner da
durch der gemähten Feinde Saat!
Denkst du an unsers Prinzen Wort:
‚Man sieht es gleich, hier stand der Wart!' —
Schnell, Konrad, nehmt die Decke fort,
sein Odem wird so kurz und hart!"

Der Obrist lauscht, er murmelt sacht:
„Verkümmert wie ein welkes Blatt!
Das Dutzend Friedensjahre hat
zum Kapuziner ihn gemacht. —
Wart! Wart! du hast so frisch und licht
so oft dem Tode dich gestellt,
die Furcht, ich weiß es, kennst du nicht,
so stirb auch freudig wie ein Held!

„Stirb, wie ein Leue, adelig,
in seiner Brust das Bleigeschoß,
o stirb nicht, wie ein zahnlos Roß,
das zappelt vor des Henkers Stich! —
— Ha, seinem Auge kehrt der Strahl! —
Stirb, alter Freund, stirb wie ein Mann!"
Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal,
und „Wasser, Wasser" stöhnt er dann.

Leer ist die Flasche. — „Wache dort,
he, Wache, du bist abgelöst!
Schau, wo ans Haus das Gitter stößt,
lauf, Wache, lauf zum Borne fort! —
s ist auch ein grauer Knasterbart
und strauchelt wie ein Dromedar —
nur schnell, die Sohlen nicht gespart!
Was, alter Bursche, Tränen gar?"

„Mein Kommandant," spricht der Ulan
grimmig verschämt, „ich dachte nach,
wie ich blessiert am Strauche lag,
der General mir nebenan,
und wie er mir die Flasche bot,
selbst dürstend in dem Sonnenbrand,
und sprach: ‚Du hast die schlimmste Not.'
Dran dacht ich nur, mein Kommandant!"

Der Kranke horcht, durch sein Gesicht
zieht ein verwittert Lächeln, dann

schaut fest den Veteran er an. —
Die Seele, der Viktorie nicht,
nicht Fürstenwort gelöst den Flug,
auf einem Tropfen Menschlichkeit
schwimmt mit dem letzten Atemzug
sie lächelnd in die Ewigkeit.

Die junge Mutter

Im grün verhangnen duftigen Gemach
auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;
wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
den nackten Jungen reicht: „Mein armes Tier,"
so flüstert sie, „und bist du auch gefangen
gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
so hast du deine Kleinen doch bei dir."

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
die Kranke dreht das schwere Auge hin,
gefällig will sie von dem Tranke nippen;
er mundet schon, und ihre bleiche Hand
faßt fester den Kristall — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?"
„Er schläft," versetzt die Alte abgewandt.

„Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding!" —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
ob man den Schleier um die Wiege hing,
den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?" —

„Madame, wir haben heut Mariatag.“
So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen. —
Wie war es nur? — doch ihr Gehirn ist schwach,
und leise suchend zieht sie aus dem Linnen
ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
so ganz verborgen will sie es bereiten,
und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammertür,
vorsichtge Schritte übern Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz.“

„Du duftest Weihrauch, Mann.“ — „Ich war im Dom,
schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
spielt um ihr Aug von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
siehst über einem kleinen Hügel schwanken
den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

Die beschränkte Frau

Ein Krämer hatte eine Frau,
die war ihm schier zu sanft und milde,
ihr Haar zu licht, ihr Aug zu blau,
zu gleich ihr Blick dem Mondenschilde;
wenn er sie sah so still und sacht
im Hause gleiten wie ein Schemen,
dann faßt es ihn wie böse Macht,
er mußte sich zusammennehmen.

Vor allem macht ihm Überdruß
ein Wort, das sie an alles knüpfte,
das freilich in der Rede Fluß
gedankenlos dem Mund entschlüpfte:
„In Gottes Namen," sprach sie dann,
wenn schwere Prüfungsstunden kamen,
und wenn zu Weine ging ihr Mann,
dann sprach sie auch: „In Gottes Namen."

Das schien ihm lächerlich und dumm,
mitunter frevelhaft vermessen;
oft schalt er, und sie weinte drum
und hat es immer doch vergessen.
Gewöhnung war es früher Zeit
und klösterlich verlebter Jugend,
so war es keine Sündlichkeit
und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort sagt: Wem gar nichts fehlt,
den ärgert an der Wand die Fliege;
so hat dies Wort ihn mehr gequält,
als Andre Hinterlist und Lüge.
Und sprach sie sanft: „Es paßte schlecht!"
durch Demut seinen Groll zu zähmen,
so schwor er: übel oder recht,
werd es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blütenhag war seine Lust.
Einst sah die Frau ihn sinnend stehen
und ganz versunken, unbewußt,
so Zweig an Zweig vom Strauche drehen;
„In Gottes Namen!" rief sie, „Mann,
du ruinierst den ganzen Hagen!"
Der Gatte sah sie grimmig an,
fürwahr, fast hätt er sie geschlagen.

Doch wer da Unglück sucht und Reu,
dem werden sie entgegeneilen.

Der Handel ist ein zart Gebäu
und ruht gar sehr auf fremden Säulen.
Ein Freund falliert, ein Schuldner flieht,
ein Gläubger will sich nicht gedulden,
und eh ein halbes Jahr verzieht,
weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn
gedankenvoll im Sande waten,
am Kontobuche seufzend stehn,
und hat ihn endlich auch erraten;
sie öffnet heimlich ihren Schrein,
langt aus verborgner Fächer Grube,
dann, leise wie der Mondenschein,
schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
und rauchte fort am kalten Rohre:
„Karl!" drang ein scheues Flüstern itzt,
und wieder „Karl!" zu seinem Ohre;
sie stand vor ihm, wie Blut so rot,
als gält es eine Schuld gestehen.
„Karl," sprach sie, „wenn uns Unheil droht,
ists denn möglich, ihm entgehen?"

Drauf reicht sie aus der Schürze dar
ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
drin alles, was sie achtzehn Jahr
erspart am eigenen Behagen.
Er sah sie an mit raschem Blick
und zählte, zählte nun aufs neue,
dann sprach er seufzend: „Mein Geschick
ist zu verwirrt — dies langt wie Spreue!"

Sie bot ein Blatt und wandt sich um,
erzitternd, glüh gleich der Granate;
es war ihr kleines Eigentum,
das Erbteil einer frommen Pate.

„Nein,“ sprach der Mann, „das soll nicht sein!“
und klopfte freundlich ihre Wangen.
Dann warf er einen Blick hinein
und sagte dumpf: „Schier möcht es langen.“

Nun nahm sie aus der Schürze Grund
all ihre armen Herrlichkeiten,
Teelöffelchen, Dukaten rund,
was ihr geschenkt von Kindeszeiten.
Sie gab es mit so freudgem Zug!
Doch wars, als ob ihr Mund sich regte,
als sie zuletzt aufs Kontobuch
der selgen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es,“ sprach gerührt der Mann,
„und dennoch kann es schmählich enden;
willst du dein Leben dann fortan,
geplündert, fristen mit den Händen?“
Sie sah ihn an, — nur Liebe weiß
an liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!“ sprach sie leis,
und weinend hielt er sie umfangen.

Des alten Pfarrers Woche

Sonntag

Das ist nun so ein schlimmer Tag,
wie der April ihn bringen mag
mit Schlacken, Schnee und Regen.
Zum drittenmal in das Gebraus
streckt Jungfer Anne vor dem Haus
ihr kupfern Blendlaternchen aus
und späht längs allen Wegen.

„Wo nur der Pfarrer bleiben kann?
Ach, sicher ist dem guten Mann
was übern Weg gefahren!

Ein Pfleger wohl, der Rechnung macht —
aus war der Gottesdienst um acht!
Soll man so streifen in der Nacht
bei Gicht und grauen Haaren!“

Sie schließt die Türe, schüttelt baß
ihr Haupt und wischt am Brillenglas;
so gut dünkt ihr die Stube;
im Ofen krachts, der Lampenschein
hellt überm Tisch den Sonntagswein,
und lockend lädt der Sessel ein
mit seiner Kissengrube.

Pantoffeln — Schlafrock — alles recht!
Sie horcht aufs neu; doch hört sie schlecht,
es schwirrt ihr vor den Ohren.
„Wie? hats geklingelt? ei der Daus,
zum zweiten Male! schnell hinaus!“
Da tritt der Pfarrer schon ins Haus,
ganz blau und steif gefroren.

Die Jungfrau blickt ein wenig quer,
begütigend der Pfarrer her,
wies recht in diesem Orden.
Dann hustet er: „Nicht Mond noch Stern! —
Der lahme Friedrich hört doch gern
ein christlich Wort am Tag des Herrn,
es ist mir spät geworden!“

Nun sinkt er in die Kissen fest,
wirft ab die Kleider ganz durchnäßt
und schlürft der Traube Segen.
Ach Gott! nur wer jahraus, jahrein
in andrer Dienste lebt allein,
weiß, was es heißt, beim Sonntagswein
sich auch ein wenig pflegen.

„Wenn ich Montags früh erwache,
wird mirs ganz behaglich gleich;
Montag hat so eigne Sache
in dem kleinen Wochenreich.
Denn die Predigt liegt noch ferne,
alle Sorgen scheinen leicht;
keiner kommt am Montag gerne,
seis zur Trauung, seis zur Beicht.

„Und man darf mirs nicht verdenken,
will ich in des Amtes Frist
dem ein freies Stündchen schenken,
was doch auch zu loben ist.
So erwacht denn, ihr Gesellen
meiner fleißgen Jugendzeit!
Wollt in Reih und Glied euch stellen,
alte Bilder, eingeschneit!

„Ilion will ich bekriegen,
mit Horaz auf Reisen gehn,
will mit Alexander siegen
und an Memnons Säule stehn.
Oder auch vergnügt ergründen,
was das Vaterland gebracht,
mich mit Kant und Wolf verbünden,
ziehn mit Laudon in die Schlacht.“

Auf der Bücherleiter traben
sieh den Pfarrer, lustentbrannt,
sich verschanzen, sich vergraben
unter Heft und Foliant.
Blättern sieh ihn — nicken — spüren —
ganz versunken sitzen dann,
daß mit einer Linie rühren
du das Buch magst und den Mann.

Doch was kann ihn so bewegen?
Aufgeregt scheint sein Gehirn!
Und das Käppchen ganz verwegen
drückt er hastig in die Stirn.
Nun beginnt er gar zu pfeifen,
horch! das Lied vom Prinz Eugen;
seinen weißen Busenstreifen
seh ich auf- und niedergehn.

Ha, nun ist der Türk geschlagen!
Und der Pfarrer springt empor,
höher seine Brauen ragen,
senkrecht steht sein Pfeifenrohr.
Im Triumph muß er sich denken
mit dem Kaiser und dem Staat,
sieht sich selbst den Säbel schwenken,
fühlt sich selber als Soldat.

Aber draußen klappern Tritte,
nach dem Pfarrer fragt es hell,
der, aus des Gefechtes Mitte,
huscht in seinen Sessel schnell.
„Ei! das wären saubre Kunden!
Beichtkind und Kommunikant!
Hättet ihr den Pfarr gefunden
mit dem Säbel in der Hand!"

Dienstag

Auf der breiten Tenne drehn
Paar an Paar so nett,
wo die Musikanten stehn,
Geig und Klarinett —
auch der Brummbaß rumpelt drein —
sieht man noch den Bräutgamsschrein
und das Hochzeitbett.

Etwas eigen, etwas schlau
und ein wenig bleich,

sittsam sieht die junge Frau,
würdevoll zugleich;
denn sie ist des Hauses Sproß,
denn sie führt den Ehgenoß
in ihr Erb und Reich.

Sippschaft ist ein weites Band,
geht gar viel hinein;
hundert Kappen goldentbrannt,
Kreuze funkeln drein;
wie das drängt und wie das schiebt;
was sich kennt und was sich liebt,
will beisammen sein.

Nun ein schallend Vivat bricht
in dem Schwarme aus,
wo sogar die Tiere nicht
weigern den Applaus.
Ja, wie an der Krippe fein
brüllen Ochs und Eselein
übern Trog hinaus.

Ganz verdutzt der junge Mann
kaum die Flasche hält,
Späße hageln drauf und dran,
keiner neben fällt;
doch er lacht und reicht die Hand.
Nun, er ist für seinen Stand
schon ein Mann von Welt.

Alte Frauen, schweißbedeckt,
junge Mägd im Lauf
spenden, was der Korb verdeckt,
Reihen ab und auf.
Sieben Tische kann man sehn,
sieben Kaffeekessel stehn
breit und glänzend drauf.

Aber freundlich, wie er kam,
sucht der Pfarrer gut
drüben unter tausend Kram
seinen Stab und Hut;
dankt noch schön der Frau vom Haus;
in die Dämmerung hinaus
trabt er wohlgemut;

Wandelt durch die Abendruh,
sinnend allerlei:
„Ei, dort ging es löblich zu,
munter, und nicht frei.
Aber — aber — aber doch —“
und ein langes Aber noch
fügt er seufzend bei.

„Wie das flimmert! wie das lacht!
Kanten! händebreit!“
Ach, die schnöde Kleiderpracht
macht ihm tausend Leid.
Und nun gar — er war nicht blind —
eines armen Mannes Kind;
nein, das ging zu weit.

Kurz, er nimmt sichs ernstlich vor,
heut und hier am Steg,
ja an der Gemeinde Ohr,
Wächter treu und reg,
will ers tragen ungescheut;
o, er findet schon die Zeit
und den rechten Weg.

Mittwoch

Begleitest du sie gern,
des Pfarrers Lust und Plagen:
Sich gleich an allen Tagen
triffst du den frommen Herrn.

Der gute Seelenhirt!
Tritt über seine Schwelle;
da ist er schon zur Stelle
als des Kollegen Wirt.

In wohlgemeinten Sorgen,
wie er geschäftig tut!
Doch dämmert kaum der Morgen,
dies eben dünkt ihm gut.
Am Abend kam der Freund,
erschöpft nach Art der Gäste;
nun säubre man aufs beste,
daß alles nett erscheint.

Schon strahlt die große Kanne,
die Teller blitzen auf;
noch scheuert Jungfer Anne
und horcht mitunter auf.
Ach, sollte sie der Gast
im alten Jäckchen finden,
sie müßte ganz verschwinden
vor dieser Schande Last.

Und was zur Hand tut stehen,
das reizt den Pfarrer sehr,
die Jungfer wirds nicht sehen,
er macht sich drüber her;
die Schlaguhr greift er an
mit ungeschickten Händen
und sucht sie sacht zu wenden,
der übermütge Mann!

Schleppt Foliantenbürde,
putzt Fensterglas und Tisch;
fürwahr, mit vieler Würde
führt er den Flederwisch.

Am Paradiesesbaum
die Blätter, zart aus Knochen,
eins hat er schon zerbrochen,
jedoch man sieht es kaum.

Und als er just in Schatten
die alte Klingel stellt —
es kommt ihm wohl zustatten —
da rauscht es draußen, gelt!
Fidel schlägt an in Hast,
die Jungfer ist geflüchtet,
und, stattlich aufgerichtet,
begrüßt der Pfarr den Gast.

Wie dem so wohl gefallen
die Aussicht und das Haus,
wie der entzückt von allen,
nicht Worte drückens aus!
Ich sag es ungeniert,
sie kamen aus den Gleisen,
sich Ehre zu erweisen,
der Gast und auch der Wirt.

Und bei dem Mittagessen,
das man vortrefflich fand,
da ward auch nicht vergessen
der Lehr- und Ehrenstand.
Ich habe viel gehört,
doch nichts davongetragen,
nur dieses mag ich sagen:
Sie sprachen sehr gelehrt.

Und sieh nur! drüben schreitet
der gute Pfarrer just,
er hat den Gast geleitet
und spricht aus voller Brust:

„Es ist doch wahr! mein Haus,
so nett und blank da droben,
ich muß es selber loben,
es nimmt sich einzig aus."

Donnerstag

Winde rauschen, Flocken tanzen,
jede Schwalbe sucht das Haus,
nur der Pfarrer unerschrocken
segelt in den Sturm hinaus.
Nicht zum besten sind die Pfade,
aber leidlich würd es sein,
trüg er unter seinem Mantel
nicht die Äpfel und den Wein.

Ach, ihm ist so wohl zumute,
daß dem kranken Zimmermann
er die längst gegönnte Gabe
endlich einmal bieten kann.
Immer muß er heimlich lachen,
wie die Anne Äpfel las,
und wie er den Wein stibitzte,
während sie im Keller saß.

Längs des Teiches sieh ihn flattern,
wie er rudert, wie er streicht,
kann den Mantel nimmer zwingen
mit den Fingern, starr und feucht.
Öfters aus dem trüben Auge
eine kalte Zähre bricht,
wehn ihm seine grauen Haare
spinnenwebig ums Gesicht.

Doch, gottlob! da ist die Hütte,
und nun öffnet sich das Haus,
und nun keuchend auf der Tenne
schüttet er die Federn aus.

Ach, wie freut der gute Pfarrer
sich am blanken Feuerschein!
wie geschäftig schenkt dem Kranken
er das erste Gläschen ein.

Setzt sich an des Lagers Ende,
stärkt ihm bestens die Geduld,
und von seinen frommen Lippen
einfach fließt das Wort der Huld.
Wenn die abgezehrten Hände
er so fest in seine schließt,
anders fühlt sich dann der Kranke,
meint, daß gar nichts ihn verdrießt.

Mit der Einfalt, mit der Liebe
schmeichelt er die Seele wach,
kann an jedes Herz sich legen,
sei es kraftvoll oder schwach.
Aber draußen will es dunkeln,
draußen tröpfelt es vom Dach; —
lange sehn ihm nach die Kinder,
und der Kranke seufzt ihm nach.

Freitag

Zu denken in gestandnen Tagen
der Sorge, die so treulich sann,
der Liebe, die ihn einst getragen,
wohl ziemt es jedem Ehrenmann.
Am Lehrer alt, am Schüler mild
magst du nicht selten es gewahren;
und sind sie beide grau von Haaren,
um desto werter ist das Bild.

Zumeist dem Priester wird beschieden
für frühe Treue dieser Lohn;
nicht einsam ist des Alters Frieden,
der Zögling bleibt sein lieber Sohn.

Ja, was erstarrt im Lauf der Zeit
und wehrt dem Neuen einzudringen,
des Herzens steife Flechsen schlingen
sich fester um Vergangenheit.

So läßt ein wenig Putz gefallen
sich heut der gute Pfarrer gern,
das spansche Rohr, die Silberschnallen,
denn heute gehts zum jungen Herrn.
Der mag in reifern Jahren stehn,
da ihn erwachsne Kinder ehren,
allein das kann den Pfarr nicht stören,
der ihn vorzeiten klein gesehn.

Still wandelnd durch des Parkes Linden,
in deren Schutz das Veilchen blüht,
der Alte muß es freundlich finden,
daß man so gern ihn Freitags sieht;
er weiß, dem Junker sind noch frisch
die lieben, längst entschwundnen Zeiten
und seines Lehrers schwache Seiten:
ein Gläschen Wein, ein guter Fisch.

Schon tritt er in des Tores Halle;
da, wie aus reifem Erbsenbeet
der Spatzen Schaar, so hinterm Walle
hervor es flattert, lacht und kräht:
Der kleinen Junker wilde Schar,
die still gelauscht im Mauerbogen
und nun den Pfarrer so betrogen,
so überrumpelt ganz und gar.

Das stürmt auf ihn von allen Seiten,
das klammert überall sich an;
fürwahr, mühselig muß er schreiten,
der müde und geduldge Mann.

Jedoch er hat sie allzugern,
die ihn so unbarmherzig plagen,
und fast zuviel läßt er sie wagen,
die junge Brut des jungen Herrn.

Wie dann des Hauses Wirt sich freute,
der Mann mit früh ergrautem Haar,
nicht wich von seines Lehrers Seite
und rückwärts ging um dreißig Jahr;
wie er in alter Zeiten Bann
nur flüsternd sprach, nach Schüler Weise,
man sieht es an und lächelt leise,
doch mit Vergnügen sieht mans an.

Und später beim Spazierengehen
die beiden hemmen oft den Schritt,
nach jeder Blume muß man sehen,
und manche Pflanze wandert mit.
Der eine ist des Amtes bar,
nichts hat der andre zu regieren;
sie gehn aufs neu botanisieren,
der Theolog und sein Scholar.

Doch mit dem Abend naht das Scheiden,
man schiebt es auf, doch kommts heran,
die Kinder wollens gar nicht leiden.
Am Fenster steht der Edelmann
und spinnt noch lange, lange aus
vielfarbger Bilder bunt Gezwirne;
dann fährt er über seine Stirne
und atmet auf und ist zu Haus.

Samstag

Wie funkeln hell die Sterne,
wie dunkel scheint der Grund,
und aus des Teiches Spiegel
steigt dort der Mond am Hügel
grad um die elfte Stund.

Da hebt vom Predigthefte
der müde Pfarrer sich;
wohl war er unverdrossen,
und endlich ists geschlossen
mit langem Federstrich.

Nun öffnet er das Fenster,
er trinkt den milden Duft
und spricht: „Wer sollt es sagen,
noch Schnee vor wenig Tagen,
und dies ist Maienluft."

Die strahlende Rotunde
sein ernster Blick durchspäht,
schon will der Himmelswagen
die Deichsel abwärts tragen:
„Ja, ja, es ist schon spät!"

Und als dies Wort gesprochen,
es fällt dem Pfarrer auf,
als müß er eben deuten
auf sich der ganz zerstreuten,
arglosen Rede Lauf.

Nie schien er sich so hager,
nie fühlt er sich so alt,
als seit er heut begraben
den langen Moritz Raben,
den Förster dort vom Wald.

Am gleichen Tag geboren,
getauft am gleichen Tag!
Das ist ein seltsam Wesen
und läßt uns deutlich lesen,
was wohl die Zeit vermag!

Der Nacht geheimes Funkeln,
und daß sich eben muß,
wie Mondesstrahlen steigen,

der frische Hügel zeigen,
das Kreuz an seinem Fuß:

Das macht ihn ganz beklommen,
den sehr betagten Mann,
er sieht den Flieder schwanken,
und längs des Hügels wanken
die Schatten ab und an.

Wie oft sprach nicht der Tote
nach seiner Weise kühn:
„Herr Pfarr, wir alten Knaben,
wir müssen sachte traben,
die Kirchhofsblumen blühn."

„So mögen sie denn blühen!"
spricht sanft der fromme Mann,
er hat sich aufgerichtet,
sein Auge, mild umlichtet,
schaut fest den Äther an.

„Hast du gesandt ein Zeichen
durch meinen eignen Mund
und willst mich gnädig mahnen
an unser aller Ahnen
uralten ewgen Bund,

nicht lässig sollst du finden
den, der dein Siegel trägt,
doch nach dem letzten Sturme . . ."
da eben summts vom Turme,
und Zwölf die Glocke schlägt.

„Ja, wenn ich bin entladen
der Woche Last und Pein,
dann führe, Gott der Milde,
das Werk nach deinem Bilde
in deinen Sonntag ein."

Nach dem Angelus Silesius

Des Menschen Seele du, vor allem wunderbar,
du alles und auch nichts, Gott, Priester und Altar,
kein Pünktchen durch dich selbst, doch über alles Maß
reich in geschenktem Gut, und als die Engel baß;
denn höher steht dein Ziel, Gott ähnlich sollst du werden;
so, Seele, bist dus schon; denn was zu Glück und Ruhm
in dir verborgen liegt, es ist dein Eigentum,
ob unentwickelt auch, wies Keimlein in der Erden
nicht minder als der Baum, und wie als Million
nichts andres ist die Eins, bist du ihm gleich, sein Sohn,
so wie dem Tropfen Blut, der aus der Wunde quillt,
ganz ähnlich ist das Rot, das noch die Adern füllt;
nicht Kletten trägt die Ros, der Dornstrauch keine Reben,
drum, Seele, stürbest du, Gott müßt den Geist aufgeben.

Ja, alles ist in dir, was nur das Weltall beut,
der Himmel und die Höll, Gericht und Ewigkeit,
Gott ist dein Richter nicht, du mußt dir selbst verzeihn,
sonst an des Höchsten Thron stehst du in ewger Pein;
er, der dem Suchenden noch nie verlöscht die Spur,
er hat selbst Satan nicht verdammt nach Zeit und Ort;
des unergründlich Grab ist seine Ichheit nur:
Wär er des Himmels Herr, er brennte ewig fort,
wie Gott im Höllenpfuhl wär selig für und für,
und, Seele, bist du treu, so steht dies auch bei dir.

Also ist deine Macht auch heute schon dein eigen,
du kannst, so oft du willst, die Himmelsleiter steigen;
Ort, Raum sind Worte nur, von Trägheit ausgedacht,
die nicht Bedürfnis in dein Wörterbuch gebracht.
Dein Aug ist Blitz und Nu, dein Flug bedarf nicht Zeit,
und im Moment ergreifst du Gott und Ewigkeit.
Allein der Sinne Schrift, die mußt du dunkel nennen,
da dir das Werkzeug fehlt, die Lettern zu erkennen;
nur Geistges faßt der Geist; ihm ist der Leib zu schwer,
du schmeckst, du fühlst, du riechst, und weißt um gar nichts mehr!

hat nicht vom Tröpfchen Tau die Eigenschaft zu messen
Jahrtausende der Mensch vergebens sich vermessen?
Drum, plagt dich Irdisches, du hast es selbst bestellt,
viel näher als dein Kleid ist dir die Geisterwelt!

Faßts nicht zuweilen dich, als müßtest in der Tat
du über dich hinaus, das Ganze zu durchdringen,
wie jener Philosoph um einen Punkt nur bat,
um dann der Erde Ball aus seiner Bahn zu schwingen?
Fühlst du in Demut so, in Liebesflammen rein,
dann ists der Schöpfung Mark, laß dir nicht leide sein!
dann fühlst du dich von Gott als Wesenheit begründet,
wie Quelle an dem Strand, wo Ozean sich ründet.

So sei denn freudig, Geist, da nichts mag größer sein,
so wirf dich in den Staub, da nichts wie du so klein!
Du Würmchen in dir selbst, doch reich durch Gottes Hort,
o schlummre, schlummre nur, mein Seelchen, schlummre fort!
Was rennst, was mühst du dich, zu mehren deine Tat?
Halt nur den Acker rein, dann sprießt von selbst die Saat;
in Ruhe wohnt die Kraft, du mußt nur ruhig sein,
durch offne Tür und Tor die Gnade lassen ein;
dann wird aus lockerm Grund dir Myrt und Balsam steigen,
er kömmt, er kömmt, dein Lieb, gibt sich der Braut zu eigen,
mit sich der Krone Glanz, mit sich der Schlösser Pracht,
um die sie nicht gefreit, an die sie nicht gedacht!

Angelus Silesius nannte sich Johannes Scheffler, ein deutscher Mystiker des XVII. Jahrhunderts, Dichter der Lieder „Mir nach spricht Christus, unser Held“ und „Ich will dich lieben, meine Stärke“.

Gethsemane

Als Christus lag im Hain Gethsemane
auf seinem Antlitz mit geschloßnen Augen —
die Lüfte schienen Seufzer nur zu saugen,
und eine Quelle murmelte ihr Weh,
des Mondes blasse Scheibe widerscheinend, —

da war die Stunde, wo ein Engel weinend
von Gottes Throne ward herabgesandt,
den bittern Leidenskelch in seiner Hand.

Und vor dem Heiland stieg das Kreuz empor;
daran sah seinen eignen Leib er hangen,
zerrissen, ausgespannt; die Stricke drangen
die Sehnen an den Gliedern ihm hervor.
Die Nägel sah er ragen und die Krone
auf seinem Haupte, wo an jedem Dorn
ein Blutestropfen hing, und wie im Zorn
murrte der Donner mit verhaltnem Tone.
Ein Tröpfeln hört er, und am Stamme leis
herniederglitt ein Wimmern, qualverloren.
Da seufzte Christus, und aus allen Poren
drang ihm der Schweiß.

Und dunkler ward die Nacht, im grauen Meer
schwamm eine tote Sonne, kaum zu schauen
war noch des qualbewegten Hauptes Grauen,
im Todeskampfe schwankend hin und her.
Am Kreuzesfuße lagen drei Gestalten;
er sah sie grau wie Nebelwolken liegen,
er hörte ihres schweren Odems Fliegen,
vor Zittern rauschten ihrer Kleider Falten.
O, welch ein Lieben war wie seines heiß?
Er kannte sie, er hat sie wohl erkannt;
das Menschenblut in seinen Adern stand,
und stärker quoll der Schweiß.

Die Sonnenleiche schwand, nur schwarzer Rauch,
in ihm versunken Kreuz und Seufzerhauch;
ein Schweigen, grauser als des Donners Toben,
schwamm durch des Äthers sternenleere Gassen;
kein Lebenshauch auf weiter Erde mehr,
ringsum ein Krater, ausgebrannt und leer,
und eine hohle Stimme rief von oben:

„Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!“
Da faßten den Erlöser Todeswehn,
da weinte Christus mit gebrochnem Munde:
„Herr, ist es möglich, so laß diese Stunde
an mir vorübergehn!“

Ein Blitz durchfuhr die Nacht; im Lichte schwamm
das Kreuz, o strahlend mit den Marterzeichen,
und Millionen Hände sah er reichen,
sich angstvoll klammernd um den blutgen Stamm,
o Händ und Händchen aus den fernsten Zonen!
Und um die Krone schwebten Millionen
noch ungeborner Seelen, Funken gleichend;
ein leiser Nebelrauch, dem Grund entschleichend,
stieg aus den Gräbern der Verstorbnen Flehn.
Da hob sich Christus in der Liebe Fülle,
und: „Vater, Vater,“ rief er, „nicht mein Wille,
der deine mag geschehn!“

Still schwamm der Mond im Blau, ein Lilienstengel
stand vor dem Heiland im betauten Grün,
und aus dem Lilienkelche trat der Engel
und stärkte ihn.

Am Feste der heiligen drei Könige
[Evang.: Matth. 2, 1—12.]

Durch die Nacht drei Wandrer ziehn,
um die Stirnen Purpurbinden,
tiefgebräunt von heißen Winden
und der langen Reise Mühn.
Durch der Palmen säuselnd Grün
folgt der Diener Schar von weiten;
von der Dromedare Seiten
goldene Kleinode glühn,
wie sie klirrend vorwärtsschreiten,
süße Wohlgerüche fliehn.

Finsternis hüllt schwarz und dicht,
was die Gegend mag enthalten;
riesig drohen die Gestalten:
Wandrer, fürchtet ihr euch nicht?
Doch ob tausend Schleier flicht
los und leicht die Wolkenaue:
Siegreich durch das zarte Graue
sich ein funkelnd Sternlein bricht.
Langsam wallt es durch das Blaue,
und der Zug folgt seinem Licht.

Horch, die Diener flüstern leis:
„Will noch nicht die Stadt erscheinen
mit den Tempeln und den Hainen,
sie, der schweren Mühe Preis?
Ob die Wüste brannte heiß,
ob die Nattern uns umschlangen,
uns die Tiger nachgegangen,
ob der Glutwind dörrt den Schweiß:
Augen an den Gaben hangen
für den König stark und weiß."

Sonder Sorge, sonder Acht,
wie drei stille Monde ziehen
um des Sonnensternes Glühen,
ziehn die dreie durch die Nacht.
Wenn die Staublawine kracht,
wenn mit grausig schönen Flecken
sich der Wüste Blumen strecken:
Schaun sie still auf jene Macht,
die sie sicher wird bedecken,
die den Stern hat angefacht.

O ihr hohen heilgen Drei!
In der Finsternis geboren
hat euch kaum ein Strahl erkoren,
und ihr folgt so fromm und treu!

Und du meine Seele, frei
schwelgend in der Gnade Wogen,
mit Gewalt ans Licht gezogen,
suchst die Finsternis aufs neu!
O wie hast du dich betrogen;
Tränen blieben dir und Reu!

Dennoch, Seele, fasse Mut!
Magst du nimmer gleich ergründen,
wie du kannst Vergebung finden:
Gott ist über alles gut!
Hast du in der Reue Flut
dich gerettet aus der Menge,
ob sie dir das Mark versenge
siedend in geheimer Glut,
läßt dich nimmer dem Gedränge,
der dich warb mit seinem Blut.

Einen Strahl bin ich nicht wert,
nicht den kleinsten Schein von oben.
Herr, ich will dich freudig loben,
was dein Wille mir beschert!
Sei es Gram, der mich verzehrt,
soll mein Liebstes ich verlieren,
soll ich keine Tröstung spüren,
sei mir kein Gebet erhört:
Kann es nur zu dir mich führen,
dann willkommen Flamm und Schwert!

Am Feste Mariä Lichtmeß
[Evang.: Luk. 2, 22—32.]

Durch die Gassen geht Maria,
in dem Arm den Sohn, den lieben,
hält ihn fest und hält ihn linde,
und ihr Auge schaut auf ihn.

Wie die Englein ihn gesungen,
ihn die Hirten angebetet,
huldigten die grauen Weisen,
läßt sie still vorüberziehn.

Aber Josef ihr zur Seiten
ist in Sorgfalt ganz befangen,
prüfend fragt er alle Steine,
ob ihr Fuß zu kühn sich wagt;
weiß nicht, was er wird erleben,
aber wunderbare Dinge
haben aus des Kindleins Augen
sich ihm heimlich angesagt.

* * *

O Maria, Mutter Christi!
Nicht zu dir will ich mich wagen;
denn du bist mir viel zu helle,
meine Seel ergraut vor dir;
bist mir fast wie zum Entsetzen
in der fleckenlosen Reine,
die du siegreich hast bewahret,
da du wandeltest gleich mir.

Will viel lieber vor dein Kindlein
treten, weinend und zerschlagen,
ist er wohl mein Herr und Richter,
und du stehst mir minder weit;
einer Torheit muß ich zollen,
soll ich nicht in Furcht zerstäuben,
hat er doch nicht überwunden,
ist der Held von Ewigkeit!

Liebster Herr! Du hast geschaffen
meine arme kranke Seele,
wie den Reiz, den vielgestalten,
der auf breite Straßen führt;

und du weißt, daß, wie vor andern
frischer Hauch in meiner Seele,
so mich auch vor andern glühend
jede Erdenlust berührt.

Hast du mir zu reichen Kräften
auch ein reiches Amt verliehen,
reiche Güter zu verwalten
und ein hohes reiches Schloß;
und nun liegt es in Zerstörung,
graunvoll in der öden Größe,
wie ein knöchern Ungeheuer,
wie ein toter Meerkoloß.

Und da ich nach vielen Tagen,
sonder Glauben, voll der Liebe,
angstvoll prüfte seine Mauern,
siehe da! sie standen fest.
O mein Herr, willst du mich hören,
auftun deine Gnadenschätze:
sieh, ich will getreulich bauen
meines Lebens trüben Rest!

Muß mein Haus gleich stehen eine
öde warnende Ruine:
Ach, nur dort mag sich gestalten,
was so rettungslos zerstört.
Kann ich nur ein Stübchen bauen,
ausgeschmückt mit stillen Werken,
wo ich, Herr, dich kann bewirten,
wenn du bei mir eingekehrt!

* * *

Aus den Hallen tritt Maria,
in dem Arm den Sohn, den lieben,
hält ihn fest und hält ihn linde,
und auf ihm ihr Auge ruht.

O! sie hat das Glück getragen
durch neun wonnevolle Monde;
was verkündet jene Frommen,
trug sie längst im glühnden Mut.

Aber Josef stillen Schrittes
tritt nicht mehr an ihre Seite,
da das liebe, liebe Kindlein
nun der Herr der ganzen Welt.
Doch wie höher steigt die Sonne,
schleicht er leis an ihre Schulter,
und er zupft an ihrem Mantel,
daß der Schleier niederfällt.

Pfingstmontag. Evang.: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr seinen eingeborenen Sohn gesandt hat, damit keiner, der an ihn glaubt, verloren gehe. — Wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“ [Joh. 3, 16—31.]

Ist es der Glaube nur, dem du verheißt,
dann bin ich tot.
O Glaube, der wie Lebensodem kreist,
er tut mir not;
ich hab ihn nicht.
Ach nimmst du statt des Glaubens nicht die Liebe
und des Verlangens tränenschweren Zoll,
so weiß ich nicht, wie mir noch Hoffnung bliebe.
Gebrochen ist der Stab, das Maß ist voll
mir zum Gericht.

Mein Heiland, der du liebst, wie niemand liebt,
fühlst du denn kein
Erbarmen, wenn so krank und tiefbetrübt
auf hartem Stein
dein Ebenbild
in seiner Angst vergehend kniet und flehet?
Ist denn der Glaube nur dein Gotteshauch?

Hast du nicht tief in unsre Brust gesäet
mit deinem Eignen Blut die Liebe auch?
O sei doch mild!

Ein hartes, schweres Wort hast du gesagt:
Daß, wer nicht glaubt,
gerichtet ist. Ich seh nicht, wo es tagt;
doch so beraubt
läßt er mich nicht,
der hingab seinen Sohn, den eingebornen,
für Sünder wie für Fromme allzugleich.
Zu ihm ich schau, die Ärmste der Verlornen,
nur um ein Hoffnungswort; er ist so reich,
mein Gnadenlicht.

Du, der die Taufe der Begierde hat
so gnädiglich
besiegelt selbst an Sakramentes Statt:
Nicht zweifle ich,
du hast gewiß
den Glauben des Verlangens, Sehnens Weihe
gesegnet auch, sonst wärst du wahrlich nicht
so groß an Milde und so stark an Treue,
brächst du ein Zweiglein, draus die Knospe bricht
und Frucht verhieß.

Was durch Verstandes Irren ich verbrach,
ich hab es doch
gebüßt so manche Nacht und manchen Tag;
was soll ich noch?
Nach meiner Kraft,
die freilich ich geknickt durch eigne Schulden,
doch einmal aufzurichten nicht vermag,
will hoffen ich, will sehnen ich, will dulden;
dann gibst du Treuer wohl den Glauben nach,
der Hilfe schafft.

Evang.: Jesus lehrt im Tempel. [Luk. 2, 42—52.]

Und sieh, ich habe dich gesucht mit Schmerzen,
mein Herr und Gott, wo werde ich dich finden?
ach nicht im eignen ausgestorbnen Herzen,
wo längst dein Ebenbild erlosch in Sünden;
da tönt aus allen Winkeln, ruf ich dich,
mein eignes Echo wie ein Spott um mich.

Wer einmal hat dein göttlich Bild verloren,
was ihm doch eigen war wie seine Seele,
mit dem hat sich die ganze Welt verschworen,
daß sie dein heilig Antlitz ihm verhehle;
und wo der Fromme dich auf Tabor schaut,
da hat er sich im Tal sein Haus gebaut.

So muß ich denn zu meinem Graun erfahren
das Rätsel, das ich nimmer konnte lösen,
als mir in meinen hellen Unschuldsjahren
ganz unbegreiflich schien, was da vom Bösen,
daß eine Seele, wo dein Bild geglüht,
dich gar nicht mehr erkennt, wenn sie dich sieht.

Rings um mich tönt der klare Vogelreigen:
„Horch auf, die Vöglein singen seinem Ruhme!"
Und will ich mich zu einer Blume neigen:
„Sein mildes Auge schaut aus jeder Blume."
Ich habe dich in der Natur gesucht,
und weltlich Wissen war die eitle Frucht.

Und muß ich schauen in des Schicksals Gange,
wie oft ein gutes Herz in diesem Leben
vergebens zu dir schreit aus seinem Drange,
bis es verzweifelnd sich der Sünd ergeben:
Dann scheint mir alle Liebe wie ein Spott,
und keine Gnade fühl ich, keinen Gott.

Und schlingen sich so wunderbar die Knoten,
daß du in Licht erscheinst dem treuen Blicke:
Da hat der Böse seine Hand geboten
und baut dem Zweifel eine Nebelbrücke,
und mein Verstand, der nur sich selber traut,
der meint gewiß, sie sei von Gold gebaut.

Ich weiß es, daß du bist, ich muß es fühlen
wie eine schwere kalte Hand mich drücken,
daß einst ein dunkles Ende diesen Spielen,
daß jede Tat sich ihre Frucht muß pflücken;
ich fühle der Vergeltung mich geweiht,
ich fühle dich, doch nicht mit Freudigkeit.

Wo find ich dich in Hoffnung und in Lieben?
Denn jene ernste Macht, die ich erkoren,
das ist der Schatten nur, der mir geblieben
von deinem Bilde, da ich es verloren.
O Gott, du bist so mild und bist so licht!
Ich suche dich in Schmerzen, birg dich nicht!

Am dritten Sonntage nach Ostern. Evang.: „Über ein kleines werdet ihr mich sehen." [Joh. 16, 16—22.]

Ich seh dich nicht!
Wo bist du denn, o Hort, o Lebenshauch?
Kannst du nicht wehen, daß mein Ohr es hört?
Was wirbelst, was verflatterst du wie Rauch,
wenn sich das Aug nach deinen Zeichen kehrt?
Mein Wüstenlicht,
mein Aronsstab, der lieblich könnte grünen,
du tust es nicht;
so muß ich eigne Schuld und Torheit sühnen.

Heiß ist der Tag;
die Sonne prallt von meiner Zelle Wand.

Ein traulich Vöglein flattert ein und aus;
sein glänzend Auge fragt mich unverwandt:
„Schaut nicht der Herr zu diesen Fenstern aus?
Was fragst du nach?“
Die Stirne muß ich senken und erröten,
o bittre Schmach!
Mein Wissen mußte meinen Glauben töten.

Die Wolke steigt,
und langsam über den azurnen Bau
hat eine Schwefelhülle sich gelegt.
Die Lüfte weh.. so seufzervoll und lau,
und Angstgestöhn sich in den Zweigen regt.
Die Herde keucht.
Was fühlt das stumpfe Tier? Ists deine Schwüle?
Ich steh gebeugt;
mein Herr, berühre mich, daß ich dich fühle!

Ein Donnerschlag!
Entsetzen hat den kranken Wald gepackt.
Ich sehe, wie im Nest mein Vogel duckt.
Wie Ast an Ast sich ächzend reibt und knackt,
wie Blitz an Blitz durch Schwefelgassen zuckt.
Ich schau ihm nach;
Ists deine Leuchte nicht, gewaltig Wesen?
Warum denn, ach,
warum nur fällt mir ein, was ich gelesen?

Das Dunkel weicht,
und wie ein leises Weinen fällt herab
der Wolkentau; Geflüster fern und nah.
Die Sonne senkt den goldnen Gnadenstab,
und plötzlich steht der Friedensbogen da.
Wie? Wird denn feucht
mein Auge? Ist nicht Dunstgebild der Regen?
Mir wird so leicht!
Wie? Kann denn Halmes Reibung mich bewegen?

Auf Bergeshöhn
stand ein Prophet und suchte dich wie ich:
Da brach ein Sturm der Riesenfichte Ast,
da fraß ein Feuer durch die Wipfel sich;
doch unerschüttert stand der Wüste Gast.
Da hats geweht
wie Gnadenhauch, und zitternd überwunden
sank der Prophet
und weinte laut und hatte dich gefunden.

Hat denn dein Hauch
verkündet mir, was sich im Sturme barg,
was nicht im Blitze sich enträtselt hat:
So will ich harren auch. Schon wächst mein Sarg,
der Regen fällt auf meine Schlummerstatt!
Dann wird wie Rauch
entschwinden eitler Weisheit Nebelschemen,
dann schau ich auch,
und meine Freude wird mir niemand nehmen.

Am vierten Sonntage nach Ostern. Evang.: „Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat." [Joh. 16, 5—14.]

Nicht eine Gnadenflamme hehr
vor deinem Volke soll ich gehn;
nein, ein versteinert Leben schwer
wie Sodoms Säule muß ich stehn
und um mich her
die Irren träumend schwanken sehn.

Und ob auch Öde mich umgibt,
und ob mich würgt der Nebel fast,
mir Wirbelsand die Augen trübt,
doch weiß ich, daß mein Sinn dich faßt,
daß er dich liebt,
und daß du mich gesendet hast.

Den Lebenshauch halt ich von dir,
unsterblich hast du mich gemacht;
nicht Glut, nicht Dürre schadet mir.
Ich weiß, ich bin in deiner Wacht,
und muß ich hier
auch stehn wie ein Prophet der Nacht.

Ich hebe meine Stimme laut
ein Wüstenherold für die Not:
„Wacht auf, ihr Träumer, aufgeschaut!
Am Himmel steigt das Morgenrot.
Nur aufgeschaut!
Nur nicht zurück, dort steht der Tod!"

„Nur aufgeschaut, nur nicht zurück!
Laßt Menschenweisheit hinter euch!
Sie ist der Tod; ihr schnödes Glück
ist übertünchtem Grabe gleich.
O hebt den Blick!
Der Himmel ist so mild und reich."

Könnt ich mein Auge heben nur,
mein steinern Auge zu dem Blau:
Wie sög ich aus der Himmelsflur
so liebekrank den milden Tau!
Doch hat Natur
und Schuld verschlossen mir die Brau.

Ob nimmer sich die Rinde hebt?
Ach einmal, einmal muß es sein!
Wenn Sodoms Säule sich belebt,
dann bricht auch meine Stunde ein,
wenn es durchbebt
den armen blutberaubten Stein.

Dann soll ich wissen, was ich bin,
warum so todesstarr und matt;

dann weiß ich, was den klaren Sinn
getrieben zu der öden Statt;
dann knie ich hin
vor dem, der mich gesendet hat.

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.
Evang.: Vom hochzeitlichen Kleide. [Matth. 22, 1—14.]

An manchem Tag mein Haupt wie wüst und öde,
wie eingesargt mein Herz zu manchen Zeiten!
Vor übergroßer Schwäche schein ich blöde,
bewußtlos starrt mein Auge durch die Weiten.
O welch ein Bild verschuldeten Verfalles!
O welch ein kläglich Bild der Niedrigkeit!
Wie fühl ich es! Doch nicht zu jener Zeit,
wo neblig mir und unverständlich alles.

Soll ich es Leichtsinn nennen? O mit nichten!
Wie Zentner fühl ich es am Herzen liegen.
Soll ich verstecktem Trotze gleich es richten?
Dann wahrlich müßt ich mich zum Meister lügen.
Des Trotzes Kraft, des Leichtsinns heiter Prangen,
die sind gebrochen mit dem gleichen Streich;
nein, einem morschen Stamme bin ich gleich,
an dem die Blätter halb verhungert hangen.

Wenn Nervenspiel mir einmal möchte hellen
der dumpfen Stirne fieberisch Umgeben,
aufsprudeln möchten aller Wunden Quellen
und stoßen vor der Worte sengend Leben:
Wie zittert meine Hand, wie bricht zusammen
die Körperkraft in solchem Augenblick!
Und eine harte Faust stößt mich zurück,
ein nutzlos Opfer, in die eignen Flammen.

Weh mir, ist dies ein hochzeitliches Kleid,
worin ich deinen Gästen mich gesellen

und meine arme Lampe, lehrbereit,
o Herr, an deinen heilgen Schrein darf stellen?
Ein Halbertrunkner deut ich nach der Küste,
und aufwärts deut ich schwindelnd, wie verwirrt;
so Israel durch vierzig Jahre irrt
und sucht und sucht und fand ein Grab der Wüste.

Doch weißt du auch, mein Herr und milder Richter,
es war nicht Eitelkeit, was mich geleitet;
die zündet nicht dem eignen Moder Lichter;
ach, wer noch um der Ehre Kränze streitet,
der läßt des Sarges Deckel gern geschlossen.
Doch eben jetzt, all deiner Pfunde bar,
jetzt brächt ich gerne noch ein Scherflein dar
für alle meines eignen Leids Genossen.

Groß ist die Zahl, das hab ich erst erfahren,
seit mich die Wellen unter Menschen trieben.
In meiner Heimat, ach, der frommen, klaren,
da mußte Einsamkeit mich sehr betrüben;
doch, als ich in die Fremde nun getreten,
wie schauderte mir vor Genossenschaft!
Wie Pilze hingen sie am dürren Schaft,
wie Nesseln schossen sie aus allen Beeten.

Da sah ich auch, wohin es konnte führen,
mutlos zu stehn auf unterhöhltem Grunde;
noch durfte meine Hand das Kreuz berühren,
doch andre hört ich jubeln tief im Schlunde.
Da sah ich, wem sich meine Augen wandten,
da hörte ich, was ich vergessen will;
noch sprach in mir ein Laut: ‚O steh nicht still!
Schau jene an, die sind nur still gestanden!‘

Seitdem auch weiß ich, wem ich bin gesendet:
Dem, der da steht, wo ich nicht durfte weilen.
Kein Licht hab ich, was leuchtet oder blendet,
nur eine Stimme, die da treibt zu eilen.

„O eile, eile, nur die Schritte wende!
Und ob kein Schimmer durch die Wolken bricht,
so denk: Er herrscht im Dunkel wie im Licht,
und falte nur im Finstern deine Hände!“

Am letzten Tage des Jahres

Das Jahr geht um,
der Faden rollt sich sausend ab.
Ein Stündchen noch, das letzte heut,
und stäubend rieselt in sein Grab
was einstens war lebendge Zeit.
Ich harre stumm.

s ist tiefe Nacht!
Ob wohl ein Auge offen noch?
In diesen Mauern rüttelt dein
Verrinnen, Zeit! Mir schaudert doch.
Es will die letzte Stunde sein
einsam durchwacht.

Geschehen all,
was ich begangen und gedacht,
was mir aus Haupt und Herzen stieg:
Das steht nun eine ernste Wacht
am Himmelstor. O halber Sieg!
O schwerer Fall!

Wie reißt der Wind
am Fensterkreuze! Ja, es will
auf Sturmesfittiche das Jahr
zerstäuben, nicht ein Schatten still
verhauchen unterm Sternenklar ...
Du Sündenkind,

war nicht ein hohl
und heimlich Sausen jeden Tag
in deiner wüsten Brust Verlies,
wo langsam Stein an Stein zerbrach,
wenn es den kalten Odem stieß
vom starren Pol?

Mein Lämpchen will
verlöschen, und begierig saugt
der Docht den letzten Tropfen Öl.
Ist so mein Leben auch verraucht?
Eröffnet sich des Grabes Höhl
mir schwarz und still?

Wohl in dem Kreis,
den dieses Jahres Lauf umzieht,
mein Leben bricht. Ich wußt es lang,
und dennoch hat dies Herz geglüht
in eitler Leidenschaften Drang.
Mir bricht der Schweiß

der tiefsten Angst
auf Stirn und Hand. Wie? dämmert feucht
ein Stern dort durch die Wolken nicht?
Wär es der Liebe Stern vielleicht,
dir zürnend mit dem trüben Licht,
daß du so bangst?

Horch, welch Gesumm?
Und wieder? Sterbemelodie!
Die Glocke regt den ehrnen Mund.
O Herr, ich falle auf das Knie:
Sei gnädig meiner letzten Stund!
Das Jahr ist um!

Die Judenbuche

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen

1837—1841.

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
so fest, daß ohne Zittern sie den Stein
mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
zu wägen jedes Wort, das unvergessen
in junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
des Vorurteils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
leg hin die Wagschal, — nimmer dir erlaubt!
laß ruhn den Stein — er trifft dein eignes Haupt!

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigentümers geringer Klasse im Dorfe B., das, so schlecht gebaut und rauchig es sein mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte, und eine Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln

und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen gedeihen.

Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung geraten, oder vielmehr es hatte sich neben dem gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsbesitzer, denen die niedrige Gerichtsbarkeit zustand, straften und belohnten nach ihrer, in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Untergebene tat, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiteren Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten staubigen Urkunden nachzuschlagen. — Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmütig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel teure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Überzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zugrunde gehen, wogegen nichts seelentötender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.

Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten, als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichtum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege, als in stets erneuten Versuchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmütigste, schlaueste und kühnste Gemeinde des ganzen Fürstentums. Seine Lage in-

mitten tiefer und stolzer Waldeinsamkeit mochte schon früh den angeborenen Starrsinn der Gemüter nähren; die Nähe eines Flusses, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und sicher außer Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermutigen, und der Umstand, daß alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vorteil meist auf seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten mit ungefähr doppelt soviel Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigen Knaben bis zum siebzigjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich stolzem Bewußtsein anführte, wie er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmählichen Verhallen des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schliefen sacht weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengrau kehrte der Zug ebenso schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen, mit Schnupftabak geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In diesen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfanges und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, sowie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar holzigen Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle manches hiervon her-

beigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirtschaft im Spiel. Friedrichs Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, d. h. einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war nicht gar zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihre guten Kleider und neues Hausgerät im Stich lassend. Das war freilich ein großer Skandal und Ärger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittage keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz, und man sah ihn noch bis spät in der Nacht vor der Türschwelle liegen, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt zu werden.

Die Wirtschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so verging Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener und zuletzt ziemlich armseliger Witwer, bis er mit einem Male wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margaret Semmler war eine brave anständige Person, so in den Vierzigern, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jetzt sehr klug und wirtlich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es jedem unbegreiflich sein, was sie zu diesem Schritte getrieben. Wir glauben den Grund eben in dieser ihrer selbstbewußten Vollkommenheit zu finden. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben: „Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht:

wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir." Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponierte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Hause oder kroch in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte. aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse ins Haus taumeln, hörte drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margaret eilends Tür und Fenster schließen. An einem solchen Tage — keinem Sonntage mehr — sah man sie abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen, und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntnis nie über ihre Lippen kam. — Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen, erfreut, denn Margaret soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward das Lärmen im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine rauhe, stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte sich schon beizeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus dreiviertel Meilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf, da sich nach Sonnenuntergang dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen zehn Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit. Friedrich stand neben ihr, schon halb entkleidet,

und horchte auf das Geheul des Windes und das Klappern der Bodenfenster.

„Mutter, kommt der Vater heute nicht?“ fragte er.

„Nein, Kind, morgen.“ — „Aber warum nicht, Mutter? er hat’s doch versprochen.“ — „Ach Gott, wenn der alles hielte, was er verspricht! Mach, mach voran, daß du fertig wirst.“

Sie hatten sich kaum niedergelegt, so erhob sich eine Windsbraut, als ob sie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettstatt bebte und im Schornstein rasselte es wie ein Kobold. — „Mutter, es pocht draußen!“ — „Still, Fritzchen, das ist das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt.“ — „Nein, Mutter, an der Tür!“ — „Sie schließt nicht; die Klinke ist zerbrochen. Gott, schlaf doch! bring mich nicht um das armselige bißchen Nachtruhe.“ — „Aber wenn nun der Vater kommt?“ — Die Mutter drehte sich heftig im Bett um. — „Den hält der Teufel fest genug!“ — „Wo ist der Teufel, Mutter?“ — „Wart, du Unrast! er steht vor der Tür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!“

Friedrich ward still; er horchte noch ein Weilchen und schlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte sich gewendet und zischte jetzt wie eine Schlange durch die Fensterritze an seinem Ohr. Seine Schulter war erstarrt; er kroch tief unters Deckbett und lag aus Furcht ganz still. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht schlief. Er hörte sie weinen und mitunter: „Gegrüßt seist du, Maria!“ und „bitte für uns arme Sünder!“ Die Kügelchen des Rosenkranzes glitten an seinem Gesicht hin. Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — „Friedrich, bist du wach?“ — „Ja, Mutter.“ — „Kind, bete ein wenig — du kannst ja schon das halbe Paterunser —, daß Gott uns bewahre vor Wasser- und Feuersnot.“

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannigfache Geräusch und Getöse im Hause kam ihm wunderlich vor. Er meinte, es müsse etwas Lebendiges

drinnen sein und draußen auch. — „Hör, Mutter, gewiß, da sind Leute, die pochen." — „Ach nein, Kind; aber es ist kein altes Brett im Hause, das nicht klappert." — „Hör! hörst du nicht? es ruft! hör doch!"

Die Mutter richtete sich auf; das Toben des Sturms ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fensterläden pochen und mehrere Stimmen: „Margaret! Frau Margaret, heda, aufgemacht!" Margaret stieß einen heftigen Laut aus: „Da bringen sie mir das Schwein wieder!"

Der Rosenkranz flog klappernd auf den Brettstuhl, die Kleider wurden herbeigerissen. Sie fuhr zum Herde und bald darauf hörte Friedrich sie mit trotzigen Schritten über die Tenne gehen. Margaret kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich etwas zu suchen. Mit einem Male ward eine Lampe hereingebracht; zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geschlossen. Friedrich meinte, sie sei tot; er erhob ein fürchterliches Geschrei, worauf ihm jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umstehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeyer tot im Holze gefunden sei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margaret wieder zur Besinnung kam, suchte sie die fremden Leute los zu werden. Der Bruder blieb bei ihr, und Friedrich, dem bei strenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war, hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und Herrutschen und Bürsten. Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: „Margaret, zieh dir das nicht zu Gemüt; wir wollen jeder drei Messen lesen lassen, und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Mutter Gottes von Werl."

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, saß Margaret am Herde, das Gesicht mit der Schürze verhüllend. Nach einigen Minuten, als alles stille geworden war, sagte

sie in sich hinein: „Zehn Jahre, zehn Kreuze. Wir haben sie doch zusammen getragen, und jetzt bin ich allein!" Dann lauter: „Fritzchen, komm her!" —

Friedrich kam scheu heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwarzen Bändern und den verstörten Zügen. „Fritzchen," sagte sie „willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen? — „Mutter, Hülsmeyer stiehlt." — „Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? wer sagt dir so schlechtes Zeug?" — „Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen." — „Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hülsmeyer ist ein ordentlicher angesessener Mann, und die Juden sind alle Schelme." — „Aber, Mutter, Brandes sagt auch, daß er Holz und Rehe stiehlt." — „Kind, Brandes ist ein Förster." — „Mutter, lügen die Förster?"

Margaret schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere; die können niemandem gehören. Doch das verstehst du noch nicht; jetzt geh in den Schuppen und hole mir Reisig."

Friedrich hatte seinen Vater auf dem Stroh gesehen, wo er, wie man sagt, blau und fürchterlich ausgesehen haben soll. Aber davon erzählte er nie und schien ungern daran zu denken. Überhaupt hatte die Erinnerung an seinen Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt, wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles übrige verhärtet scheint, und bei Friedrich wuchs dieses Gefühl mit den Jahren, durch das Gefühl mancher Zurücksetzung von seiten anderer. Es war ihm äußerst empfindlich, wenn, solange er Kind war, jemand des Verstorbenen nicht allzu löblich gedachte, ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht ersparte. Es ist gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen. Der alte Mergel war das Gespenst des Brederholzes geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht

bei einem Haar in den Zellerkolk (Teich); die Hirtenknaben, wenn sie nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen schrien, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich dazwischensagen: „Hör mal an, feins Lieseken," und ein unprivilegierter Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeschlafen und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen sein geschwollenes blaues Gesicht durch die Zweige lauschen sehen. Friedrich mußte von andern Knaben vieles darüber hören; dann heulte er, schlug um sich, stach auch einmal mit seinem Messerchen und wurde bei dieser Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er seiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Tales, wo man ihn oft stundenlang in derselben Stellung im Grase liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen sah.

Er war zwölf Jahre alt, als seine Mutter einen Besuch von ihrem jüngeren Bruder erhielt, der in Brede wohnte und seit der törichten Heirat seiner Schwester ihre Schwelle nicht betreten hatte.

Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fischaugen und überhaupt einem Gesicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geselle, bei dem dicktuende Verschlossenheit oft mit ebenso gesuchter Treuherzigkeit wechselte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgestellt hätte und statt dessen für einen fatalen, Händel suchenden Kerl galt, dem jeder um so lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beschränkte Menschen leicht an Ansprüchen gewinnen, was sie an Brauchbarkeit verlieren. Dennoch freute sich die arme Margaret, die sonst keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

„Simon, bist du da?" sagte sie und zitterte, daß sie sich am Stuhle halten mußte. „Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen?" — Simon betrachtete sie ernst und reichte ihr die Hand: „Du bist alt geworden, Margret!" — Margaret seufzte: „Es ist mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schicksalen." — „Ja, Mädchen, zu spät gefreit, hat immer gereut! Jetzt bist du alt und das Kind ist klein. Jedes Ding hat seine Zeit. Aber wenn ein altes Haus

brennt, dann hilft kein Löschen." Über Margarets vergrämtes Gesicht flog eine Flamme, so rot wie Blut.

„Aber ich höre, dein Junge ist schlau und gewichst," fuhr Simon fort. — „Ei nun so ziemlich, und dabei fromm." „Hum, 's hat mal einer eine Kuh gestohlen, der hieß auch Fromm. Aber er ist still und nachdenklich, nicht wahr? er läuft nicht mit den andern Buben?" — „Er ist ein eigenes Kind," sagte Margaret wie für sich; „es ist nicht gut." Simon lachte hell auf: „Dein Junge ist scheu, weil ihn die andern ein paarmal gut durchgedroschen haben. Das wird ihnen der Bursche schon wieder bezahlen. Hülsmeyer war neulich bei mir, der sagte, es sei ein Junge wie 'n Reh."

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn sie ihr Kind loben hört? Der armen Margaret ward selten so wohl, jedermann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen. Die Tränen traten ihr in die Augen. „Ja, gottlob, er hat gerade Glieder." — „Wie sieht er aus?" fuhr Simon fort. — „Er hat viel von dir, Simon, viel." Simon lachte: „Ei, das muß ein rarer Kerl sein, ich werde alle Tage schöner. An der Schule soll er sich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Ebensogut. Es ist doch nicht halb wahr, was der Magister sagt. Aber wo hütet er? Im Telgengrund? im Koderholze? im Teutoburger Wald? auch des Nachts und früh?" — „Die ganzen Nächte durch; aber wie meinst du das?"

Simon schien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Türe hinaus: „Ei, da kommt der Gesell! Vatersohn! er schlenkert gerade so mit den Armen, wie dein seliger Mann. Und schau mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!"

In der Mutter Züge kam ein heimliches, stolzes Lächeln; ihres Friedrichs blonde Locken und Simons rötliche Borsten! Ohne zu antworten, brach sie einen Zweig von der nächsten Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, scheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, ihm einige rasche, halbdrohende Worte zuzuraunen; denn sie kannte seine störrische Natur, und Simons Weise war ihr heute einschüchternder vorgekommen als je. Doch ging alles über Erwarten gut;

Friedrich zeigte sich weder verstockt, noch frech, vielmehr etwas blöde und sehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbstündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorschlag brachte, vermöge deren er denselben zwar nicht gänzlich der Mutter entziehen, aber doch über den größten Teil seiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggesellen Erbe zufallen solle, das ihm freilich ohnedies nicht entgehen konnte. Margaret ließ sich geduldig auseinandersetzen, wie groß der Vorteil, wie gering die Entbehrung ihrerseits bei dem Handel sei. Sie wußte am besten, was eine kränkliche Witwe an der Hilfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den sie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu ersetzen. Doch sie schwieg und gab sich in alles. Nur bat sie den Bruder, streng, doch nicht hart gegen den Knaben zu sein.

„Er ist gut," sagte sie, „aber ich bin eine einsame Frau; mein Sohn ist nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat." Simon nickte schlau mit dem Kopf: „Laß mich nur gewähren, wir wollen uns schon vertragen, und weißt du was? gib mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinste ist ihm gerad recht, und so lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Fritzchen, zieh deine Holzschuh an!" — Und bald sah Margaret den beiden nach, wie sie fortschritten, Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend, während ihm die Schöße des roten Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feurigen Mannes, der unter dem gestohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und schlank für sein Alter, mit zarten, fast edlen Zügen und langen blonden Locken, die besser gepflegt waren, als sein übriges Äußeres erwarten ließ; übrigens zerlumpt, sonnenverbrannt und mit dem Ausdrucke der Vernachlässigung und einer gewissen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine große Familienähnlichkeit beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, die Blicke fest auf denselben geheftet, der ihn gerade durch das Seltsame seiner Erscheinung anzog, er-

innerte er unwillkürlich an jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die beiden sich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niedersteigt und einen sehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig gesprochen worden. Simon schien nachdenkend, der Knabe zerstreut, und beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte Simon: „Trinkst du gern Branntwein?" — Der Knabe antwortete nicht. „Ich frage, trinkst du gern Branntwein? gibt dir die Mutter zuweilen welchen?" — „Die Mutter hat selbst keinen," sagte Friedrich. — „So, so, desto besser! — kennst du das Holz da vor uns?" — „Das ist das Brederholz." — „Weißt du auch, was darin vorgefallen ist?" — Friedrich schwieg. Indessen kamen sie der düstern Schlucht immer näher.

„Betet die Mutter noch so viel?" hob Simon wieder an. — „Ja, jeden Abend zwei Rosenkränze." — „So? und du betest mit?" — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — „Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Essen den einen Rosenkranz, dann bin ich noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im Bette, dann schlafe ich gewöhnlich ein." — „So, so, Geselle!" — Diese letzten Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche gesprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finster; das erste Mondviertel stand am Himmel, aber seine schwachen Schimmer dienten nur dazu, den Gegenständen, die sie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Ansehen zu geben. Friedrich hielt sich dicht hinter seinem Ohm; sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantastischen als furchtsamen Spannung darin wahrgenommen haben. So schritten beide rüstig voran, Simon mit dem festen Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich schwankend und wie im Traum. Es kam ihm vor, als ob alles sich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondstrahlen bald zusammen, bald

voneinander schwankten. Baumwurzeln und schlüpfrige Stellen, wo sich das Wasser gesammelt, machten seinen Schritt unsicher; er war einige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt schien sich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor kurzem die Axt unbarmherzig gewütet hatte. Überall ragten Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am bequemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit mußte unterbrochen worden sein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwinde mit den noch frischen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerksamkeit. In der Mitte der Lichtung stand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blasser Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl sei, was ihn wahrscheinlich vor der allgemeinen Zerstörung geschützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Hand.

„Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche." — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. „Sieh," fuhr Simon fort, „hier haben Ohm Franz und der Hülsmeyer deinen Vater gefunden, als er in der Betrunkenheit ohne Buße und Ölung zum Teufel gefahren war." — „Ohm, Ohm!" keuchte Friedrich. — „Was fällt dir ein? Du wirst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! laß los, los!" — Er suchte den Knaben abzuschütteln. „Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatte ihn so lieb, wie meinen eigenen Bruder." — Friedrich ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Teil des Waldes zurück und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen besseren Wohnungen von Ziegelsteinen, zu denen auch Simons Haus gehörte.

Am nächsten Abend saß Margaret schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Tür und wartete auf ihren Knaben.

Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Atem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich und wußte, daß sie beides ohne Grund war. Die Uhr im Turm schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen.

Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vornübergebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Margaret blieb in der Tennentür stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

„Friedrich, wie geht's dem Ohm?" Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — „Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, tu das Maul auf! du weißt ja doch, daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre." — Das Kind erhob seine Stimme und geriet dermaßen ins Stammeln, daß Margaret es um nichts mehr begriff. —

„Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe sind schon zu Hause. Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Wart, ich muß einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast!" — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margaret stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft, auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — „Friedrich, Friedrich!" rief sie.

In der Schlafkammer klappte eine Schranktür und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holzschenvioline, d. h. einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt, in der andern einen Bogen, ganz des Instrumentes würdig. So ging er gerade auf

sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

„Da, Johannes!“ sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk; „da ist die Violine, die ich dir versprochen habe. Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen.“ — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margaret, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstohlen unter die Flügel seines armseligen Jäckchens.

Margaret stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung genommen, und sie blickte mit unruhigem Auge von einem auf den andern. Der fremde Knabe hatte sich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrichs Zügen der Wechsel eines offenbar mehr selbstischen als gutmütigen Mitgefühls spielte, und sein Auge in fast glasartiger Klarheit zum ersten Male bestimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großtun zeigte, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat.

Der Ruf seiner Mutter störte ihn aus Gedanken, die ihm ebenso neu als angenehm waren.

Sie saß wieder am Spinnrade.

„Friedrich,“ sagte sie zögernd, „sag einmal —“ und schwieg dann. Friedrich sah auf und wandte sich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu seinem Schützling. — „Nein, höre —“ und dann leiser: „was ist das für ein Junge? wie heißt er?“ — Friedrich antwortete ebenso leise: „Das ist des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botschaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein paar Schuhe und eine Weste von Drillich gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab ich ihm meine Violine versprochen; er ist ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er.“ — „Nun?“ sagte Margaret. — „Was willst du, Mutter?“ — „Wie heißt er wei-

ter?" — „Ja — weiter nicht — oder, warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater," fügte er leiser hinzu.

Margaret stand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie heraus mit einem harten, finstern Ausdruck in den Mienen. „So, Friedrich," sagte sie, „laß den Jungen gehen, daß er seine Bestellung machen kann. — Junge, was liegst du da in der Asche? hast du zu Hause nichts zu tun?"

Der Knabe raffte sich mit der Miene eines Verfolgten so eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege standen und die Holzschenvioline bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre.

„Warte, Johannes," sagte Friedrich stolz, „ich will dir mein halbes Butterbrot geben, es ist mir doch zu groß, die Mutter schneidet allemal übers ganze Brot."

„Laß doch," sagte Margaret, „er geht ja nach Hause."

„Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ißt um sieben Uhr." Margaret wandte sich zu dem Knaben: „Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer sorgt für dich?" — „Niemand," stotterte das Kind. — „Niemand?" wiederholte sie; „da nimm, nimm!" fügte sie heftig hinzu; „du heißt Niemand und niemand sorgt für dich! Das sei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörst du, geht nicht zusammen durchs Dorf." — „Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen," antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort waren, warf sich Margaret auf einen Stuhl und schlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers zusammen. Ihr Gesicht war bleich wie ein Tuch. „Ein falscher Eid, ein falscher Eid!" stöhnte sie. „Simon, Simon, wie willst du vor Gott bestehen!"

So saß sie eine Weile, starr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geistesabwesenheit. Friedrich stand vor ihr und hatte sie schon zweimal angeredet. „Was ist's? was willst du?" rief sie auffahrend. — „Ich bringe Euch Geld," sagte er, mehr erstaunt als erschreckt. — „Geld? wo?" — Sie regte sich und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. — Friedrich hob sie auf. — „Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun selber was ver-

dienen." — „Geld vom Simon? wirf's fort, fort! — nein, gib's den Armen. Doch nein, behalt's," flüsterte sie kaum hörbar; „wir sind selber arm; wer weiß, ob wir bei dem Betteln vorbeikommen!" — „Ich soll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einsaat helfen." — „Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr!" Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. „Doch," fügte sie hinzu, und ein Tränenstrom stürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; „geh, er ist mein einziger Bruder, und die Verleumdung ist groß! Aber halt Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht!"

Margaret legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch schwerer seinen Tod, und es war eine bittere Stunde, als die Witwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlassen mußte und der Plug vor ihrem Hause stille stand. Aber so war ihr nie zumute gewesen; dennoch, nachdem sie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war sie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne so gottlos nicht sein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Ähnlichkeiten wollen nichts beweisen. Hatte sie doch selbst vor 40 Jahren ein Schwesterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man so wenig hat und durch Unglauben dies Wenige verlieren soll!

Von dieser Zeit an war Friedrich selten mehr zu Hause. Simon schien alle wärmeren Gefühle, deren er fähig war, dem Schwestersohn zugewendet zu haben; wenigstens vermißte er ihn sehr und ließ nicht nach mit Botschaften, wenn ein häusliches Geschäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war seitdem wie verwandelt, das träumerische Wesen gänzlich von ihm gewichen, er trat fest auf, fing an, sein Äußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübschen, gewandten Burschen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projekte leben konnte, unternahm mitunter bedeutende öffentliche Arbeiten, z. B. beim Wegbau, wobei Friedrich für einen seiner besten Arbeiter und überall als seine

rechte Hand galt; denn obgleich dessen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht jemand an Ausdauer gleich. Margaret hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing sie an, stolz auf ihn zu werden und sogar eine Art Hochachtung für ihn zu fühlen, da sie den jungen Menschen so ganz ohne ihr Zutun sich entwickeln sah, sogar ohne ihren Rat, den sie, wie die meisten Menschen, für unschätzbar hielt und deshalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen wußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert durch den Ausgang einer Wette, infolge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war der Mitgenuß des Ruhms auch so ziemlich der einzige Vorteil, den Margaret aus diesen günstigen Umständen zog, da Friedrich immer mehr auf sein Äußeres verwandte und allmählich anfing, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend jemand im Dorf darin nachzustehen. Zudem waren alle seine Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig, und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem früheren Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volkes zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einsam und träumerisch hinter den Kühen herschleichend, oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Gesetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel alle ihre Vorgänger so

weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmütigsten zuviel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Herde mit den Fingern bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein Individuum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten sie von der ganz gleichförmigen Tracht, durch die sie das Erkennen erschwerten, wenn etwa ein Förster noch einige Nachzügler im Dickicht verschwinden sah. Sie verheerten alles wie die Wanderraupe, ganze Waldstrecken wurden in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß man am andern Morgen nichts fand, als Späne und wüste Haufen von Topholz, und der Umstand, daß nie Wagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer vom Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutz und vielleicht mit dem Beistande der Schiffseigentümer handelte. In der Bande mußten sehr gewandte Spione sein, denn die Förster konnten wochenlang umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob stürmisch oder mondhell, wo sie vor Übermüdung nachließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß das Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt schien, als die Förster selber.

Von einigen Dörfern ward mit Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blaukitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtig bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von allen, das Dorf B., freisprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner dieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten, während zu eben dieser Zeit die Blaukittel eine ihrer stärksten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forsten war indes allzu groß, deshalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher unerhörte Weise gesteigert; Tag und Nacht wurde patrouilliert, Oberknechte, Hausbediente mit Gewehren versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war der Erfolg nur gering und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaukittel schon zum andern einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaukittel,

Blaukittel und Wächter, wie Sonne und Mond, immer abwechselnd im Besitz des Terrains und nie zusammentreffend.

Es war im Juli 1756 früh um drei Uhr; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler, gelber Streifen, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Talschlucht wie mit einem Goldbande schloß. Friedrich lag im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachten Tieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes streifen. Ein paarmal belebten sich seine Augen und nahmen den ihnen eigentümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung nahe bei den Kühen, die unbekümmert um die Forstgesetze ebenso oft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten.

Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton hielt nur einige Sekunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden und wiederholte sich etwa alle fünf bis acht Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöse ungewöhnlich stark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ seine Blicke langsam über die verschiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Talgrunde fanden.

Es fing bereits stark zu dämmern an; die Vögel begannen leise zu zwitschern und der Tau stieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und starrte, die Arme über den Kopf verschlungen, in das leise einschleichende Morgenrot. Plötzlich fuhr er auf: über sein Gesicht fuhr ein Blitz, er horchte einige Sekunden mit vorgebeugtem Oberleib wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann schob er schnell zwei Finger in den Mund und pfiff gellend

und anhaltend. — „Fidel, du verfluchtes Tier!“ Ein Steinwurf traf die Seite des unbesorgten Hundes, der, vom Schlafe aufgeschreckt, zuerst um sich biß und dann heulend auf drei Beinen dort Trost suchte, von wo das Übel ausgegangen war.

In demselben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüsches fast ohne Geräusch zurückgeschoben und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den silbernen Wappenschild am Arm, die gespannte Büchse in der Hand. Er ließ schnell seine Blicke über die Schlucht fahren und sie dann mit besonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen; trat dann vor, winkte nach dem Gebüsch, und allmählich wurden sieben bis acht Männer sichtbar, alle in ähnlicher Kleidung, Weidmesser im Gürtel und die gespannten Gewehre in der Hand.

„Friedrich, was war das?“ fragte der zuerst Erschienene. — „Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle krepierte. Seinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopfe fressen.“ — „Die Kanaille hat uns gesehen,“ sagte ein anderer. —

„Morgen sollst du auf die Reise mit einem Stein am Halse,“ fuhr Friedrich fort und stieß nach dem Hunde. — „Friedrich, stell dich nicht an wie ein Narr! Du kennst mich und du verstehst mich auch!“ Ein Blick begleitete diese Worte, der schnell wirkte. — „Herr Brandes, denkt an meine Mutter!“ — „Das tu ich. Hast du nichts im Walde gehört?“ — „Im Walde?“ — Der Knabe warf einen raschen Blick auf des Försters Gesicht. — „Eure Holzfäller, sonst nichts.“ — „Meine Holzfäller!“

Die ohnehin dunkle Gesichtsfarbe des Försters ging in tiefes Braunrot über. „Wieviele sind ihrer, und wo treiben sie ihr Wesen?“ — „Wohin Ihr sie geschickt habt; ich weiß es nicht.“ — Brandes wandte sich zu seinen Gefährten: „Geht voran; ich komme gleich nach.“

Als einer nach dem andern im Dickicht verschwunden war, trat Brandes dicht vor den Knaben: „Friedrich,“ sagte er mit dem Ton unterdrückter Wut, „meine Geduld ist zu Ende; ich möchte dich prügeln wie einen Hund, und mehr seid ihr auch nicht wert. Ihr Lumpenpack, dem kein Ziegel auf dem Dach

gehört! Bis zum Betteln habt ihr es, gottlob, bald gebracht, und an meiner Tür soll deine Mutter, die alte Hexe, keine verschimmelte Brotrinde bekommen. Aber vorher sollt ihr mir noch beide ins Hundeloch." Friedrich griff krampfhaft nach einem Aste. Er war totenbleich und seine Augen schienen wie Kristallkugeln aus dem Kopfe schießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erschlaffung grenzende Ruhe zurück. „Herr," sagte er fest, mit fast sanfter Stimme, „Ihr habt gesagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegeneinander aufgehen lassen, und nun will ich Euch sagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht selbst bestellt habt, so müssen es die Blaukittel sein; denn aus dem Dorfe ist kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir, und vier Wagen sind es. Ich habe sie nicht gesehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören." Er stockte einen Augenblick. —

„Könnt Ihr sagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen habe, als auf Bestellung? Denkt nach, ob Ihr das sagen könnt?"

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Försters, der nach Art der meisten rauhen Menschen leicht bereute. Er wandte sich unwirsch und schritt dem Gebüsche zu. — „Nein, Herr," rief Friedrich, „wenn Ihr zu den andern Förstern wollt, die sind dort an der Buche hinaufgegangen." „An der Buche?" sagte Brandes zweifelhaft, „nein, dort hinüber, nach dem Mastergrunde." — „Ich sage Euch, an der Buche; des langen Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Ast dort hängen; ich hab's ja gesehen!"

Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein.

Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch seine Stellung nicht verlassen; halb liegend, den Arm um einen dürren Ast geschlungen, sah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachsenen Steig glitt, mit den vorsichtigen weiten Schritten seines Metiers, so geräuschlos wie ein Fuchs die Hühnerstiege erklimmt. Hier sank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umrisse seiner Gestalt schwanden immer mehr.

Da blitzte es noch einmal durchs Laub. Es war ein Stahlknopf seines Jagdrockes; nun war er fort. Friedrichs Gesicht hatte während dieses allmählichen Verschwindens den Ausdruck seiner Kälte verloren und seine Züge schienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann stehen. „Es ist zu spät," sagte er vor sich hin und griff nach seinem Hute. Ein leises Picken im Gebüsch, nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förster, der den Flintenstein schärfte. Friedrich horchte. — „Nein!" sagte er dann mit entschlossenem Tone, raffte seine Siebensachen zusammen und trieb das Vieh eilfertig die Schlucht entlang. — —

Um Mittag saß Frau Margaret am Herd und kochte Tee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfschmerzen und hatte auf ihre besorgte Nachfrage erzählt, wie er sich schwer geärgert über den Förster, kurz, den ganzen eben beschriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er besser fand, für sich zu behalten. Margaret sah schweigend und trübe in das siedende Wasser. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber heute kam er ihr so angegriffen vor, wie fast nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge sein? sie seufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

„Mutter!" rief Friedrich aus der Kammer. — „Was willst du?" — „War das ein Schuß?" — „Ach nein, ich weiß nicht, was du meinst." — „Es pocht mir wohl nur so im Kopfe," versetzte er. Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leisem Flüstern irgendeine unbedeutende Klatscherei, die Margaret ohne Teilnahme anhörte. Dann ging sie. —

„Mutter!" rief Friedrich. Margaret ging zu ihm hinein. „Was erzählte die Hülsmeyer?" — „Ach, gar nichts, Lügen, Wind!" — Friedrich richtete sich auf. — „Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geschichte; und ist doch nichts Wahres dran." — Friedrich legte sich wieder hin. „Ich will sehen, ob ich schlafen kann," sagte er.

Margaret saß am Herde; sie spann und dachte wenig Er-

freuliches. Im Dorfe schlug es halb zwölf; die Tür klinkte und der Gerichtsschreiber Kapp trat herein. —

„Guten Tag, Frau Mergel," sagte er; „könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? ich komme von M." — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: „Wo ist Friedrich?" Sie war gerade beschäftigt, einen Teller hervorzulangen, und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Absätzen. „Wißt Ihr wohl," sagte er dann, „daß die Blaukittel in dieser Nacht wieder im Masterholze eine ganze Strecke so kahl gefegt haben, wie meine Hand?" — „Ei, du frommer Gott!" versetzte sie gleichgültig. — „Die Schandbuben," fuhr der Schreiber fort, „ruinieren alles; wenn sie noch Rücksicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenstämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderstange drin steckt! Es ist, als ob ihnen anderer Leute Schaden ebenso lieb wäre wie ihr Profit!" — „Es ist schade!" sagte Margaret. Der Amtsschreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. „Habt Ihr nichts von Brandes gehört?" fragte er plötzlich. — „Nichts; er kommt niemals hier ins Haus." — „So wißt Ihr nicht, was ihm begegnet ist?" — „Was denn?" fragte Margaret gespannt. — „Er ist tot!" — „Tot!" rief sie, „was, tot? Um Gotteswillen! er ging ja noch heute morgen ganz gesund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken!" — „Er ist tot," wiederholte der Schreiber, sie scharf fixierend; „von den Blaukitteln erschlagen. Vor einer Viertelstunde wurde die Leiche ins Dorf gebracht."

Margaret schlug die Hände zusammen. — „Gott im Himmel, geh nicht mit ihm ins Gericht! er wußte nicht, was er tat!" — „Mit ihm!" rief der Amtsschreiber, „mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr?" Aus der Kammer drang ein schweres Stöhnen. Margaret eilte hin und der Schreiber folgte ihr. Friedrich saß aufrecht im Bette, das Gesicht in die Hände gedrückt, und ächzte wie ein Sterbender. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter. — „Wie ist dir?" wiederholte der Amtsschreiber. — „O, mein Leib, mein Kopf!" jammerte er. — „Was fehlt ihm?" — „Ach, Gott weiß es," versetzte

sie; „er ist schon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm so übel war.“ — „Friedrich, Friedrich, antworte doch, soll ich zum Doktor?“ — „Nein, nein,“ ächzte er, „es ist nur Kolik, es wird schon besser.“

Er legte sich zurück; sein Gesicht zuckte krampfhaft vor Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. „Geht,“ sagte er matt; „ich muß schlafen, dann geht's vorüber.“ —

„Frau Mergel,“ sagte der Amtsschreiber ernst, „ist es gewiß, daß Friedrich um vier nach Hause kam, und nicht wieder fortging?“ — Sie sah ihn starr an. „Fragt jedes Kind auf der Straße. Und fortgehen?.— wollte Gott, er könnt' es!“ — „Hat er Euch nichts von Brandes erzählt?“ — „In Gottes Namen, ja, daß er ihn im Walde geschimpft und unsere Armut vorgeworfen hat, der Lump! — Doch Gott verzeih mir, er ist tot! Geht!“ fuhr sie heftig fort; „seid Ihr gekommen, um ehrliche Leute zu beschimpfen? Geht!“ — Sie wandte sich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. — „Friedrich, wie ist dir?“ sagte die Mutter; „hast du wohl gehört? schrecklich, schrecklich! ohne Beichte und Absolution!“ —

„Mutter, Mutter, um Gottes willen, laß mich schlafen; ich kann nicht mehr!“

In diesem Augenblicke trat Johannes Niemand in die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenstange, aber zerlumpt und scheu, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich. „Friedrich,“ stotterte er, „du sollst sogleich zum Ohm kommen, er hat Ar- für dich; aber sogleich.“ — Friedrich drehte sich gegen die Wand. — „Ich komme nicht,“ sagte er barsch, „ich bin krank.“ — „Du mußt aber kommen,“ keuchte Johannes; „er hat gesagt, ich müßte dich mitbringen.“

Friedrich lachte höhnisch auf: „das will ich doch sehen!“ — „Laß ihn in Ruhe, er kann nicht,“ seufzte Margaret, „du siehst ja, wie es steht.“ — Sie ging auf einige Minuten hinaus; als sie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. — „Was fällt dir ein?“ rief sie, „du kannst, du sollst nicht gehen!“ — „Was sein muß, schickt sich wohl,“ versetzte er und

war schon zur Türe hinaus mit Johannes. — „Ach Gott," seufzte die Mutter, „wenn die Kinder klein sind, treten sie uns in den Schoß, und wenn sie groß sind, ins Herz!"

Die gerichtliche Untersuchung hatte ihren Anfang genommen, die Tat lag klar am Tage; über den Täter aber waren die Anzeigen so schwach, daß, obschon alle Umstände die Blaukittel dringend verdächtigten, man doch nicht mehr als Mutmaßungen wagen konnte. Eine Spur schien Licht geben zu wollen: doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abwesenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtsschreiber genötigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er saß am Tische; die Stube war gedrängt voll von Bauern, teils neugierigen, teils solchen, von denen man in Ermangelung eigentlicher Zeugen einigen Aufschluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derselben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe bestellt, alle standen stramm und fest, die Hände in den Taschen, gleichsam als stillschweigende Erklärung, daß sie nicht einzuschreiten gesonnen seien.

Acht Forstbeamten wurden vernommen. Ihre Aussagen waren völlig gleichlautend: Brandes habe sie am Zehnten abends zur Runde bestellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaukittel müsse Kunde zugekommen sein; doch habe er sich nur unbestimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht seien sie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerstörung gestoßen, die den Oberförster sehr übel gestimmt; sonst sei alles still gewesen. Gegen vier Uhr habe Brandes gesagt: „wir sind angeführt, laßt uns heimgehen." — Als sie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeschlagen, habe man deutlich im Masterholz fällen gehört und aus der schnellen Folge der Schläge geschlossen, daß die Blaukittel am Werke seien. Man habe nun eine Weile beratschlagt, ob es tunlich sei, mit so geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und sich dann ohne bestimmten Entschluß dem Schalle langsam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandes sie ohne Weisung fortgeschickt, seien sie eine Weile vorangeschritten und dann, als sie bemerkt, daß das Getöse im noch ziemlich weit entfernten

Walde gänzlich aufgehört, stille gestanden, um den Oberförster zu erwarten.

Die Zögerung habe sie verdrossen, und nach etwa zehn Minuten seien sie weiter gegangen und so bis an den Ort der Verwüstung. Alles sei vorüber gewesen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefällten Stämmen noch acht vorhanden, die übrigen bereits fortgeschafft. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dieses ins Werk gestellt, da keine Wagenspuren zu finden gewesen.

Auch habe die Dürre der Jahreszeit und der mit Fichtennadeln bestreute Boden keine Fußstapfen unterscheiden lassen, obgleich der Grund ringsumher wie festgestampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförster zu erwarten, sei man rasch der andern Seite des Waldes zugeschritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaschen. Hier habe sich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaschenschnur in Brombeerranken verstrickt, und als er umgeschaut, habe er etwas im Gestrüpp blitzen sehen; es war die Gurtschnalle des Oberförsters, den man nun hinter den Ranken liegend fand, grad ausgestreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Axt gespalten.

Dies waren die Aussagen der Förster; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier noch zu Hause oder anderswo beschäftigt gewesen zu sein, und sie waren sämtlich angesessene unverdächtige Leute. Man mußte sich mit ihren negativen Zeugnissen begnügen.

Friedrich ward hereingerufen. Er trat ein mit einem Wesen, das sich durchaus nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, weder gespannt, noch keck. Das Verhör währte ziemlich lange, und die Fragen waren mitunter ziemlich schlau gestellt; er beantwortete sie jedoch alle offen und bestimmt und erzählte den Vorgang zwischen ihm und dem Förster ziemlich der Wahrheit gemäß, bis auf das Ende, das er geratener

fand, für sich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwiesen.

Der Förster lag am Ausgange des Masterholzes; über dreiviertel Stunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet und aus der dieser seine Herde schon zehn Minuten später ins Dorf getrieben. Jedermann hatte dies gesehen; alle anwesenden Bauern beeiferten sich, es zu bezeugen; mit diesem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtsschreiber saß unmutig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter sich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrichs Auge. „Wem gehört dies?" — Friedrich sprang drei Schritt zurück. „Herr Jesus! ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einschlagen." Seine Augen waren rasch über das tödliche Werkzeug gefahren und schienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. „Ich weiß es nicht," sagte er fest. — Es war die Axt, die man in dem Schädel des Oberförsters eingeklammert gefunden hatte. — „Sieh sie genau an," fuhr der Gerichtsschreiber fort. Friedrich faßte sie mit der Hand, besah sie oben, unten, wandte sie um. „Es ist eine Axt wie andere," sagte er dann und legte sie gleichgültig auf den Tisch. Ein Blutfleck ward sichtbar; er schien zu schaudern, aber er wiederholte noch einmal sehr bestimmt: „Ich kenne sie nicht." Der Gerichtsschreiber seufzte vor Unmut. Er selbst wußte um nichts mehr und hatte nur einen Versuch zu möglicher Entdeckung durch Überraschung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu schließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begebenheit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geschah, und diesem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln schien durch das Aufsehen, das der Vorgang gemacht und die darauf folgenden geschärften Maßregeln der Mut genommen; sie waren von nun an wie verschwunden, und obgleich späterhin noch mancher Holzfrevler erwischt wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuschreiben. Die Axt lag zwanzig Jahre nachher als unnützes corpus delicti im Ge-

richtsarchiv, wo sie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Rostflecken. Es würde in einer erdichteten Geschichte unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon- oder dazutun.

Am nächsten Sonntage stand Friedrich sehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt und die Pfarrgeistlichen schon vor Tagesanbruch im Beichtstuhle.

Nachdem er sich im Finstern angekleidet, verließ er so geräuschlos wie möglich den engen Verschlag, der ihm in Simons Hause eingeräumt war.

In der Küche mußte sein Gebetbuch auf dem Sims liegen und er hoffte, es mit Hilfe des schwachen Mondlichtes zu finden; es war nicht da. Er warf die Augen suchend umher und fuhr zusammen; in der Kammertür stand Simon, fast unbekleidet, seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondschein verursachte Blässe des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes Ansehen. „Sollte er nachtwandeln?" dachte Friedrich und verhielt sich ganz still. — „Friedrich, wohin?" flüsterte der Alte. — „Ohm, seid Ihr's? ich will beichten gehen." — „Das dacht ich mir; geh in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Christ." — „Das will ich," sagte Friedrich. — „Denk' an die zehn Gebote: du sollst kein Zeugnis ablegen gegen deinen Nächsten." — „Kein falsches." — „Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sakrament unwürdig."

Beide schwiegen. — „Ohm, wie kommt Ihr darauf?" sagte Friedrich dann; „Eu'r Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen." — „Ich? so?" — „Wo ist Eure Axt?" — „Meine Axt? auf der Tenne." — „Habt Ihr einen neuen Stiel hineingemacht? wo ist der alte?" — „Den kannst du heute bei Tage im Holzschuppen finden."

„Geh," fuhr er verächtlich fort, „ich dachte, du seist ein Mann; aber du bist ein altes Weib, das gleich meint, das Haus brenne, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh," fuhr er fort, „wenn ich mehr von der Geschichte weiß, als der Türpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. Längst war

ich zu Haus," fügte er hinzu. — Friedrich stand beklemmt und zweifelnd. Er hätte viel darum gegeben, seines Ohms Gesicht sehen zu können. Aber während sie flüsterten, hatte der Himmel sich bewölkt.

„Ich habe schwere Schuld," seufzte Friedrich, „daß ich ihn den unrechten Weg geschickt — obgleich — doch dies habe ich nicht gedacht, nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein schweres Gewissen zu danken." — „So geh, beichte!" flüsterte Simon mit bebender Stimme; „verunehre das Sakrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brot aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh!"

Friedrich stand unschlüssig; er hörte ein leises Geräusch; die Wolken verzogen sich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammertür: sie war geschlossen. Friedrich ging an diesem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieser Vorfall auf Friedrich gemacht, erlosch leider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon alles tat, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging? Und in Friedrich lagen Eigenschaften, die dies nur zu sehr erleichterten: Leichtsinn, Erregbarkeit, und vor allem ein grenzenloser Hochmut, der nicht immer den Schein verschmähte und dann alles daran setzte, durch Wahrmachung des Usurpierten möglicher Beschämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußeren vorzuziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbte.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margaret immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordentlich, und manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung mancher nicht übersehen

ließ, war er gleichsam unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Trotz zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der dennoch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Übergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er am Ende fähig sei. Nur ein Bursche im Dorfe, Wilm Hülsmeyer, wagte im Bewußtsein seiner Kraft und guter Verhältnisse ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war als Friedrich, und immer, wenn der Stachel saß, einen Scherz daraus zu machen wußte, so war dies der einzige, mit dem Friedrich ungern zusammentraf.

Vier Jahre waren verflossen; es war im Oktober; der milde Herbst von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte seinen Reichtum auch über diesen Erdwinkel strömen lassen, und man sah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen als je. Überall gab's Lustbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Taler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute essen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüchtige, solide Hochzeit, und die Gäste durften mehr erwarten, als eine verstimmte Geige, ein Glas Branntwein und was sie an guter Laune selber mitbrachten. Seit früh war alles auf den Beinen; vor jeder Tür wurden Kleider gelüftet, und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte jeder gern die Ehre des Dorfes oben halten.

Es war sieben Uhr abends und alles in vollem Gange; Jubel und Gelächter an allen Enden, die niedern Stuben zum Ersticken angefüllt mit blauen, roten und gelben Gestalten, gleich Pfandställen, in denen eine zu große Herde eingepfercht ist. Auf der Tenne ward getanzt, d. h., wer zwei Fuß Raum

erobert hatte, drehte sich darauf immer rund um und suchte durch Jauchzen zu ersetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orchester war glänzend, die erste Geige als anerkannte Künstlerin prädominiert die zweite und eine große Baßviole mit drei Saiten von Dilettanten ad libitum gestrichen; Branntwein und Kaffee im Überflusse, alle Gäste von Schweiß triefend; kurz, es war ein köstliches Fest.

Friedrich stolzierte umher wie ein Hahn, im neuen himmelblauen Rock, und machte sein Recht als erster Elegant geltend. Als auch die Gutsherrschaft anlangte, saß er gerade hinter der Baßgeige und strich die tiefste Saite mit großer Kraft und vielem Anstand.

„Johannes!" rief er gebieterisch, und heran trat sein Schützling von dem Tanzplatze, wo er auch seine ungelenken Beine zu schlenkern und eins zu jauchzen versucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab durch eine stolze Kopfbewegung seinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. „Nun lustig, Musikanten: den Papen van Istrup!" Der beliebte Tanz ward gespielt und Friedrich machte Sätze vor den Augen seiner Herrschaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumme an ihren Ständern herlief. Fußhoch über die andern tauchte sein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrien Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raschen Kopfbewegung sein langes Flachshaar ins Gesicht schleuderte.

„Jetzt ist es gut!" sagte er endlich und trat schweißtriefend an den Kredenztisch; „die gnädigen Herrschaften sollen leben und alle die hochadligen Prinzen und Prinzessinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren schlagen, daß er die Engel singen hört!" Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toast. — Friedrich machte seinen Bückling. — „Nichts für ungut, gnädige Herrschaften; wir sind nur ungelehrte Bauersleute!"

In diesem Augenblick erhob sich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geschrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. „Butterdieb, Butterdieb!" riefen ein paar Kinder, und heran

drängte sich, oder vielmehr ward geschoben, Johannes Niemand, den Kopf zwischen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgange strebend. — „Was ist's? was habt ihr mit unserm Johannes?“ rief Friedrich gebieterisch.

„Das sollt Ihr früh genug gewahr werden,“ keuchte ein altes Weib mit der Küchenschürze und einem Wischhader in der Hand. — Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu Hause das Schlechteste gut genug sein mußte, hatte versucht, sich ein halbes Pfündchen Butter für die kommende Dürre zu sichern, und ohne daran zu denken, daß er es, sauber in sein Schnupftuch gewickelt, in der Tasche geborgen, war er ans Küchenfeuer getreten, und nun rann das Fett schmählich die Rockschöße entlang.

Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen sprangen zurück, aus Furcht, sich zu beschmutzen, oder stießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, sowohl aus Mitleid als Vorsicht. Aber Friedrich trat vor: „Lumpenhund!“ rief er; ein paar derbe Maulschellen trafen den geduldigen Schützling; dann stieß er ihn an die Tür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg. Er kehrte niedergeschlagen zurück; seine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter schnitt ihm durch die Seele, ob er sich gleich durch einen tapfern Juchheschrei wieder in den Gang zu bringen suchte — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, sich wieder hinter die Baßviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Knalleffekt: er zog seine silberne Taschenuhr hervor, zu jener Zeit ein seltener und kostbarer Schmuck. „Es ist bald zehn,“ sagte er. „Jetzt den Brautmenuett! ich will Musik machen.“

„Eine prächtige Uhr!“ sagte der Schweinehirt und schob sein Gesicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor.

„Was hat sie gekostet?“ rief Wilm Hülsmeyer, Friedrichs Nebenbuhler. — „Willst du sie bezahlen?“ fragte Friedrich. — „Hast du sie bezahlt?“ antwortete Wilm. Friedrich warf einen stolzen Blick auf ihn und griff in schweigender Majestät zum Fidelbogen. — „Nun, nun,“ sagte Hülsmeyer, „dergleichen hat man erlebt. Du weißt wohl, der Franz Ebel

hatte auch eine schöne Uhr, bis der Jude Aaron sie ihm wieder abnahm." — Friedrich antwortete nicht, sondern winkte stolz der ersten Violine, und sie begannen aus Leibeskräften zu streichen.

Die Gutsherrschaft war indessen in die Kammer getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde, umgelegt wurde. Das junge Blut weinte sehr, teils, weil es die Sitte so wollte, teils aus wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalt vorstehen, unter den Augen eines mürrischen alten Mannes, den sie noch obendrein lieben sollte. Er stand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgensonne". — „Du hast nun genug geweint," sagte er verdrießlich; „bedenk, du bist es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich!" — Sie sah demütig zu ihm auf und schien zu fühlen, daß er recht habe. — Das Geschäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken, junge Spaßvögel hatten durch den Dreifuß geschaut, ob die Binde gerade sitze, und man drängte sich wieder der Tenne zu, von wo aus unauslöschliches Gelächter und Lärm herüberschallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächsten Städtchen, plötzlich erschienen war, und nach einem kurzen, unbefriedigten Zwiegespräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Talern für eine schon um Ostern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer schreiend: „O weh mir! warum hab ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben sie mir nicht hundertmal gesagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brot im Schranke!" — Die Tenne tobte von Gelächter; manche hatten sich auf den Hof nachgedrängt. — „Packt den Juden! wiegt ihn gegen ein Schwein!" riefen einige; andere waren ernst geworden. — „Der Friedrich sah so blaß aus wie ein Tuch," sagte eine alte Frau, und die Menge teilte sich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof

lenkte. Herr v. S. war auf dem Heimwege verstimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunsch, seine Popularität aufrecht zu erhalten, ihn bewog, solchen Festen beizuwohnen. Er sah schweigend aus dem Wagen. „Was sind denn das für ein paar Figuren?" — Er deutete auf zwei dunkle Gestalten, die vor dem Wagen rannten wie Strauße. Nun schlüpften sie ins Schloß. — „Auch ein paar selige Schweine aus unserm eigenen Stall!" seufzte Herr v. S. — Zu Hause angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienstpersonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umstand, welche sich blaß und atemlos auf der Stiege niedergelassen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergels Geist verfolgt worden zu sein, als sie durchs Brederholz heimkehrten. Zuerst hatte es über ihnen an der Höhe gerauscht und geknistert; darauf hoch in der Luft ein Geklapper, wie von aneinanderschlagenden Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: „O weh, meine arme Seele!" hoch von oben herab. Der eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln gesehen haben, und beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

„Dummes Zeug!" sagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, sich umzukleiden. Am andern Morgen wollte die Fontäne im Garten nicht springen, und es fand sich, daß jemand eine Röhre verrückt hatte, augenscheinlich, um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verscharrten Pferdegerippes zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geisterspuk gilt. „Hm," sagte der Gutsherr, „was die Schelme nicht stehlen, das verderben die Narren."

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber alles im Schlosse außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt ins Dunkle, nach seinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige her; mitunter fuhr ein Ziegel hinab und schmetterte auf das Pflaster des Hofes. „Furchtbares Wetter!" sagte Herr v. S. Seine Frau sah ängstlich aus. „Ist das Feuer auch gewiß gut verwahrt?" sagte sie; „Gretchen, sieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! Kommt, wir wollen

das Evangelium Johannis beten.“ Alles kniete nieder und die Hausfrau begann:

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“ — Ein furchtbarer Donnerschlag — alle fuhren zusammen; dann furchtbares Geschrei und Getümmel die Treppe heran. — „Um Gottes willen! brennt es?“ rief Frau von S. und sank mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Tür ward aufgerissen und herein stürzte die Frau des Juden Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor den Gutsherrn auf die Knie. „Gerechtigkeit!“ rief sie, „Gerechtigkeit! mein Mann ist erschlagen!“ und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten so: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gesagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böse Schuldner in B. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in B. beim Schlachter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich heute um drei Uhr nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht dagewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte.

Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Hause, wo sie ihren Mann wiederzufinden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange stehenden Buche Schutz gesucht; der Hund hatte unterdessen auf eine

auffallende Weise umhergestöbert und sich endlich, trotz allem Locken, im Walde verlaufen. Mit einem Male sieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben sich im Moose. Es ist der Stab ihres Mannes, und fast im selben Augenblicke bricht der Hund durchs Gebüsch und trägt etwas im Maule: es ist der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, so ist in einem mit dürrem Laub gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden.

Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im allgemeinen unterstützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelassen und sie schien jetzt halb verwirrt oder vielmehr stumpfsinnig. „Aug um Auge, Zahn um Zahn!" dies waren die einzigen Worte, die sie zuweilen hervorstieß.

In derselben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr von S. selbst Zeuge eines Auftritts gewesen war, der den dringendsten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Gespenstergeschichte von jenem Abend, das Aneinanderschlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der Amtsschreiber gerade abwesend war, so betrieb Herr von S. selbst alles rascher, als sonst geschehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen so geräuschlos wie möglich das Haus der armen Margaret umstellt hatten. Der Gutsherr selber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margaret völlig angekleidet in der Tür erschien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte sie fast nicht erkannt, so blaß und steinern sah sie aus. „Wo ist Friedrich?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Sucht ihn," antwortete sie und setzte sich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick.

„Herein, herein!" sagte er dann barsch; „worauf warten wir?" Man trat in Friedrichs Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man stieg auf den Söller, in den Keller, stieß ins Stroh, schaute hinter jedes Faß, sogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den Garten, sahen hinter den Zaun und in die Äpfelbäume hinauf; er war nicht zu finden.

„Entwischt!“ sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Gebt den Schlüssel zu jenem Koffer.“ — Margaret antwortete nicht. — „Gebt den Schlüssel!“ wiederholte der Gutsherr und merkte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein; des Entflohenen gute Sonntagskleider und seiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichenhemden mit schwarzen Bändern, das eine für einen Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erschüttert. Ganz zu unterst auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Schriften von sehr leserlicher Hand, eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in starkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr von S. nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margaret ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schlosse angelangt, fand der Gutsherr den Amtsschreiber, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verschlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt.

„Sie kommen immer zu spät,“ sagte Herr von S. verdrießlich. „War denn nicht irgendein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? und warum weckte man Sie dann nicht?“ „Gnädiger Herr,“ versetzte Kapp, „allerdings hat meine Anne Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie wußte, daß Ihro Gnaden die Sache selbst leiteten, und dann,“ fügte er mit klagender Miene hinzu, „daß ich so todmüde war!“ — „Schöne Polizei!“ murmelte der Gutsherr, „jede alte Schachtel im Dorf weiß Bescheid, wenn es recht geheim zugehen soll.“ Dann fuhr er heftig fort: „Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten sein, der sich packen ließe!“

Beide schwiegen eine Weile. „Mein Fuhrmann hatte sich in der Nacht verirrt,“ hob der Amtsschreiber wieder an; „über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Mordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen.

Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauf los, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu sehen. Da sagte der Kutscher: „wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu nahe kommen!“ Mir war selbst bange; ich ließ halten und schlug Feuer, um wenigstens etwas Unterhaltung an meiner Pfeife zu haben. Mit einem Male hörten wir ganz nah perpendikular unter uns die Glocke schlagen. Ew. Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zumute wurde. Ich sprang aus dem Wagen, denn seinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So stand ich, in Kot und Regen, ohne mich zu rühren, bis es gottlob sehr bald anfing, zu dämmern. Und wo hielten wir? dicht an der Heerser Tiefe und den Turm von Heerse gerade unter uns. Wären wir noch zwanzig Schritte weitergefahren, wir wären alle Kinder des Todes gewesen.“ — „Das war in der Tat kein Spaß,“ versetzte der Gutsherr, halb versöhnt.

Er hatte unterdessen die mitgenommenen Papiere durchgesehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meisten von Wucherern. „Ich hatte nicht gedacht,“ murmelte er, „daß die Mergels so tief drin steckten.“ — „Ja, und daß es so an den Tag kommen muß,“ versetzte Kapp; „das wird kein kleiner Ärger für Frau Margaret sein.“ — „Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht!“ Mit diesen Worten stand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenschau vorzunehmen. — Die Untersuchung war kurz, gewaltsamer Tod erwiesen, der vermutliche Täter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravierend, doch ohne persönliches Geständnis nicht beweisend, seine Flucht allerdings sehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geschlossen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Anteil gezeigt. Das Haus der Witwe war nie leer von Jammernden und Ratenden.

Seit Menschengedenken waren nicht so viel Juden beisammen in L. gesehen worden.

Durch den Mord ihres Glaubensgenossen aufs äußerste erbittert, hatten sie weder Mühe noch Geld gespart, dem Täter

auf die Spur zu kommen. Man weiß sogar, daß einer derselben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem seiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte schuldete, und den er für einen besonders listigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Täter nur mit guter Beihilfe entwischt und wahrscheinlich noch in der Umgegend sei. Als dennoch alles nichts half und die gerichtliche Verhandlung für beendigt erklärt worden war, erschien am nächsten Morgen eine Anzahl der angesehensten Israeliten im Schlosse, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenstand war die Buche, unter der Aarons Stab gefunden und wo der Mord wahrscheinlich verübt worden war. — „Wollt ihr sie fällen? so mitten im vollen Laube?“ fragte der Gutsherr.

„Nein, Ihro Gnaden, sie muß stehen bleiben im Winter und Sommer, solange ein Span daran ist.“ — „Aber wenn ich nun den Wald hauen lasse, so schadet es dem jungen Aufschlag.“ — „Wollen wir sie doch nicht um gewöhnlichen Preis.“ Sie boten 200 Taler. Der Handel ward geschlossen und allen Förstern streng eingeschärft, die Judenbuche auf keine Weise zu schädigen.

Darauf sah man an einem Abende wohl gegen sechzig Juden, ihren Rabbiner an der Spitze, in das Brederholz ziehen, alle schweigend und mit gesenkten Augen.

Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenso ernst und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in das Zellerfeld, wo sie sich zerstreuten und jeder seines Weges ging.

Am nächsten Morgen stand an der Buche mit dem Beil eingehauen:

אִם תַּעֲמֹד בַּמָּקוֹם הַזֶּה יִפְגַּע בְּךָ כַּאֲשֶׁר אַתָּה עוֹשֶׂה לִי.

Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer so schwachen Polizei nicht mehr fürchten zu dürfen. Er war bald verschollen, vergessen. Ohm Simon redete selten von ihm, und dann schlecht; die Judenfrau tröstete sich am Ende und nahm einen andern Mann. Nur die arme Margaret blieb ungetröstet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Gutsherr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtsschreibers.

„Sonderbar, sonderbar!" sagte er. „Denken Sie sich, Kapp, der Mergel ist vielleicht unschuldig an dem Morde. Soeben schreibt mir der Präsident des Gerichtes zu P.: „Le vrai n'est pas toujours vraisemblable; das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wissen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer, Friedrich Mergel, den Juden mag ebensowenig erschlagen haben, wie ich oder Sie? Leider fehlen die Beweise, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß. Ein Mitglied der Schlemmingschen Bande (die wir jetzt, nebenbei gesagt, größtenteils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoises genannt, hat im letzten Verhöre ausgesagt, daß ihn nichts so sehr gereue, als der Mord eines Glaubensgenossen, Aaron, den er im Walde erschlagen und doch nur sechs Groschen bei ihm gefunden habe.

Leider ward das Verhör durch die Mittagsstunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat sich der Hund von einem Juden an einem Strumpfbande erhängt. Was sagen Sie dazu? Aaron ist zwar ein verbreiteter Name usw." —

„Was sagen Sie dazu?" wiederholte der Gutsherr: „und weshalb wäre der Esel von einem Burschen denn gelaufen?"

Der Amtsschreiber dachte nach. — „Nun, vielleicht der Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Untersuchung waren. Heißt es nicht: der Böse läuft vor seinem eigenen Schatten? Mergels Gewissen war schmutzig genug auch ohne diesen Flecken."

Dabei beruhigte man sich. Friedrich war hin, verschwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes am gleichen Tage mit ihm. — —

Eine schöne lange Zeit war verflossen, achtundzwanzig Jahre, fast die Hälfte eines Menschenlebens; der Gutsherr war sehr alt und grau geworden, sein gutmütiger Gehilfe Kapp längst begraben. Menschen, Tiere und Pflanzen waren entstanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. sah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte

hektische Leute immer fallen zu wollen schienen und immer standen.

Es war am Vorabende des Weihnachtsfestes, den 24. Dezember 1788.

Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an 12 Fuß hoch, und eine durchdringende Frostluft machte die Fensterscheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte Lichtchen aus den Schneehügeln, und in jedem Hause lagen die Einwohner auf den Knien, um den Eintritt des heiligen Christfestes mit Gebet zu erwarten, wie dies in katholischen Ländern Sitte ist, oder wenigstens damals allgemein war. Da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf; der Wanderer schien sehr matt oder krank; er stöhnte schwer und schleppte sich äußerst mühsam durch den Schnee.

An der Mitte des Hanges stand er still, lehnte sich auf seinen Krückenstab und starrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war so still überall, so tot und kalt; man mußte an Irrlichter auf Kirchhöfen denken. Nun schlug es zwölf im Turm, der letzte Schlag verdröhnte langsam und im nächsten Hause erhob sich ein leiser Gesang, der, von Hause zu Hause schwellend, sich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein so löbelich
ist uns geboren heute,
von einer Jungfrau säuberlich,
des freun sich alle Leute;
und wär das Kindlein nicht geborn,
so wären wir alle zusammen verlorn:
das Heil ist unser aller.
O du mein liebster Jesu Christ,
der du als Mensch geboren bist,
erlös uns von der Hölle!

Der Mann am Hange war in die Knie gesunken und versuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es ward nur ein lautes Schluchzen daraus, und schwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann; er betete leise

mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt und die Lichter in den Häusern begannen sich zu bewegen. Da richtete der Mann sich mühselig auf und schlich langsam hinab in das Dorf. An mehreren Häusern keuchte er vorüber, dann stand er vor einem still und pochte leise an.

„Was ist denn das?" sagte drinnen eine Frauenstimme; „Die Türe klappert und der Wind geht doch nicht." — Er pochte stärker. — „Um Gottes willen, laßt einen halberfrorenen Menschen ein, der aus der türkischen Sklaverei kommt!" — Geflüster in der Küche. „Geht ins Wirtshaus," antwortete eine andere Stimme; „das fünfte Haus von hier!" — „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein, ich habe kein Geld." —

Nach einigem Zögern ward die Tür geöffnet und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — „Kommt nur herein," sagte er dann, „Ihr werdet uns den Hals nicht abschneiden."

In der Küche befanden sich außer dem Manne eine Frau in den mittleren Jahren, eine alte Mutter und fünf Kinder. Alle drängten sich um den Eintretenden her und musterten ihn mit scheuer Neugier. Eine armselige Figur! mit schiefem Halse, gekrümmtem Rücken, die ganze Gestalt gebrochen und kraftlos; langes, schneeweißes Haar hing um sein Gesicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging schweigend an den Herd und legte frisches Reisig zu. — „Ein Bett können wir Euch nicht geben," sagte sie; „aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch schon so behelfen." — „Gott's Lohn!" versetzte der Fremde; „ich bin's wohl schlechter gewohnt." — Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt und er selbst bestätigte, daß er derselbe sei, der einst mit Friedrich Mergel entflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des so lange Verschollenen.

Jeder wollte den Mann aus der Türkei sehen, und man wunderte sich beinahe, daß er noch aussehe wie andere Menschen. Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden seine Züge noch ganz wohl heraus, so erbärmlich entstellt er auch war.

„Johannes, Johannes, was seid Ihr grau geworden!“ sagte eine alte Frau. „Und woher habt Ihr den schiefen Hals?“ — „Vom Holz- und Wassertragen in der Sklaverei,“ versetzte er.

„Und was ist aus Mergel geworden? Ihr seid doch zusammen fortgelaufen?“

„Freilich wohl; aber ich weiß nicht, wo er ist, wir sind voneinander gekommen. Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn,“ fügte er hinzu, „er wird es wohl nötig haben.“

Man fragte ihn, warum Friedrich sich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht erschlagen? — „Nicht?“ sagte Johannes und horchte gespannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr geflissentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergels Namen zu löschen. — „Also ganz umsonst,“ sagte er nachdenkend, „ganz umsonst so viel ausgestanden!“ Er seufzte tief und fragte nun seinerseits nach manchem. Simon war lange tot, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozesse und böse Schuldner, die er nicht gerichtlich belangen durfte, weil es, wie man sagte, zwischen ihnen keine reine Sache war.

Er hatte zuletzt Bettelbrot gegessen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh gestorben. Margaret hatte länger gelebt, aber in völliger Geistesstumpfheit.

Die Leute im Dorfe waren es bald müde geworden, ihr beizustehen, da sie alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menschen ist, gerade die Hilflosesten zu verlassen, solche, bei denen der Beistand nicht nachhaltig wirkt und die der Hilfe immer gleich bedürftig bleiben. Dennoch hatte sie nicht eigentlich Not gelitten; die Gutsherrschaft sorgte sehr für sie, schickte ihr täglich das Essen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zustand in völlige Abzehrung übergegangen war. In ihrem Hause wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abende Friedrichs Uhr so sehr bewundert hatte. —

„Alles hin, alles tot!“ seufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der Mond

schien, sah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige schien er aus der Ferne starre Blicke zu heften. So fand ihn der Förster Brandes, der Sohn des Erschlagenen, den die Gutsherrschaft abgeschickt hatte, ihn ins Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er scheu umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der sehr zusammengefallen in seinem Lehnstuhl saß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem roten Käppchen auf dem Kopfe wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, sehr alt geworden.

„Nun, Johannes," sagte der Gutsherr, „erzähl mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber," er musterte ihn durch die Brille, „du bist ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei!" —

Johannes begann: wie Mergel ihn nachts von der Herde abgerufen und gesagt, er müsse mit ihm fort. — „Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unschuldig war?" — Johannes sah vor sich nieder: „Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeschichten. Simon hatte so allerlei Geschäfte; mir sagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß alles war, wie es sein sollte." — „Was hat denn Friedrich dir gesagt?" — „Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heerse; da war es noch dunkel und wir versteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe, bis es etwas heller wurde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten, und wie wir eine Weile gesessen hatten, hörten wir mit einem Male über uns schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft gerade über dem Heerser Kirchturm. Wir sprangen auf und liefen, was wir konnten, in Gottes Namen geradeaus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P."

Johannes schien vor der Erinnerung zu schaudern, und der Gutsherr dachte an seinen seligen Kapp und dessen Abenteuer am Heerser Hange. —

„Sonderbar!“ lachte er, „so nah wart ihr einander! aber fahr fort!“ —

Johannes erzählte nun, wie sie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen.

Von da hatten sie sich als wandernde Handwerksburschen durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau. „Ich hatte meinen Brotsack bei mir,“ sagte er, „und Friedrich ein Bündelchen; so glaubte man uns.“ — In Freiburg hatten sie sich von den Österreichern anwerben lassen; ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich bestand darauf. So kam er unter den Train. „Den Winter über blieben wir in Freiburg,“ fuhr er fort, „und es ging uns ziemlich gut; mir auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verkehrt machte. Im Frühling mußten wir marschieren, nach Ungarn, und im Herbst ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachsagen, denn ich wurde gleich in der ersten Affäre gefangen und bin seitdem sechsundzwanzig Jahre in der türkischen Sklaverei gewesen!“ — „Gott im Himmel! das ist doch schrecklich!“ sagte Frau von S. — „Schlimm genug, die Türken halten uns Christen nicht besser als Hunde; das schlimmste war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und sollte noch immer tun wie vor Jahren.“

Er schwieg eine Weile.

„Ja,“ sagte er dann, „es ging über Menschenkräfte und Menschengeduld: ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländisches Schiff.“ — „Wie kamst du denn dahin?“ fragte der Gutsherr. — „Sie fischten mich aus dem Bosporus,“ versetzte Johannes. Der Baron sah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter.

Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel besser gegangen. „Der Skorbut riß ein; wer nicht ganz elend war, mußte über Macht arbeiten, und das Schiffstau regierte ebenso streng wie die türkische Peitsche.“

„Endlich,“ schloß er, „als wir nach Holland kamen, nach Amsterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war,

und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu seinem Pförtner machen. Aber" — er schüttelte den Kopf — „ich bettelte mich lieber durch bis hierher." — „Das war dumm genug," sagte der Gutsherr. Johannes seufzte tief: „O Herr, ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen, soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen?" Der Gutsherr hatte seine Börse gezogen: „Da, Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas konfus durcheinander."

„Du bist wohl noch sehr müde?" — „Sehr müde," versetzte Johannes; „und," er deutete auf seine Stirn, „meine Gedanken sind zuweilen so kurios, ich kann nicht recht sagen, wie es so ist." — „Ich weiß schon," sagte der Baron, „von alter Zeit her. Jetzt geh. Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder."

Herr von S. hatte das innigste Mitleid mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo man ihn einmieten könne; essen sollte er täglich im Schlosse, und für Kleidung fand sich auch wohl Rat. — „Herr," sagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas tun; ich kann hölzerne Löffel machen, und Ihr könnt mich wohl auch als Boten schicken."

Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: „Das würde doch nicht sonderlich ausfallen." — „O doch, Herr, wenn ich erst im Gange bin — es geht nicht schnell, aber hin komme ich doch, und es wird mir auch nicht so sauer, wie man denken sollte." — „Nun," sagte der Baron zweifelnd, „willst du's versuchen? hier ist ein Brief nach P. Es hat keine sonderliche Eile."

Am folgenden Tage bezog Johannes sein Kämmerchen bei einer Witwe im Dorfe.

Er schnitzelte Löffel, aß auf dem Schlosse und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gütig, und Herr von S. unter-

hielt sich oft lange mit ihm über die Türkei, den österreichischen Dienst und die See.

„Der Johannes könnte viel erzählen," sagte er zu seiner Frau, „wenn er nicht so grundeinfältig wäre." — „Mehr tiefsinnig als einfältig," versetzte sie; „ich fürchte immer, er schnappt noch über." — „Ei bewahre!" antwortete der Baron, „er war sein Leben lang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt."

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war sehr besorgt um ihn und wollte schon Leute aussenden, als man ihn die Treppe heraufstelzen hörte.

„Du bist lange ausgeblieben, Johannes," sagte sie; „ich dachte schon, du hättest dich im Brederholz verirrt."

„Ich bin durch den Föhrengrund gegangen."

„Das ist ja ein weiter Umweg; warum gingst du nicht durchs Brederholz?"

Er sah trübe zu ihr auf: „Die Leute sagten mir, der Wald sei gefällt, und jetzt seien so viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und duselig," fügte er langsam hinzu. — „Sahst du wohl," sagte Frau von S. nachher zu ihrem Manne, „wie wunderlich und quer er aus den Augen sah? Ich sage dir, Ernst, das nimmt noch ein schlimmes Ende."

Indessen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen und mancher Hektische fühlte die Schere an seinem Lebensfaden. Auch Johannes schien unter dem Einflusse des nahen Äquinoktiums zu leiden; die ihn in diesen Tagen sahen, sagten, er habe auffallend verstört ausgesehen und unaufhörlich leise mit sich selber geredet, was er auch sonst mitunter tat, aber selten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hause. Man dachte, die Herrschaft habe ihn verschickt; am zweiten auch nicht; am dritten ward seine Hausfrau ängstlich. Sie ging ins Schloß und fragte nach. — „Gott bewahre," sagte der Gutsherr, „ich weiß nichts von ihm; aber geschwind den Jäger gerufen und Försters Wilhelm! Wenn der armselige Krüppel," setzte er bewegt

hinzu, „auch nur in einen trockenen Graben gefallen ist, so kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von seinen schiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit," rief er den abziehenden Jägern nach, „und sucht vor allem in den Gräben; seht in die Steinbrüche!" rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; sie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe: „Wenn ich mir denke, daß einer so liegen muß wie ein Stein und kann sich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Mensch wohl ohne Nahrung aus." Er machte sich selbst auf den Weg; in allen Häusern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblasen, gerufen, die Hunde zum Suchen angehetzt — umsonst! — Ein Kind hatte ihn gesehen, wie er am Rande des Brederholzes saß und an einem Löffel schnitzelte; „er schnitt ihn aber ganz entzwei," sagte das kleine Mädchen. Das war vor zwei Tagen gewesen. Nachmittags fand sich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der andern Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüsch gesessen, das Gesicht auf den Knien, als ob er schlief. Das war noch am vorigen Tage. Es schien, er hatte sich immer um das Brederholz herumgetrieben.

„Wenn nur das verdammte Buschwerk nicht so dicht wäre! da kann keine Seele hindurch," sagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag; man blies und hallote und kehrte endlich mißvergnügt heim, als man sich überzeugt, daß die Tiere den ganzen Wald abgesucht hatten. — „Laßt nicht nach! laßt nicht nach!" bat Frau von S.; „besser ein paar Schritte umsonst, als daß etwas versäumt wird." Der Baron war fast ebenso beängstigt wie sie. Seine Unruhe trieb ihn sogar nach Johannes' Wohnung, obwohl er sicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ sich die Kammer des Verschollenen aufschließen. Da stand sein Bett noch ungemacht, wie er es verlassen hatte, dort hing sein guter Rock, den ihm die gnädige Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen lassen; auf dem Tische ein Napf, sechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel.

Der Gutsherr öffnete sie; fünf Groschen lagen darin, sauber in Papier gewickelt, und vier silberne Westenknöpfe; der Gutsherr betrachtete sie aufmerksam. „Ein Andenken von Mergel," murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen.

Die Nachforschungen wurden fortgesetzt, bis man sich überzeugt hatte, Johannes sei nicht mehr in der Gegend, wenigstens nicht lebendig.

So war er denn zum zweiten Male verschwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren seine Knochen in einem trockenen Graben? ihn lebend wiederzusehen, dazu war wenig Hoffnung, und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage später kehrte der junge Brandes morgens von seiner Besichtigung seines Reviers durch das Brederholz heim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag; die Luft zitterte, kein Vogel sang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Ästen und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandes war sehr ermüdet. Bald nahm er seine von der Sonne durchglühte Kappe ab, bald setzte er sie wieder auf. Es war alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag sehr beschwerlich. Rings umher kein Baum außer der Judenbuche. Dahin strebte er denn auch aus allen Kräften und ließ sich todmatt auf das beschattete Moos darunter nieder. Die Kühle zog sich angenehm durch seine Glieder, daß er die Augen schloß.

„Schändliche Pilze!" murmelte er halb im Schlaf. Es gibt nämlich in jener Gegend eine Art so saftiger Pilze, die nur ein paar Tage stehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandes glaubte solche unangenehme Nachbarn zu spüren; er wandte sich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufstehen; sein Hund sprang unterdessen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. „Was hast du da, Bello? eine Katze?" murmelte Brandes. Er öffnete die Wimper halb und die Judenschrift fiel ihm ins Auge, sehr ausgewachsen, aber doch noch ganz kenntlich. Er schloß die Augen wieder; der Hund fuhr fort

zu bellen und legte endlich seinem Herrn die kalte Schnauze ans Gesicht.

„Laß mich in Ruh! was hast du denn?“ Hierbei sah Brandes, wie er so auf dem Rücken lag, in die Höhe, sprang dann mit einem Satze auf und wie besessen ins Gestrüpp hinein.

Totenbleich kam er auf dem Schlosse an: in der Judenbuche hänge ein Mensch; er habe die Beine gerade über seinem Gesicht hängen sehen. — „Und du hast ihn nicht abgeschnitten, Esel?“ rief der Baron.

„Herr,“ keuchte Brandes, „wenn Ew. Gnaden dagewesen wären, so wüßten Sie wohl, daß der Mensch nicht mehr lebt. Ich glaubte anfangs, es seien die Pilze!“ — Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog selbst mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. „Ich sehe nichts,“ sagte Herr von S. — „Hierher müssen Sie treten, hierher, an diese Stelle!“ — Wirklich, dem war so: der Gutsherr erkannte seine eigenen abgetragenen Schuhe.

„Gott, es ist Johannes! — Setzt die Leiter an! — so — nun herunter! — sacht, sacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer sind schon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde.“ Eine breite Narbe ward sichtbar; der Gutsherr fuhr zurück.

„Mein Gott!“ sagte er; er beugte sich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerksamkeit und schwieg eine Weile in tiefer Erschütterung.

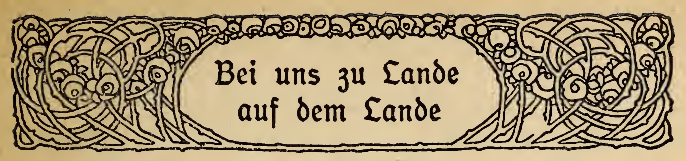
Dann wandte er sich zu dem Förster: „Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide; sage es nur allen Leuten: der da“ — er deutete auf den Toten — „war Friedrich Mergel.“

Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt.

Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahres 1788.

Die hebräische Inschrift an dem Baume heißt:

„Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir getan hast.“



(Unvollendet. Dichtung und Wahrheit aus Heimat und Elternhaus. Anfangs der vierziger Jahre niedergeschrieben.)

1. Einleitung des [erdichteten] Herausgebers der Handschrift.

Ich bin ein Westfale, und zwar ein Stockwestfale, nämlich ein Münsterländer, — Gott sei Dank! füge ich hinzu, — und denke gut genug von jedem Fremden, wer er auch sei, um zu glauben, daß er, gleich mir, den Boden, wo seine Lebenden wandeln und seine Toten ruhen, mit keinem andern Boden vertauschen würde, obwohl seit etwa zwei Jahrzehnzehnten, d. h. seit der Dampf daran arbeitet, das Landeskind in einen Weltbürger umzublasen, die Furcht, beschränkt und eingerostet zu erscheinen, es fast zur Sitte gemacht hat, die Schwächen der alma mater, welche man sonst Vaterland nannte und bald nur als den zufälligen Ort der Geburt bezeichnen wird, mit möglichst schonungsloser Hand aufzudecken und so einen glänzenden Beweis seiner Vielseitigkeit zu geben — es ist bekanntlich ja unendlich trostloser, für albern als für schlimm zu gelten! — Möge die zivilisierte Welt also getröstet sein, denn ihre Fortschritte zu der alles nivellierenden Unbefangenheit der wandernden Schauspieler, Scherenschleifer und vagierenden Musikanten sind schnell und unwidersprechlich, — dennoch bleiben Erbübel immer schwer auszurotten, und ich glaube bemerkt zu haben, daß, sobald man auf die Redeweisen dieser grandiosen Parteilosen fein kräftig eingeht und etwa hier und dort noch den rechten Drücker auf-

setzt, sie gerade so vergnügt lächeln, als ein Bauer, der Zahnweh hat. Gott besser's, sage ich und überlasse die beliebige Auslegung jedem. Was mich anbelangt, so bin ich, wie gesagt, ein Mensch nullius judicii, nämlich ein Münsterländer, sonst guter Leute Kind, habe studiert, in Bonn, in Heidelberg, auch auf einer Ferienreise vom Rigi geschaut, und die Welt nicht nur weitläufig, sondern sogar überaus schön gefunden, — ein in der Tat wunderbar köstlicher Moment, und für den armen Studenten, der um jeden zu diesem Zwecke heimgelegten Taler irgendeine andere Freud hat totschlagen müssen, ein tief fast wie heilig bewegender Moment, — dennoch nichts gegen das erste Knistern des Heidekrauts unter den Rädern, nichts gegen das mutwillige Andringen der ersten Blütenstaubwolke, die die erste Nußhecke uns in den Wagen wirbelte — nach zwei langen auswärts verlebten Jahren. Ich lehnte mich weit aus dem Schlag, ließ mich gelb einpudern, wie ein Römer aus den Zeiten Augusts, und sog wie berauscht die erstickenden Küsse meiner Heimat ein, — dann kamen meine klaren, stillen Weiher mit den gelben Wasserlilien, meine Schwärme von Libellen, die wie glänzende Zäpfchen sich überall anhängen, meine blauen, goldenen Schmetterlinge, welche bei jedem Hufschlag ein flatterndes Menuett veranstalteten. — Wie gern wäre ich ausgestiegen und ein Weilchen nebenhergetrabt, aber es kam mir vor, als müsse ich mich schämen vor den Leuten im Schnellwagen, und vor allen machte mir ein bleicher, winddürrer Herr Not, der ganz aussah, wie ein Genie, was auf Menschenkenntnis reist, denn ich bin ehrlicher Leute Kind, und möchte nicht gern als empfindsame Heidschnucke in einem Journale figurieren — deshalb will ich denn auch hier abbrechen, und nur erst sagen, daß ich seit zwölf Jahren wieder bei uns zulande bin und mein friedliches Brot habe, als Rentmeister meines guten gnädigen Herrn, der keine Schwalbe auf seinen Dächern belästigen mag, wie viel weniger seine Leute überladet, so daß ich meine Arbeit in der Tat ganz wohl zwingen kann, und um vieles an gutem, wie man sagt, ich meine, gesundem Aussehen gewonnen habe, sonderlich in den letzten fünf Jahren,

seit ich das obere Turmzimmer bewohne, was das gesündeste im Hause ist, und mir noch allerhand kleine Ergötzlichkeiten gestattet, indem ich aus dem Fenster angeln und den Reiher über dem Schloßweiher schießen kann. Die Zeitungen werden mir auch gebracht, nachdem der Herr sie gelesen, und die Bücher aus der Leihbibliothek; so füllt sich mein Überschuß an Zeit ganz behaglich aus, und ich bleibe so nett im Rapport mit der politischen und belletristischen Außenwelt. Sehr wunderlich war mir zumute, als mir vor etwa zehn Jahren zum ersten Male mein gutes Ländchen in van der Veldens Romane unverhofft begegnete; es war mir fast, als sei ich nun ein lion geworden, und könne fortan nicht mehr in meinem ordinären Rocke ausgehen. In den letzten Jahren habe ich mich indessen dagegen verhärtet, seit wir Westfalen in der Literatur wie Ameisen umherirrten. — Ich will nichts gegen diese Schrift sagen, da ich wohl weiß, wie es mir ergehen würde, wenn ich z. B. einen Russen oder Kalmücken beschreiben sollte, aber so viel ist gewiß, daß ich in den Figuren, die dort unsere Straßen durchwandeln, höchstens meinen Nebenmenschen erkannt habe; mir fiel dabei ein, wie ich in den Gymnasialjahren bei einer stillen honetten Familie wohnte, wo jeden Abend Walter Scotts Romane, einer nach dem andern, andächtig vorgenommen wurden, — mein Wirt war Forstmann, sein Bruder Militär, und seiner Frauen Bruder, der sich pünktlich um sieben mit der langen Pfeife und einem starken Salbenduft einstellte, Wundarzt. Gott! wie haben wir uns an dem Schottländer ergötzt, aber nur ich ganz rein, weil ich von allem, was er verhandelte, eben kaum oberflächliche Kenntnisse hatte, die andern hingegen fanden alles unübertrefflich bis auf die greulichen Schnitzer in jedes eigenem Fach, und lagen sich oft in den Haaren, daß sie im Eifer das Licht ausdampften und mir vor Rauch und Angst der Atem ausging, denn mein Held lag derweil hart verwundet am Boden, und mir war, als müsse er sich verbluten. Daraus habe ich denn geschlossen, nicht damals, sondern nachträglich, daß man, sowohl aus Billigkeit, als um sich nicht unnötig zu verstimmen, zuweilen die Krähe für den Raben muß gelten lassen, und es

nicht zu genau nehmen mit Leuten, die vielleicht aus Not, als gute Familienväter sich mit Gegenständen befaßt haben, zu denen durchgängig ihnen nun einmal die Gelegenheit nicht ist gegeben worden; dennoch war es mir, so oft ich las, als rufe alles Totgeschlagene um Hilfe, und fordere sein Leben von mir, — ich hatte seitdem keine Ruhe. — Alte nebelhafte Erinnerungen aus meinen frühesten Jahren tauchten auf, glitten mir tags über die Rechnungen und kamen nachts in einer lebendigen Verkörperung wieder, die ich gar nicht mehr in meinem Gedächtnisse geborgen glaubte. Ich war wieder ein Kind und kniete neugierig andächtig auf dem grünen Stiftsanger, während die Prozession an mir vorüberzog, die Kirchenfahnen, die Sodalitätsfahne, ich sah genau die seit dreißig Jahren vergessenen Zieraten des Reliquienkastens, und Fräulein, die ich schon so lange als alt und verkümmert kannte, daß es mir war, als könnten sie nie jung und selbständig gewesen sein, traten in ihrer weißen Ordenstracht, so stattlich und sittsam, hinter dem hochwürdigsten Gute her, wie es christlichen Herrschaften geziemt. Seltsam genug war in diesen Träumen auch alle Scheu und Beschränktheit eines Kindes wieder über mich gekommen; ich fürchtete mich etwas Weniges vor den Bärten der Kapuziner, nahm nur zögernd und doch begierig das Heiligenbild, was sie mir mit resoluten Reden aus ihrem Ärmel hervorsuchten, sah verstört hinter mich, wenn meine Tritte in den Kreuzgängen widerhallten, und horchte mit offenem Munde auf die eintönigen Responsorien der Domherren, die aus dem geschlossenen Chore mir wie Wirkung ohne Ursache hervorzudröhnen schienen. Wachte ich dann auf, so war mir zumute, wie einem Geplünderten, verarmt und tief betrübt, daß alles dieses und noch so viel anderes Landesgetreue, was so reich und wahrhaftig gelebt, fortan kein anderes Dasein haben sollte, als in dem Gedächtnisse weniger Alternder, die auch nach und nach abfallen, wie das Laub vom Baum, bis der kalte Zugwind der Ereignisse auch kein Blatt mehr zu verwehen findet.

Träumen macht närrisch, pflegt man zu sagen; mich hat es närrisch genug gemacht. An einem schönen Tage, als gerade

ein blöder, mutwilliger Sonnenschein mir gute Courage machte, schnitt ich entschlossen ein Dutzend Federn, nahm mich gleichsam selber bei den Ohren und dachte: Schreib auf, was du weißt, wäre es auch nur für die Kinder des Herrn, für Karl und Klärchen. Angefangen habe ich denn auch; aber wenn ich sagte, es sei gut geworden, so hätte ich mich selber zum Narren. Solange ich schrieb, kam es mir schon leidlich vor, und ich hatte mitunter Freude an eigenen netten Einfällen und, wie mich dünkte, ganz poetischen Gedanken. Aber wenn ich es mir nun vor anderer Augen oder gar gedruckt dachte, dann schoß es mit einem Male zum Herzen, als sei ich doch ganz und gar kein Genie, und obwohl gleichsam mit der Feder hinterm Ohr geboren, doch wohl nur, um Register zu führen und Rechnungen auszuschreiben. In meinem Leben habe ich mich nicht so geschämt, als wenn ich dann, wie dies ein paarmal geschah, die Tischglocke überhörte und der Bediente mich überraschte, der gottlob kein Geschriebenes lesen kann. Aller Augen sahen auf mich, ich schluckte meine Suppe nachträglich hinunter wie ein Reiher, und es war mir, als wenn alle mit den Fingern auf mich wiesen, sonderlich die beiden Kinder. Bei Gott! es muß ein angstvolles Metier sein, das Schriftstellern, und ich gönne es keinem Hunde. Darum bin ich auch so herzlich froh, daß ich dieses Manuskript gefunden, was alles und weit mehr enthält, als ich zu sagen gewußt hätte, dabei in einem so netten Stile, wie es mir schwerlich würde gelungen sein. Das Heft lag im Archive unter dem Lagerbuch, und ich habe dieses wohl hundertmal davon hinein- und hinausgeschoben, ohne es zu beachten; aber an jenem Tage, ungefähr werden es drei Wochen hin sein, rutschte es einem Bündel Papier nach auf den Boden, und eine glückliche Neugierde trieb mich an, hineinzusehen. Der Verfasser ist ein Edelmann aus der Lausitz, Lehnsvetter einer angesehenen, seit zwanzig Jahren erloschenen Familie, deren Güter meinem Herrn zugekommen sind, das Hauptgut als Allodium durch Erbschaft, da des Herrn Mutter eine Tochter jenes Hauses war, die geringeren Besitzungen durch Kauf vom Bruder dieses Lausitzers im Zeitpunkt der Auf-

hebung der Lehnsrechte durch Napoleon. Wie das Manuskript hierher gekommen, weiß ich nicht, und der Herr, dem ich es vorgelegt, weiß ebenfalls nichts darüber. Vielleicht hat es mein Vorgänger im Amte, der aufgeweckten und wißbegierigen Geistes gewesen sein soll, von einer seiner Inspektionsreisen mitgebracht. Es lagen noch zwei vergilbte Briefe darin, woraus erhellt, daß jener Edelmann unerwartet abreisen mußte, weil sein Bruder am Nervenfieber schwer erkrankt war, daß er, in der Heimat angekommen, über der Pflege desselben gleichfalls erkrankte und starb, während der andere aufkam. So mag er wohl sein Manuskript in der Angst und Eile vergessen haben. Er scheint ein munterer und wohlmeinender Mann gewesen zu sein, billig genug für einen Ausländer, und mit der so seltenen Gabe, eine fremde Nationalität rein aufzufassen. Ich würde bedauern, daß er so früh sterben mußte, wenn ich nicht bedächte, daß er jetzt doch schwerlich noch am Leben sein könnte; sechsundfünfzig Jahre sind eine lange Zeit, wenn man schon vorher in den Dreißigern war. Die angesehene und fromme Familie, bei der er einen Sommer zugebracht, hat auch früh, man möchte sagen, unzeitig, erlöschen müssen — zuerst der alte Herr, der sich beim Botanisieren erkältete, und so glatt und wohlerhalten für seine Jahre er aussah, sich doch als sehr schwach erwies, denn er schwand hin an der leichten Erkältung wie ein Hauch, — dann der junge Herr, den man bis zu seiner Majorennität auf Reisen schickte und der in Wien ein trauriges, vorzeitiges Ende fand im Duell, nur einer eingebildeten Beleidigung willen, die das freundliche Gemüt des jungen Mannes nicht beabsichtigte, — Fräulein Sophie starb ihnen bald nach, sie war nie recht gesund gewesen und diese beiden Stöße zu hart für sie, — meines Herrn Mutter mußte die Geburt ihres Kindes mit dem Leben bezahlen, — aber wer sie alle überlebte, war die Frau Großmutter, die nach dem Verluste der Ihrigen hierher zog und sich mit großer Elastizität an dem Gedeihen ihrer Enkel wieder aufrichtete, — ich habe sie noch gekannt als eine steinalte Frau, aber lebendig, heftig und aller ihrer Geisteskräfte mächtig bis zum letzten Atemzuge; man hätte

fast denken sollen, sie werde nimmer sterben und doch war es am Ende ein leichtes Magenübel, was sie hinnahm, — ihr Andenken ist in Ehren und Segen und der gnädige Herr noch immer still und nachdenklich an ihrem Todestage.

Als ich ihm das Manuskript gab, war er sehr erregt und ich glaubte nicht, daß er dessen Veröffentlichung zugeben werde. Nachdem es aber vierzehn Tage lang auf seinem Nachttische gelegen und er in dieser Zeit kein Wort zu mir darüber geredet hatte, gab er es mir am verwichenen Sonnabend zurück, mit dem Zusatze: von einem Westfalen geschrieben, würde es weniger bedeutend sein, aus dem Munde eines Fremden aber sei es ein klares und starkes Zeugnis, was sein Gewissen ihm nicht erlaube aus Familienrücksichten zu unterdrücken.

So mag es denn sein! Und ich gebe es dem Publikum zum Gefallen oder Mißfallen; es ist kein Roman, es ist unser Land, unser Volk, unser Glaube, und was diese trifft an Lob oder Tadel, was die Lebenden tragen müssen, das möge auch über diese toten Blätter kommen.

2. Der Edelmann aus der Lausitz und das Land seiner Vorfahren.

Soeben hat die Schloßglocke halb zehn geschlagen — es ist eigentlich noch gar nicht Nacht — ein schmaler Lichtstreifen steht im Westen und zuweilen fährt noch ein Vogel im Gebüsche drüben aus seinem Halbschlafe auf und träumt halbe Kadenzen seines Gesanges nach — dennoch ists hier fast schon Nacht — soeben hat man mir eine schöne neue Talgkerze gebracht — Holz in den Kamin gelegt, um einen Ochsen zu braten, und nun soll ich ohne Gnade in die Daunen. — Unmöglich; im emanzipiere mich, — heimlich, aber desto sicherer, und niemand sieht es mir morgens an, daß ich allnächtlich bis zwölf oder eins den stillen Wohltäter des Hauses mache und auf Wasser und Feuer zwar nicht achte, aber doch

achten würde, wenn dergleichen Dinge hierzulande nicht unschädlich wären, wie ich wohl schließen muß, wenn ich jeden Abend Knecht und Magd mit flackernden Lampen in Heuboden und Ställen umherwirtschaften sehe. Diese alten Mauern, die doch wenigstens ihre drei Jahrhunderte auf dem Rücken zu tragen scheinen! seltsames schlummerndes Land! so sachte Elemente! so leise seufzender Strichwind, so träumende Gewässer, so kleine friedliche Donnerwetterchen ohne Widerhall! und so stille, blonde Leutchen, die niemals fluchen, selten singen oder pfeifen, aber denen der Mund immer zu einem behaglichen Lächeln steht, wenn sie unter der Arbeit nach jeder fünften Minute die Wolken studieren und aus ihrem kurzen Stummelchen gen Himmel rauchen, mit dem sie sich im besten Einverständnisse fühlen. Vor einer Viertelstunde hörte ich die Zugbrücke aufknarren, ein Zeichen, daß alles ab und tot ist, und das Haus fortan unter dem Schutze Gottes und des breiten Schloßteiches steht, der, nebenbei gesagt, an einigen Stellen nur knietiefe Furten hat; das macht aber nichts, es ist doch blankes Wasser, was darüber steht, und man könnte nicht durchwaten, ohne bedeutend naß zu werden: Schutz genug gegen Diebe und Gespenster! — Die Nacht wird sehr sternhell werden, ich sehe zahllose milchige Punkte allmählich hervordämmern, — drei Hühnerhunde und zwei Dachse lagern auf dem Estrich unter meinem Fenster und schnappen nach den Mücken, die die dekretierte Nacht noch nicht wollen gelten lassen. Aus den Ställen dröhnt zuweilen das leise Murren einer schlaftrunkenen Kuh oder der Hufschlag eines Pferdes, das mit Fliegen kämpft — im Zimmer meines guten Vetters von Noahs Arche her brennt das einzige Nachtlicht; was soll ein ehrlicher Lausitzer machen, der um elf seine letzte Pikettpartie anzufangen gewohnt ist? Um mich liegen zwar die Schätze der Bibliothek: Hochbergs adeliges Landleben, Kerssenbrocks Geschichte der Wiedertäufer, Werner Rolevinks De moribus Westphalorum, und meines Wirtes nicht genug zu preisendes Liber mirabilis — aber mir geht es wie den Israeliten, die sich bei dem blanken Manna nach den Fleischtöpfen Ägyptens sehnten; o Dresde-

ner Staatszeitung, o Frankfurter Postreiter, die ihr mich so manches Mal in den Schlaf gewiegt habt, wann werden meine Augen euch wiedersehen? Können die Heringe und Schellfische des Münsterschen Intelligenzblattes meine politischen Stockfische ersetzen?

Aber warum schreibe ich nicht, oder vielmehr, warum habe ich nicht geschrieben diese zwei Monate lang? Bin ich nicht im Lande meiner Vorfahren? Das Land, das mein Ahn, Hans Everwin, so betrübten Herzens verließ und in sauberem Mönchslatein besang, wie eine Nachtigall in der Perücke? O Angulus ridens! o prata frondesque susurro etc. etc.

Ich weiß es, wie mich einst freuen wird, diese Blätter zu lesen, wenn erst dieses fremdartige Intermezzo meines Lebens weit hinter mir liegt; vielleicht mehr, als ich jetzt noch glaube; denn es ist mir zuweilen, als wolle das zwanzigfach verdünnte westfälische Blut sich noch geltend in mir machen. Gott bewahre! ich bin ein echter Lausitzer — vive la Lusace! und nun — das hat Mühe gekostet, bis ich an diesen Kamin gelangt bin — schlechte, schlechte Wege habe ich durchackert und Gefahren ausgestanden zu Wasser und Lande. Dreimal hab ich den Wagen gebrochen und einmal dabei auf dem Kopfe gestanden, was weder angenehm, noch malerisch war. Mit einem Spitzspann (so nennt man hier ein Dreigespann) von langhaarigen Bauernpferden habe ich mich durch den Sand gewühlt und mit einem Male den vorderen Renner in einer sogenannten Welle versinken sehen, einer tückischen wandernden Rasse von Quellen, die ich sonst nirgends angetroffen und die hier so manche Fahrwege unsicher macht, für das ganze Jahr stille hält, um im Frühlinge irgendeine gute Seele zu packen, zur Strafe der Sünde, die sie nicht begangen hat. Ich bin aus dem Wagen gesprungen wie ein Pfeil, denn — bei Gott! — mir war so konfus, daß ich an die Nordsee und Unterspülen dachte — von meinem Pferdchen war nur noch ein Stück Nase und die Ohren sichtbar, mit denen es erbärmlich zwinkerte. Zum Glück waren Bauern in der Nähe, die Heidrasen stachen und geschickt genug Hand anlegten: He, Hans! up! up! Ja, Hans konnte nicht auf und krebste sich immer

tiefer hinein; endlich ward er doch herausgegabelt und zog, niedergeschlagen und kläglich triefend, weiter voran, wie der bei der Serenade übel begossene Philister. Ich fand vorläufig den Boden unter meinen Füßen sicherer und stapfte nebenher durch das feuchte Heidekraut, immer an unsern Ahn denkend und sein horazisches: O Angulus ridens . . . und was denn hier wohl lachen möge? der Sand oder das kotige Pferd? oder mein Fuhrmann in seinem bespritzten Kittel, der das Ave Maria pfiff, daß die Heidschnucken davon melancholisch werden sollten? oder vollends ich, der wie ein Storch von einem Maulwurfshügel zum andern stelzte? — Doch — ich war es, der am Ende lachend in den Wagen stieg, dreimal selig, schon vor Jahrhunderten im kleinsten Keime diesem glückseligen Arabien entflohen zu sein; was sich mir in diesem Augenblicke von dem klassischen durch nichts zu unterscheiden schien, als nur durch den Mangel an Straßen und Überfluß an Pfützen. O Gott! dachte ich, wie mag die Halle deiner Väter beschaffen sein, du guter Everwin!

Eine halbe Tagereise weiter, und die Gegend klärte sich allmählich auf; die Heiden wurden kleiner, blumicht und beinahe frisch, und fingen an, sich mit ihren auffallend bunten Viehherden und unter Baumgruppen zerstreuten Wohnungen fast idyllisch auszunehmen; rechts und links Gehölz und, soweit ich es unterscheiden konnte, frischer kräftiger Baumschlag; aber überall traten dem Blicke mannshohe Erdwälle entgegen, die, vom Gebüsch überschattet, jeden Fahrweg unerläßlich einengten — wozu? wahrscheinlich, um den Kot desto länger zu konservieren; ich befragte meinen Fuhrmann, einen gereisten Mann, der sogar einmal Düsseldorf gesehen hatte und mich mindestens immer um mein drittes Wort verstand. „O Herr," sagte er, „wenn wir keine Wallhecken hätten, was würden wir dann für schelmhaftige Wege haben." Vivat Westphalia, dachte ich! — Wir ackerten voran — aus allen Häusern bellten uns Kläffer an, die ich allemal, die langhaarigen „Rüden", die glatten ohne Ausnahme „Teckel" locken hörte; vor den Eingängen einzelner größerer Höfe zerwüteten sich greuliche Zerberusse an ihrer Kette, und

es schien mir unmöglich, unzerrissen hinein- oder herauszukommen. — Was man nicht alles bemerkt auf einer Tagfahrt zwischen Wallhecken, den Himmel über, die Pfütze unter sich! Der Wagen hielt einen Augenblick an, vier kleine Buben, sämtlich in Troddelmützen und drei Kamisole übereinander, rot wie Äpfelchen, stolperten eilig herzu und langten mit der Hand nach dem Schlage; ich suchte nach ein paar Stübern, die man mir auf der letzten Station zugewechselt, und rief, indem ich sie aus dem Wagen warf: „Habt acht, ihr Buben!" Da aber nahmen sie Reißaus, und wie verscheuchte Hasen krabbelten sie den Erdwall hinan. „Gottes Wunder! was mochte das für ein Krabat oder Slowak sein, der kein Deutsch konnte und sein Geld in den Dreck warf?" Ich sah sie noch lange aus ihrem Hafen meinem Wagen nachstarren, wie, sans comparaison, einem abziehenden Kamele. Einem war beim Ansatz zur Flucht sein Holzschuh abhanden gekommen, und ich hörte ihn unter dem Rade ein unzeitiges Ende nehmen; mein Trost waren die herrenlosen Stüber und Matiere, mit denen sich das dicke Henrichjännchen oder Jannbärndchen (so heißt hier nämlich immer der dritte Mann) bezahlt machen konnte, wenn dieses nicht außer seinem Gedankenkreise lag. Jetzt weiß ich, daß die armen Dinger mir nur eine Kußhand geben, und schon damals begriff ich, daß sie mindestens nicht betteln wollten. Überhaupt sah ich keine Straßenbettler am Wege, und das Land meiner Vorfahren fing an, mir mindestens ganz nährend und behaglich vorzukommen, obwohl meine Augen noch immer vergeblich nach dem „Fette der Erde" ausschauten, bei dem die Leute so vollständig runde Köpfe und stämmige Schultern ansetzen konnten, bis ich durch die Lücken der Wallhecken über die schweren Schlagbäume weg in das Geheimnis der Kämpe und Wiesengründe drang, wo ich die eigentliche Elite der Ställe erblickte: schönes, schweres Vieh, ostfriesischer Rasse, das übersatt und schnaubend in dem wie von einem Goldregen überzitterten Graswalde lag. Ich bin zu sehr Landwirt, als daß dieser Anblick mich unbewegt gelassen hätte; ich dachte an mein liebes Dobbritz und meine krauslockigen Lämmerchen und fühlte das Blut meines Ahns

den Urenkeln seiner Ställe entgegenrollen — seltsam! ich kann dies niederschreiben, als dächte ich noch heute so, und doch ist mir so gar anders zumute.

Nun weiter — zum Ziele! Wenn die Lehmchausseen meiner so müde sind, als ich ihrer, so werden sie sich freuen, daß wir auseinanderkommen, und ich fühle mich noch innerlich zerschlagen von der Erinnerung und schmachte dem Ziele entgegen; doch zuvor noch ein Reiseabenteuer, kein kleines für meinen Fuhrmann — und was mir den ersten dämmernden Begriff von dem Charakter dieses Volkes gab. Wir hatten einen derben Chok überstanden — unsere Pferde verschnauften in der Heide und dampften aus Nüstern und Flanken — mein Bauer schlug Feuer an einer Art Lunte in messingener Scheide, die er seinen „perfekt guten Tüntelpott" nannte; in der Ferne bewegte sich etwas grell Rotes zwischen den Kühen und kam näher — es war ein Mensch in Scharlachlinnen, von grauschwarzer Gesichtsfarbe — ich sagte nichts und beobachtete meinen Bauer; der nahm langsam die Pfeife aus dem Munde, zog langsam einen Rosenkranz aus seiner Tasche, griff nach seinem Hute zweimal, ohne ihn zu lüften, und sah noch nicht auf. als das Unding ihm fast parallel war — es stand — es redete ihn an in fremdartigem Dialekt: „Wo führt der Weg nach Lasbeck?" Mein Bauer winkte mit der Hand einen breidünnen Fahrweg entlang; der Schwarze schüttelte den Kopf und sah auf seine Stiefeln, die schon Schlimmeres überstanden hatten. — „Kann ich denn nicht dort herunter?" sagte er, auf einen Fußweg deutend, der dieselbe Richtung direkter nahm. — „Das möchte nicht gut sein," sagte der Fuhrmann bedächtig. — „Warum nicht?" mein Schwarzer kurz angebunden, cholerischen Temperaments. — Nie werde ich den Ausdruck von, ich möchte sagen, ruhigem Schauder und tiefem Mitleid vergessen, mit dem mein Bauer erwiderte: „Da steht ein Kruzifix!" Der Mohr stieß ein paar Sacredieu's und Coquins hervor und fort trabte er mit seinem Briefbündel unterm Arm. Ist das nun lächerlich oder rührend? Es kommt darauf an, wie man es auffaßt — ich gestehe, daß ich meinem Weißkittel gern irgendeine Güte angetan hätte in diesem Augen-

blick, und seine religiöse Scheu ohne Furcht und Haß, seine tiefe, überschwengliche Gutmütigkeit, die selbst den Teufel nicht ins Labyrinth führen möchte, lag so rührend vor mir, daß ich seinem breiten Rücken, wie er langsam, den Rosenkranz abzählend, neben den Pferden herschritt, die ersten Liebesblicke in diesem Lande zugewendet habe. Möge Gott dich behüten, du gutes, patriarchalisches Ländchen, Land meiner Vorfahren, wie ich dich gerne nenne, wenn man mir mein Anteil Lausitzer Blut ungekränkt läßt; mit der Ironie ists ab und tot. — —

Ich fahre durch die lange, weite Eichenhalle, wo die schlanken Stämme ihre noch schwach belaubten Wipfel über mich breiten; ich sehe zwischen den Lücken der Bäume einen weiten Wasserspiegel, graue Türme vortreten; bei Gott! es war mir doch ein wenig seltsam zumute, als ich über die Zugbrücke rollte und über dem Tore den steinernen Kreuzritter mit seinem Hunde sah, dessen der alte Everwin so wohlredend gedenkt: „Eques vexillum crucis sublevans, cum molosso ad aquam hiante" — alter Hans Heinrich! schwenkst du deine Fahne auch schützend über deinen verarteten Zweig, dem dein Glaube und dein Land fremd geworden sind? Im Schlosse war ich so halbwege erwartet, d. h. so im Bausch und Bogen, wo es auf eine Handvoll Wochen nicht ankommt; ein schlau aussehender, schwärzlicher Bursche in himmelblauer und gelber Livree, streng nach dem Wappenbuch, öffnete den Schlag und erkannte mich sofort für den fremden Vetter, als ich vom „Schlosse" redete und nach dem „Baron" fragte. „Der Herr sind auf dem Vogelfang, aber die gnädige Frau sind zu Hause!" Zugleich hörte ich drinnen: „Ihro Gnaden, he is do, he is do, de Herr ut de Lauswick!" und sah beim Eintritt noch zwei dicke, passablement himmelblaue Beine.

Das war also der Eintritt in die Halle meiner Väter; ja, hört, wie es erging, — ihr Wände! meine ich, und du, jammernder Scheit im Kamin! — denn auf die drei Spione und zwei Dachse kann ich nicht rechnen, da das Fenster geschlossen ist. Die gnädige Frau empfing mich stattlich, aber verlegen, das Bäschen stumm verlegen, der junge Vetter neu-

gierig verlegen, der eigentliche Herr, der fast mit mir zugleich eintrat und bei unserer ersten Bewillkommnung einen piependen und flatternden Vogel in der Hand hielt, war auch verlegen, aber auf eine überaus teilnehmende Weise. Verlegen waren alle, und so blieb mir nichts übrig, als es am Ende mit zu werden; man sah, wie in allen eine unterdrückte Herzlichkeit kämpfte, mit einem Etwas, das ich nicht ergründen konnte, bis ich mich verstohlen vom Kopfe bis zu den Füßen musterte. Meine Augen hatten den rechten Weg eingeschlageen — der galonierte Rock — die Ringe an den Fingern, so tragen sich hierzulande die Windbeutel, und womit ich, unter uns gesagt, diesen Leuten an der Welt Ende zu imponieren glaubte und auf der letzten Station wenigstens eine gute Stunde verwendet hatte, das gab mir hier das Ansehen eines, der nächstens zum Bankerott umkippen will und Kredit auf seine Tressen sucht. Hier ist alles so feststehend, man weiß so genau, was jeder gilt, daß dergleichen Nachhilfe und Augenverblendung immer nur wie Notschüsse herauskommen, und ich bin jetzt überzeugt, daß mein guter Vetter unter seinen Grüßen und Verbeugungen alle seine Gefälle und Zehnten überzählte, und wieviel davon wohl zur Aushilfe eines verlorenen Sohnes im zwanzigsten Gliede möchte ritterlich, christlich und doch ohne Unverstand zu verwenden sein. Jetzt weiß ich dieses, und es demütigt mich nicht; hätte ich es damals gewußt, so würde es mich allerdings in einen kläglichen, innern Zustand von Scham und Zorn versetzt haben. Dennoch ging der erste Tag mühsam hin, obwohl der Vetter mich in alle seine Freuden und Schätze einweihte; seine nie gesehenen Blumenarten eigener Fabrik, seine Rüstkammer, seine landwirtschaftlichen Reichtümer, sogar den Augapfel seines Geistes, sein unschätzbares Liber mirabilis — ich dachte, zu meiner Unterhaltung — jetzt weiß ich aber, daß es ein schlauer Streich vom alten Herrn war, der mir so heimlich auf den Zahn fühlte, wie es mit adligen Künsten bei mir beschaffen sei — nämlich mit Latein, Ökonomie und Ritterschaftsverhältnissen. Mir ging's, wie dem Nachtwandler, und ich trat je blinder, um desto sicherer auf. Acht Tage kann ich auf mein

Noviziat rechnen, wo täglich eine neue Schleuse des Wohlwollens sich zögernd öffnete, das eigentümliche milde Lächeln des Herrn täglich milder, die scharfen Augen seiner Frau täglich strahlender und offener wurden, und als mich am achten Tage der junge Herr Everwin auf seine Stube geführt und Fräulein Sophie abends aus freien Stücken ein schönes, etwas altmodisches Lied zum Klavier gesungen hatte, da war ich absolviert und fortan ein Kind und Bruder des Hauses. Ich fühlte dieses, als ich am nächsten Morgen von Abreise sprach, um meinem Bleiben einen festen Boden zu geben, der auch sogleich unter mir aufstieg. „Mich dünkt," sagte der alte Herr (der „Herr", sagt man hier kurzweg, „Baron" ist ausländisch und windbeutlig) mit einem triumphierenden Lächeln, „mich dünkt, Sie bleiben hier in Nummer Sicher, bis Sie Ihr Recht in der Tasche haben. Der Hund des alten Hans Heinrich hat uns so manchen Prozeß weggebellt, der wird Ihnen auch keinen durchs Tor lassen." Ich dachte an meine Gedanken, als ich unter dem Steinbilde einfuhr, und der alte Herr mußte mir etwas dergleichen ansehen, denn er schüttelte meine Hand und sagte: „Lieber Herr Vetter!" — So bin ich denn nun seit zwei Monaten hier, Boten gehen und kommen, und meine Geschäfte ziehen sich in die Länge; ich helfe dem Herrn botanisieren, Vögel fangen und sein Liber mirabilis auslegen, wobei ich schlecht genug bestehe und manche Eselsbrücke schlage, die der Vetter gütig unbemerkt läßt; besser komme ich fort in den gelegentlichen Gesprächen über ernste Gegenstände und klassische Wissenschaften, in denen der alte Herr vortrefflich beschlagen ist und ich aber auch kein Hund bin — was mich aber zumeist ergötzt, ist die lebendige, frische Teilnahme, die kräftige Phantasie, mit der alles meinen Erzählungen von Städten, Ländern und vor allem von den Wundern des grünen Gewölbes horcht. Diese stillen Leute sitzen unbewußt auf dem Pegasus, ich will sagen, sie leben in einer innern Poesie, die ihnen im Traume mehr von dem gibt, was ihre leiblichen Augen nie sehen werden, als wir andern übersättigten Menschen mit unsern Händen davon ergreifen können. Ich bin gern hier, es wäre Fadheit, es zu

leugnen, und Undank zugleich; auch langweile ich mich keineswegs, man treibt hier allerlei Gutes, etwas altfränkisch und beengt, aber gründlich. Auch gibt es hier von den seltsamsten Originalen, und zwar rein naturwüchsigen, sich völlig unbewußten; wenn ich bedenke, was ich noch alles nachzuholen und zu erläutern habe, ehe ich wieder bis zu diesem Abende, diesem Kamin und diesen Mücken gelange, die mich unbarmherzig molestieren, so scheinen mir alle Gänseflügel auf dem Hofe in Gefahr, — aber jetzt ist's spät, — meine Kerze hat sich mehr schön als dauerhaft bewiesen; sie ist mehr verlaufen, als verbrannt, und auf dem Tische schwimmt's von Talg, den ich noch vor Schlafengehen mit eigenen Händen reinigen muß, um nicht morgen von meinem Freunde Dirk als der schmierige Herr aus der Lauswick bezeichnet zu werden. Das Licht des Vetters brennt dämmrig wie ein Traum — die Sterne sind desto klarer, welch schöne Nacht!

3. Der Herr und seine Familie.

Honneur aux dames! Ich fange an mit der gnädigen Frau, einem fremden Gewächs auf diesem Boden, wo sie sich mit ihrer südlichen Färbung, dunklen Haaren, dunklen Augen ausnimmt wie eine Burgundertraube, die in einen Pfirsichkorb geraten ist; sie stammt aus einer der reichen rheinländischen Familien, die man hier für ebenbürtig gelten läßt, und der Vetter, der vor zwanzig Jahren nach Düsseldorf landtagen ging und von einer plötzlichen Lust, die Welt zu sehen, befallen wurde, lernte sie in Köln vor dem Schreine der heiligen drei Könige kennen, und fühlte dort zuerst den vorläufig noch äußerst embryonischen Wunsch, sie zur Königin seines Hauses zu machen. Das ist sie denn auch im vollen Sinne des Wortes: eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem Kühnsten wohl zu imponieren versteht und, was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin des Mannes, der eigentlich keinen Willen

hat, als den ihrigen, daß alle Frauen, die Hosen tragen, sich wohl daran spiegeln möchten. — Es ist höchst angenehm, dieses Verhältnis zu beobachten; ohne Frage steht diese Frau geistig höher, als ihr Mann, aber selten ist das Gemüt so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht, wie schlaue Frauen wohl tun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen.

Nie habe ich bemerkt, daß ein Mangel an Welterfahrung seinerseits sie verlegen gemacht hätte, dagegen strahlen ihre schwarzen Augen wie Sterne, wenn er seine guten Kenntnisse entwickelt, Latein spricht wie Deutsch und sich in alten Tröstern bewandert zeigt, wie ein Cicerone. — Die gnädige Frau hat südliches Blut, sie ist heftig, ich habe sie sogar schon sehr heftig gesehen, wenn sie bösen Willen voraussetzt, aber sie faßt sich schnell und trägt nie nach. Sehr stattlich und vornehm sieht sie aus, muß sehr schön gewesen sein, und wäre dies vielleicht noch, wenn ihre bewegten Gefühle sie etwas mehr Embonpoint ansetzen ließen; so sieht sie aus wie ein edles, arabisches Pferd; ihr neues Vaterland hat sie liebgewonnen und macht gern dessen Vorzüge geltend, nur mit der Art Überschätzung, die oft gescheiten Leuten von starker Phantasie eigen ist. So hat sie alle alten, mitunter verwunderlichen Gewohnheiten und Rechte des Hauses bestehen lassen und wacht über Ordnung und ein billiges Gleichgewicht; ich werde noch auf die respektablen Müßiggänger kommen, über die man hier bei jedem Schritte fällt und die ich bei mir zu Hause würde mit dem Ochsenziemer bedienen lassen; hier möchte ich sie selbst nicht gekränkt sehen. Bettler in dem Sinne wie anderwärts gibt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so gut wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu dreien oder mehreren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich, aber ehrbar, und keinen vorübergehen, ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau tut mehr, sie geht herunter und

macht die schönste Konversation mit ihnen über Welthändel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält, darum gilt sie denn auch für eine brave „gemeine“ Frau, was so viel heißt als populär, und sie ist immer mit gutem Rat zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft. Sehr habe ich ihre Geduld bewundern müssen mit einem Verrückten, dem Sohne des Müllerhauses, dessen Licht ich eben durch die Mauerluke herüberscheinen sehe. Der arme Mensch ist irre geworden über eine Heiratsgeschichte, obwohl nicht eben aus Liebe. Seine Verlobte nahm auf Drängen ihrer Eltern einen andern — solchen Schimpf konnte er nicht verwinden; zugleich drängte ihn die Mutter, deren Kräfte schnell abnahmen, zum Heiraten — zwei neue Pläne, die übereilt angelegt waren, schlugen fehl. Franz hatte einen tiefen, heimlichen Hochmut auf seine ehrenwerte Familie, die seit vielen Generationen des Herrn Mühle mit Lob versehen hatte, und noch mehr, weil er als älterer Spielkamerad und halber Aufseher der Herrschaft aufgewachsen war und noch jetzt zu den Auserwählten gehörte, die auf Hochzeiten mit den Fräuleins einen Tanz machten. Die Scham quälte ihn, das Drängen seiner Mutter und die Furcht, eine schlimme Wahl zu treffen, oder gar mit einem neuen Korbe aufzuziehen, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe; seine Augen bekamen nach und nach etwas Stieres im Blick, und mit einem Male fing er an, allerlei wirres Zeug zu reden. Jetzt ist er ganz irre, obwohl voll Höflichkeit und, wenn man ihn auf ganz fremde Gegenstände lenkt, von recht verständigem Urteile; aber dazu kommt es selten, seine fixen Ideen halten ihn wie mit eisernen Klammern und fahren in jedes beruhigende Gespräch, wie Sporenstiche, hinein. Jetzt ist seine größte Not eine Prinzessin von England, die man ihm zufreien will, was ihn als guten Katholiken ängstigt; er hält sich ihr ganz ebenbürtig, doch hat er ein halbes Bewußtsein von ihrer hohen Stellung und daß sie ihn, wenn er sich sperrt, könnte wohl einstecken oder auf die Tortur bringen lassen, und er bereitet sich durch Lesen in der Bibel auf sein einstiges Märtyrertum vor, dem er doch womöglich noch entschlüpfen

möchte; darüber hält er denn täglich mit der gnädigen Frau lange Beratungen, die mit himmlischer Geduld ihm schlaue Ausflüchte erfinden hilft und wirklich, wie ich glaube, allein bis dahin ihn vor völliger Raserei gerettet hat. Mich durchrieselt jedesmal ein Schauder, wenn ich dieses Angstbild sehe; hier erregt es nur tiefe ruhige Teilnahme. — Aber ich bin von meinem Thema abgekommen, also der junge Herr — Everwin heißt er, in getreuer Reihenfolge wie die Heinriche von Reuß — steckt noch ein wenig in der Schale. Neunzehn Jahre ist er alt und lang aufgeschossen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis ins Gehirn sehen zu können. Ich höre ihn oft im Nebenzimmer gefährlich stöhnen und räuspern über den Klassikern und alten Geschichtswerken, an denen er eine Mühe hat, daß ihm mittags zuweilen die Haare davon zu Berge stehen. Ich höre ihn mehr als Everwin den Fleißigen bezeichnen, d. h. fleißig, so hübsch mit Zeit vor Hand, wie ein Roß den Kahn stromauf zieht. Ich will auch die kleinen schlichten Ausbrüche von Mutwillen, mit denen sich zuweilen seine jungen Jahre Luft machen, z. B. wenn er seiner Schwester die Handschuhe versteckt, nicht gerade hoch anschlagen. Auch die edle Musik, eine Hauptlust und ein wirklich schönes Talent der ganzen Familie, treibt er mit schuldigem Eifer. Ich profitiere auch zur vollen Genüge von seinem Geigenspiel; zuweilen, wenn ich gerade gut gelaunt und recht im dolce far niente bin, nicht ohne Vergnügen: er streicht seinen Viotti so sanft und reinlich ab, und an manchen Stellen mit so kindlich mildem Ausdruck, daß ich oft denke: er ist doch der Papa en herbe, der nur noch nicht zum Durchbruch kommen kann. — Dieses geringe, leider an Wert verlierende Vergnügen wird mir aber reichlich versalzen durch die Übungsstunden, wo absichtlich zu Schwieriges vorgenommen wird; von all dem Wasser, was mir diese Doppelpassagen, bei denen immer ein falscher Ton nebenherläuft, schon in die Zähne getrieben haben, könnten wenigstens zwei Mühlen gehen; zuweilen gibt Karo, des Vetters sehr geliebter Spion, noch die dritte Stimme dazu, und dann ist der Moment da, wo ein spleeniger Engländer sich ohne Gnade er-

hängen würde. Mein Zimmer ist indessen der Ehrenplatz im Hause; und Hoffart will Not leiden; zudem kann mir nicht entgehen, daß Everwin, wo es ohrengefährlich wird, den Bogen so leise ansetzt, wie ein menschlicher Wundarzt die Sonde, und sogar zuweilen mir zuliebe seinem Karo einen Fußtritt gibt, der ihm gewiß selber wie ein Pfahl durchs Herz geht; er ist überhaupt ein bescheidener jüngferlicher Nachbar, der morgens auf den Zehen umherschleicht und sich abends gleichsam ins Bett stiehlt, daß ich kaum die Decken rispeln höre! Sein Freund und Gefährte in allem ist der Neffe des Rentmeisters, Wilhelm Friese, ein wunderlich begabter junger Mann, an den Everwin sich festgesogen hat, wie die Auster an die Koralle. Ich sehe sie beide oft morgens um sechs Uhr zum Dohnenstrich ziehen, in knappen Jagdröcken und Lederkäppchen, fröhlich und mädchenhaft wie ein paar Klosternovizen in den Freistunden.

Vor Frauen hat er noch eine wahre Josephsscheu und würde einen unchristlichen Haß auf die Unglückliche werfen, mit der man ihn neckte. Zwei münsterische Schillinge gäbe ich drum, ihn dereinst auf Freiersfüßen zu sehen. Ohne Zweifel muß auch da sein Wilhelm vorgehen und der wird sich ebenfalls alle zehn Nägel abkauen vor Angst, obgleich er, gegen Everwin gerechnet, immer für einen Schalk gelten kann. Neulich früh saß ich am Ausgange der neuen Anlagen, die diesen Landsitz umgeben, wie Nester mit jungen Vögeln eine graue Warte — Everwin kam über Feld, Wilhelm hinterdrein. Ich hörte, daß sie sprachen, aber Everwin sah nicht zurück. „Ich sage es dir nochmals," rief Wilhelm, „wenn du dir keinen bessern Rock anschaffst, so bekommst du dein Lebtag keine Frau!" — „Ach bah!" brummte Everwin, und rannte wie ein Kurier und war bereits dicht neben mir, ohne mich zu sehen. „Lauf doch nicht so! Herr! laß uns das Ding überlegen; du kommst ja doch nicht vorbei. Was scheint dir, blau mit Tressen? Das steht gut zu blonden Haaren." „Wilhelm!" drohte Everwin und trat bis über die Knöchel in eine Lache. — „Guten Morgen, Vetter!" sagte ich. — „Sind Sie da? Ich habe ins Wasser getreten!" — „Das sehe ich!" und fort

trabten die beiden wie begossene Pudel, Wilhelm am betroffensten, daß ich seine gottlosen Reden gehört.

Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder aufs Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter, und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte. — Ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage, und ebenso oft wieder fast das Gegenteil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmütiges und fast peinlich Sittsames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz gibt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger, sowie körperlicher, fliegt eine leichte Röte über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kommt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papas geschieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher — mein Geschmack ist, ich gestehe es, ein im Opernhause mühsam eingelernter, dennoch meine ich, das Fräulein singt schön; über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen, — aber dieses seltsame Modulieren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tieftraurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur für einen geborenen Laien, wie mich, den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältnis zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber

wäre ich der Vetter, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in roten, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen, indem ich vorgebe, ein Lied von Fräulein Anna hören zu wollen, in die man mich deshalb etwas verliebt glaubt.

Fräulein Anna darf sich auch gar wohl sehen lassen; sie ist ein schönes braunes Rheinkind mit brennenden Augen, blitzenden Zähnen, Elfenfüßchen, zitternd vor verhaltenem Mutwillen, wie eine Granate, über der die Lunte brennt. Sie möchte gern immer reden und schweigt doch zumeist, weil sie den rechten Ton auf der hiesigen Skala nicht finden kann. Wenn wir abends unsere stillen ehrbaren Gespräche führen, sitzt sie gewöhnlich am Fenster und seufzt ungeduldig Wolken und Winde an, die nach den Rebhügeln ziehen, wo ihre jungen Gefährtinnen sich's wohl und lustig sein lassen, während sie hier bei der Tante die Klosterjungfer spielen muß. Wozu? Sie begreift es nicht und klagt die Heimat und die Fremde an. Ich denke, man hat einen Dämpfer für diese üppige Wasserorgel (?) nötig gefunden. — Dabei hat sie einen Anflug von Empfindsamkeit, liebt den Wald, schält alle Bäume an, um ihre Klagen darauf auszuhauchen. Den Onkel ehrt sie, weiß ihn aber nicht zu schätzen; — der Tante wendet sie eine zornige Liebe zu, da sie das verwandte Element fühlt, und vor Ungeduld überschäumt, es so beengt zu sehen. Sophie ist ihr fast fatal, und Everwin, den sie unsere Mamsell oder Lappemann (lab — lap = schmal, schmächtig) nennt, ist der ewige unfreiwillige Tröster ihrer Langeweile. Sie gibt ihm Salz mit auf die Jagd, sorgt, daß seine Leintücher umgeschlagen werden, so daß er nachts wie in einem kurzen Sacke steckt, oder läßt seine Dohnen ausnehmen und Maulwürfe oder schwarze Hadern hineinhängen, was ihm allemal wirklich nachgeht und empfindlicher ist, als die schlaflose Nacht. Da ihm zur Revanche Geschick und Kühnheit fehlen, ist's ein einseitiger Spaß, der in Everwins Herzen allmählich einen Sauerteig verkniffener Schadenfreude ansetzt. Ich sehe allemal etwas

wie einen falschen Sonnenstrahl über sein Gesicht zucken, wenn sie mit ihrer halb bewußten Kokketterie bei einem Kommenden abfährt oder Karo nach einem Wasserbade sich zunächst bei ihr abschüttelt, und ich habe ihn im Verdacht, ihn vorzugsweise auf ihrer Seite apportieren zu lassen. Dem Wilhelm scheint sie gewogener, nennt ihn einen gebildeten jungen Mann, und es kommt mir vor, als ob sie seinetwegen zuweilen ein Schleifchen mehr ansteckte, was er aber leider nicht zu bemerken scheint. Ich glaube überhaupt, daß zwei Drittel ihrer Seufzer dem Verkanntsein gelten. Ist's z. B. nicht hart, daß sie, die Französisch spricht wie Deutsch, und den Gellert zitieren kann, hier noch Rechenstunde nehmen muß bei einem invaliden Unteroffizier, der am Ausgang des Parkes wohnt? Wäre seine fuchsige Perücke nicht, und sein schönes Französisch, in dem er sich nach ihrem „ton père" erkundigt, sie führe aus ihrer Sammethaut, nun aber hat sie an ihm wenigstens einen Souffre-douleur, ein schlechtes Äpfelchen gegen den Durst, und macht ihn Zeug sagen und tun, daß der Onkel den Kopf schüttelt und doch lachen muß.

Fräulein Anna ist pikant wie (unleserlich), aber es ist unerquicklich, hier jemand zu sehen, der die Landesweise nicht aufzufassen versteht; der Spott ärgert einen, und doch wird man sich dadurch des Entbehrten bewußt und fühlt die Einförmigkeit wie einen schläfernden Hauch an sich streifen. —

Ich bemerke eben, daß ich den Fehler habe, mich in Stimmungen hinein- und hinauszuschreiben; so hat mich der Paragraph Anna fast rebellisch gemacht gegen das Haus meines guten Vetters, den ich mir als einen Bissen pour la bonne bouche in diesem Abschnitt zuletzt aufgehoben habe.

Gott segne ihn alle Stunden seines Lebens — ein Unglück kann ihn nur zur Läuterung treffen, verdient hat er es nie und nimmer — ich halte es für unmöglich, diesen Mann nicht lieb zu haben — seine Schwächen selbst sind liebenswürdig. Denkt Euch einen großen, stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen, ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und dar-

unter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte, und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt, daß es schon einen Viertelschelm reizen müßte, ihn zu betrügen und doch einem Doppelten es fast unmöglich macht. Gar adlig sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt, und er hat Mut für drei: ich habe ihn bei einem Spaziergange, wo man auf verbotene Wege geraten war, fast fünf Minuten lang einen wütenden Stier mit seinem Bambusrohr parieren sehen, bis alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten, und da sah, wie Wilhelm, der Neffe des Rentmeisters, sagt, der mit seinem Spazierstöckchen zur Hilfe herbeirannte, der Herr aus wie ein Leonidas bei den Thermopylen. Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. Eugen und Marlborough sind Namen, die seine Augen wie Laternen leuchten lassen, dennoch bin ich zweifelhaft, ob im vorkommenden Falle der Herr den Feind tapferlich erschlagen oder sich selbst lieber gefangen geben würde, um keinen Mord auf seine Seele zu laden. Von Räubern und Mordbrennern träumt er gerne, und wenn die Hofhunde nachts ungewöhnlich anschlagen und gegen irgendeinen dunkeln Winkel vor- und rückwärts fahren, hat man ihn wohl schon unbegleitet im Schlafrock mit blankem Degen in das verdächtige Verlies dringen sehen, mit wahrhaft acharnierter Wut den Schelm zu packen und einzuspunden, den er ann freilich am anderen Morgen hätte laufen lassen. Den Verstand des Herrn habe ich anfangs zu gering angeschlagen, er hat sein reichliches Anteil an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste fast ersetzt, dabei ein klares Judizium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigner Reinheit entspringt: sein erstes Urteil ist immer überraschend richtig, sein zweites schon bedeutend vom Mantel der christlichen Liebe verdunkelt, und wer ihm heute als erklärter Filou erscheint, ist morgen vielleicht ein gewandter Mann, den man etwas weniger schlau

wünschen möchte. Der Herr liest viel, täglich mehrere Stunden und immer Belehrendes, Sprachliches, Geschichtliches, zur Abwechslung Reisebeschreibungen, wo seine naive Phantasie immer den Autor überflügelt und er heimlich auf jedem Blatte ein neues Eldorado oder die Entdeckung des Paradiesgartens erwartet; überhaupt kommt mir diese Familie vor wie die Scholastiker des Mittelalters mit ihrem rastlosen, gründlichen Fleiße und bodenlosen Dämmerungen. — Alles bildet an sich und lernt zu bis in die grauen Haare hinein und alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden.

Ich habe schon gesagt, wie stark die Musik hier getrieben wird — die Anregung geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn abends in der Dämmerung auf dem Klavier phantasieren zu hören: ein wahres adliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang zuzuhören und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomsons Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen. Sonst hat der Herr noch viele Liebhabereien, alle von der kindlichsten Originalität; zuerst eine lebendige Ornithologie (denn der Herr greift alles wissenschaftlich an); neben seiner Studierstube ist ein Zimmer mit fußhohem Sand und grünen Tannenbäumchen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die immer offenen Fenster sind mit Draht verwahrt und darin piept und schwirrt das ganze Sängervolk des Landes, von jeder Art ein Exemplar, von der Nachtigall bis zur Meise; es ist dem Herrn eine Sache von Wichtigkeit, die Reihe vollständig zu erhalten; der Tod eines Hänflings ist ihm wie der Verlust eines Blattes aus einem naturhistorischen Werke. Er treibt ein wahres Spionieren nach jedem seltenen Durchzügler: früh um fünf Uhr sehe ich ihn schon über die Brücke schreiten nach seinen Weidenklippen und Leimstangen, und wieder in der brennenden Mittagshitze, sieben- bis achtmal in einem Tage; möchte ich ihm zuweilen die Mühe abnehmen und verspreche, die Klippe wohlgeschlossen zu lassen oder den

Vogel mitsamt der Leimstange in mein Schnupftuch gewickelt fein sauber herzutragen, so gibt er mir wohl nach, um mir keine Schmach anzutun, aber er trabt nebenher und es ist, als ob er meinte, meine profane Gegenwart allein könne schon den erwischten Vogel echappieren machen. Dann ist der Herr ein gründlicher Botanikus und hat schon manche schöne Tulpe und Schwertlilie in seinem Garten; das ist ihm aber nicht genug; seine reiche, innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten — er möchte gern eine Art unschuldigen Hexenmeisters spielen und ist auf die seltsamsten Einfälle geraten, die sich mitunter glücklich genug bewähren und für die Wissenschaft nicht ohne Wert sein möchten: so trägt er mit einem feinen Sammetbürstchen den Blumenstaub sauber von der blauen Lilie zur gelben, von der braunen zur rötlichen, und die hieraus entspringenden Spielarten sind sein höchster Stolz, die er mit einem wahren Prometheusansehen zeigt; die wilden Blumen, seine geliebten Landsleute, deren Verkanntsein er bejammert, pflegt er nach allen Verschiedenheiten in netten Beetchen, wie Reihen Grenadiere. Manchen Schweißtropfen hat der gute Herr vergossen, wenn er mit seinem kleinen Spaten halbe Tage lang nach einer seltenen Orchis suchte, und manches in seiner Domäne ist ihm dabei sichtbar geworden, was er sonst nie weder gesucht noch gefunden hätte; darum lieben die Bauern auch nichts weniger, als des Herrn botanische Exkursionen, bei denen er immer heimlich auf Unerhörtes hofft, z. B. ein scharlachrotes Vergißmeinnicht oder blaues Maßliebchen, obwohl er als ein verständiger Mann dies nicht eigentlich glaubt, aber, man kann nicht wissen! Die Natur ist wunderbar. Nichts zeigt die reiche, kindlich frische Phantasie des Herrn deutlicher als sein schon oft genanntes Liber mirabilis, eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte, von denen dieses Land wie mit einem Flor überzogen ist: fast der zehnte Mann ist hier ein Prophet — ein Vorkieker (Vorschauer, wie man es nennt) — und wie ich fürchte, einer oder der andere dem Herrn zulieb! — Seltsam ist's, daß diese Menschen alle eine körperliche Ähn-

lichkeit haben: ein lichtblaues, geisterhaftes Auge, was fast ängstlich zu ertragen ist; ich meine, so müsse Swedenborg ausgesehen haben; sonst sind sie einfach, häufig beschränkt, des Betruges unfähig, in keiner Weise von andern Bauern unterschieden. Ich habe mit manchem von ihnen geredet, und sie gaben mir anständigen Bescheid über Wirtschaft und Witterung, aber sobald meine Fragen übers Alltägliche hinausgingen, waren sie ihnen unverständlich, und doch verraten manche dieser sog. Prophezeiungen und Gesichte eine großartige Einbildungskraft, streifen an die Allegorie und gehen überall weit über das Gewöhnliche, so daß ich gezwungen bin, eine momentane geistige Steigerung anzunehmen — wie Mesmer sie jetzt in seiner neuen Theorie aufstellt. Der Vetter nun hat alle diese in der Tat merkwürdigen Träumereien gesammelt und teils aus scholastischem Triebe, teils, um sie für alle Zeiten verständlich zu erhalten, in sehr fließendes Latein übersetzt und sauber in einer buchförmigen Kapsel verwahrt, und Liber mirabilis steht breit auf dem Rücken mit goldenen Lettern; dies ist sein Schatz und Orakel, bei dem er anfragt, wenn es in den Welthändeln konfus aussieht, und was nicht damit übereinstimmt, wird vorläufig mit Kopfschütteln abgefertigt. Guter Vetter, Du hast mir Deinen Schatz anvertraut, obwohl ich weiß, daß Du lieber einmal auf Deinem Gesicht, als einen Flecken auf den Blättern erträgst; da liegt er rot, golden und stattlich, wie ein englischer Stabsoffizier, und ich sitze hier wie ein schlechter Spion und nehme eine geheime Karte von Deiner Person, — gute Nacht! würde ich sagen, aber Du hast immer gute Nächte, denn Du bist gesund und reinen Herzens. — Ich muß früh auf, — wir haben sieben Meisenkasten abzusuchen.

